

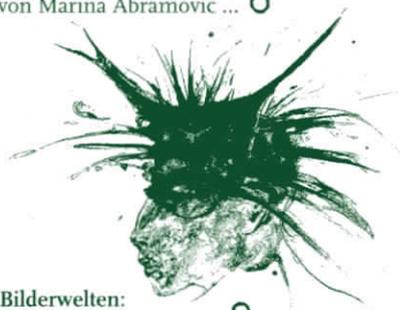
# Titel

## Im Reich der Kunst:

Was heißt hier weibliche Kunst? ... 3

## Tief unter der Haut:

Zum Auftritt von Marina Abramovic ... 6



## Angela Hampels Bilderwelten:

In Liebe zu den Bergen entflammt ... 8

## Bis das der Tod sie scheidet:

Gemeinsam leben, gemeinsam arbeiten ... 10

## Schien eigentlich der Mond?:

Über das Festival des Puppentheaters ... 12

## Die Bewegung ist nicht

### bewegungslos:

Ea Solas Tanztheater ... 14

## Die Wiederentdeckung der

### Linkshändigkeit:

Waltraud Schwab im Briefwechsel  
mit Laura Gallati, beide linkshändig ... 16

## Der Bär stept nicht in Köln:

In Köln leben und von  
seiner Kunst leben können ... 19

## Der Traum vom Schreiben:

Gabriele Bärtels analysiert sich und andere ... 21



## Aus Liebe zur Literatur:

Von einer neuzeitlichen Literatur-Salonière ... 23

## Wie es einer Ratlosen entspricht:

Über die Schriftstellerin  
und Malerin Barbara Honigmann ... 26

## Um die Angst kreisen:

Über die Arbeiten  
von Anke Feuchtenberger ... 28

## Postfeministische Comic-Girls:

Die neue Comicwelt kommt  
mit ironischer Gelassenheit daher ... 31

## Ich will Spaß, es macht Spaß:

Evelin Höhne und ihre Püppchen ... 32



# Politik



Reportage aus Tirana: Ein Bett für sich allein ... 34

## Kriegsnachlese:

Abbau von Feindbildern ... 40

Frauen im Krieg ... 43

Der erste Krieg der Grünen ... 44

## Kommentar:

Rau statt Frau ... 46

Schein-Heiligkeit ... 46



# Reportage

Porteras in Barcelona ... 47

## Volk ohne Hinterland:

Romas in Rumänien ... 54

# Unterwegs

Kubanisches Abenteuer in Begleitung ... 62

# Feuilleton

## Wie überdreht:

Über Bianca Dörings Roman ... 65

## Die nächste Krise kommt bestimmt:

Lautet Wolfgang Englers

Befund über die Ostdeutschen ... 67

## Was ist Porno, was ist Sex?

Fragt sich Christina Nord angesichts  
des »Heimlichen Auges« ... 68



**Dino oder Anarchistin?**

Germain Greers  
neues Buch sorgt für Aufregung ... 69

**Buchtips für Kinder**

von der Buchhandlung Pustebume ... 71

**Fremden begegnen:**

Eindrücke vom Festival  
»Theater der Welt« ... 72

**Meeting in Moll:**

Gothics in Leipzig ... 75



## Rubriken

**Satire:** Voll im Leben

befindet sich Christiane Kloweit ... 33

**Medien:**

Kontakt über www ... 78



**Gesundheit:** Eine Oase in der Not –

Das Behandlungszentrum für Folteropfer ... 80

**Wirtschaft:** Notwendig, aber zu kurz

gedacht – Zur Reform der 630-DM-Jobs ... 85

**Bildung:** Leipziger Modellprojekt –

Praxisnaher Berufseinstieg für Mädchen ... 88

**Mix:** Annett Gröschner als

Stadtschreiberin in Rheinsberg ... 91

Frau des Monats ... 92

**Informationen:**

Dies und Das & Kleinanzeigen ... 93

**Cartoon,**

Vorschau und Impressum ... 96



Liebe Leserin, lieber Leser,

Unter der Überschrift »Freiwillige Sexarbeiterinnen« schreibt uns eine Leserin: »Der kürzlich im »weiblick« zu Wort gekommene H.H. übersieht schon einmal im Tunnelblick des Milieus Zwangsprostitution und Frauenhandel – nicht so die der Vorteilnahme unverdächtige Europäische Kommission. Einem EU-Bericht zufolge ist Berlin eine der Drehscheiben des internationalen Frauenhandels. Deutschlandweit beträgt die Anzahl vorrangig osteuropäischer Zwangsprostituierter ca. 10.000. 1997 waren allein in Berlin 139 Verfahren nach §§ 180b und 181 StGB (»Menschenhandel«) anhängig«. Eine Leserin ruft sogar zum Boykott des »weiblicks« auf. Aber es gibt auch Zuschriften, die betonen, daß sie genau diese Unabhängigkeit von »weiblick« schätzen, weil in diesem Blatt ein unpolemischer Ton herrsche und auch kontroverse Beiträge veröffentlicht würden, über die es sich nachzudenken und zu streiten lohne. Auch in der Redaktion diskutierten wir über das Für und Wider. Letztendlich sind wir der Auffassung, daß gerade unser Profil, dessen Grundverständnis sich auf die Parteilichkeit für Frauen gründet, solche gegensätzlichen Meinungen aushält.

Und um bei Ihnen, den LeserInnen, zu bleiben: Neben den vielen positiven Rückmeldungen – »sehr individuelle Porträts, gute Reportagen, Einsicht in die neuen Bundesländer« – wird der Wunsch geäußert, sich den Fragen der Geschlechterforschung im Blatt öfter zu widmen. Wir tun es in diesem Heft und werden uns in Zukunft darum bemühen. Zudem gibts ein Interesse daran, die Redaktion etwas genauer kennenzulernen. In unserer Herbst-Ausgabe werden wir uns vorstellen.

In diesem Sinne viel Lesevergnügen, bleiben Sie schön neugierig und uns gewogen, Ihre Annette Maennel

# Im Reich



Rosemarie Trockel, Videoinstallation im deutschen Pavillon auf der Biennale in Venedig

Als am 3. und 4. Juli im Berliner Haus der Kulturen der Welt 42 Intellektuelle aus Ost- und Westeuropa über die Folgen und Lehren des Kosovo-Krieges im besonderen und dem Krieg in Europa im allgemeinen diskutierten, waren auf den verschiedenen Podiumsdiskussionen wieder einmal nur einzelne Frauen anzutreffen. Die Schriftstellerin Marlene Streeruwitz war eine von insgesamt fünf anwesenden Frauen an diesen beiden Tagen. Von Massakern, Vergewaltigungen und bestialischen Morden redeten viele, dennoch blieb Marlene Streeruwitz in ihrem einleitenden Essay zu einer Sektion die einzige, die sich mit den patriarchalischen Strukturen aller Kriege auseinandersetzte. Hören wollte das niemand der anwesenden Herren. Von ihrem Kollegen Peter Schneider mußte sie sich auf dem Podium gar anfahren lassen wie ein kleines Kind, das seine Lektionen im Alphabet nicht

gelernt hatte. Wie könne sie sich dieser Tage als Kriegsoffer bezeichnen, wo mit ihr an einem Tisch Vertreter eines Volkes säßen, deren Landsleute vor kurzem noch zu tausenden abgeschlachtet wurden. Keiner wollte scheinbar ihre Worte »Ich denke, daß die Kunst sich viel radikaler zu den Grundkonstruktionen von Gesellschaft äußern muß. Daß sie viel radikaler die Politisierung des Alltags betreiben muß« verstehen. Als sie später in der Diskussion noch einmal bestätigte: »Ja, ich kämpfe mit Texten«, amüsierte sich eben jener Schneider beim anschließenden Stehrumchen mit Hans Christoph Buch, dem Kollegen von der *Zeit*, köstlich darüber. Wein, Bier und die Leckereien vom Grillbuffet schmeckten ihnen offensichtlich nach all den Leichen vom Podium bereits wieder. Marlene Streeruwitz aber ward nicht mehr gesehen.

Zugegeben, eine solche Konferenz von Intellektuellen findet nicht täglich und auch meistens nicht aus solch bitterem Anlaß statt. Und wie schon der Bombenhagel der NATO die Gemüter geschieden hatte, schrie auch diese Diskussion förmlich nach unüberwindbaren Gegensätzen. Doch die oberlehrerhafte Abmeierung einer Künstlerin, in diesem Falle einer Schriftstellerin, die nichts anderes tat, als mit der Waffe zu argumentieren, die sie am besten beherrscht, ist kein Einzelfall, sondern immer noch und immer wieder der Normalfall im weiten Feld der Kunst. Immerhin aber ist dieser Acker inzwischen so groß, daß auch zahlreiche Künstlerinnen ihn erfolgreich abzuernten verstehen. Unsere Hintergründe, Porträts, Reportagen und Geschichten auf den folgenden Seiten erzählen von beidem, von Krumen und Furchen, aber auch von reichen Früchten des Kunstackers.

# über Kunst

## Was heißt hier eigentlich

»Kunst von Frauen« oder

»weibliche Ästhetik«?

Rückblicke und Ausblicke

auf nicht totzukriegende

Fragen von Petra Welzel

»Ist dir aufgefallen«, fragt Robert seinen Freund Paul in Jean-Luc Godards Film ›Masculin-féminin‹, »daß das Wort masculin die Worte masque (Maske) und cul (Arsch) verknüpft?«

Da hat also einer 1966 erkannt, daß sich hinter jedem Mann potentiell ein »Arsch« verbirgt. Eine ähnlich verachtende ethymologische, sprich: sprachgeschichtliche Herleitung des Weiblichen oder des Femininen hat bisher noch niemand vorgelegt. Warum sollte frau sich da zum Beispiel noch mit dem Begriff des »Weiblichen« beziehungsweise dem der »weiblichen Ästhetik« auseinandersetzen? Sie könnte sich doch beruhigt zurücklehnen und – ob dieser Kenntnis – endlich einmal auch ihres Geschlechts erfreuen, gegebenenfalls in entsprechenden Situationen dem anderen Geschlecht den erhobenen Mittelfinger zeigen. Nur, »brave Mädchen« tun so etwas nicht. Sie kommen bekanntlich zwar in den Himmel, aber nur die »bösen Mädchen« kommen überall hin. Und die sind noch immer in der Minderheit.

An vielen Diskriminierungen und Fakten hat sich daher auch heutzutage nichts geändert. Frauen, die eine Hälfte der Menschheit, werden nach wie vor überall auf der Welt qua ihres Geschlechts diffamiert und ausgeschlossen: Wo sie ohnehin noch nie von Haus und Herd weggekommen sind, ist eine Veränderung ihrer Situation nicht abzusehen. Dort, wo sie sich bereits mühsam und selbständig gesellschaftliche und wirtschaftliche Positionen erobert haben, werden sie aus diesen wieder schleichend herausgedrängt. Die Weltwirtschaft leidet, und die Arbeitslosenzahlen schnellen allerorts in die Millionen. Frauen sind unter ihnen die ersten, die ihre Stellen verloren haben, – und die meisten.

Das war nicht immer so. Aber immer dann so, wenn wirtschaftliche Probleme Gesellschaften bedrohten. Und es ist auch heute noch so. Künstlerinnen haben es da nicht leichter als andere Frauen. Ganz im Gegenteil sind sie als erste betroffen, wenn die wirtschaftliche Kaufkraft nachläßt. Denn der Kunstmarkt bekommt das sofort zu spüren. Es ist müßig, immer wieder die Daten und Zahlen über die nach wie vor geringere Beteiligung von Künstlerinnen an Ausstellungen, Stipendien, etc. aufzulisten. Selbst um die Welt gereichte Künstlerinnen wie Rebecca Horn oder Rosemarie Trockel, die derzeit ganz allein den deutschen Pavillon auf der Biennale in Venedig bespielen darf, oder Sternen wie Judith Herrmann und Zoe Jenny am Literaturhimmel, machen aus einem Frühling mit zarten Sprossen noch keinen Sommer mit reifen und reichen Früchten.

Die Begriffe des »Weiblichen« und der »weiblichen Ästhetik« spielen dabei in der Bewertung der Kunst von Frauen seit Jahrhunderten eine entscheidende Rolle. Sie haben dazu beigetragen, daß in der Kunstrezeption bis heute mit zweierlei Maß gemessen wird. Um es kraß zu formulieren, liefern Männer die 1. Welt-Kunst, Frauen vermeintlich minderwertige 3. Welt-Erzeugnisse. Doch ebenso wie sich die Menschheit vom Mythos ihrer künstlich geschaffenen Drei-Klassen-Welt zunehmend trennen muß, ist es auch an der Zeit, sich von den Mythen des »Weiblichen« und des »Männlichen« zu verabschieden.

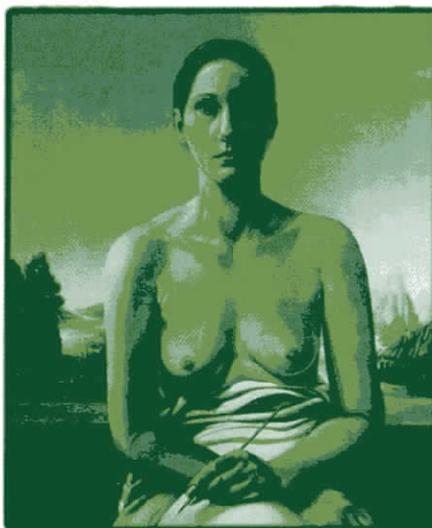
»Den eigenen Augen trauen« nennt die in Zürich lebende und arbeitende Kunstwissenschaftlerin Hanna Gagel ihr Buch »Über weibliche und männliche Wahrnehmung in der Kunst«. Die Autorin zählt seit gut 25 Jahren zu Deutschlands bekanntesten feministischen Kunsthistorikerinnen. Immer auf der Suche nach einer weiblichen Bildsprache, hat sie sich mit ihren Untersuchungen durch alle Jahrhunderte bewegt. Frau und mann tut allerdings gut daran, sie beim Wort zu nehmen. Wer nämlich tatsächlich seinen eigenen Augen traut, wird sich bereits nach den ersten Seiten des Buches die Frage stellen, mit wessen Wahrnehmung hier etwas nicht stimmt.

An und für sich ist es nichts Neues in der feministischen Kunstwissenschaft, die Werke von Künstlerinnen und Künstlern auf ihre Unterschiede hin abzuklopfen. Und nicht zu bestreiten ist auch, daß es durchaus Unterschiede gibt. Worin diese aber bestehen, darüber streiten sich die KunsthistorikerInnen. Für die einen liegen die Unterschiede auf der Hand: Die Kunstwerke von Frauen seien eindeutig anders, hätten andere Inhalte, seien insbesondere früher qualitativ schlechter gewesen oder nach wie vor irgendwie weiblich. Die anderen hingegen können keine benennbaren, vor allem keine geschlechtsspezifischen Besonderheiten weiblichen Kunstschaffens feststellen.

Hanna Gagels Buch wird bestimmt das allerletzte sein, das zur Klärung der Auseinandersetzung Wesentliches wird beitragen können. In fünf Kapiteln, in denen sie sich mit dem Blick der KünstlerInnen auf sich selbst, ihrem Blick auf die Frau als Bildobjekt, dem Blick auf den Mann als Gegenstand der Darstellung, dem Blick auf das Geschlechterverhältnis und dem Blick auf andere Dinge beschäftigt, reiht sie wahllos eine Bildbetrachtung an die nächste. Recht schnell beginnt diese Parade undurchsichtig zu werden. Was man da liest, will sich einfach nicht mit dem decken, was einem die Abbildungen zeigen. Da hilft es auch nicht, daß Gagel sich auf Platon beruft, dem wir den bereits seit der Antike bestehenden Geschlechterdualismus zu verdanken hätten. Was hilft einem der weise Philosoph, wenn man einfach nicht versteht, warum sie beispielsweise einen rosa Eierkopf von Meret Oppenheim aus den 30er Jahren mit Albrecht Dürers Madrider »Selbstporträt« von 1498 vergleicht?

Es ist Gagels erstes Vergleichsbeispiel und für sie gleichzeitig ein Exempel par excellence unterschiedlicher weiblicher und männlicher Selbstwahrnehmung. Dabei stört es sie nicht, daß niemand weiß, ob es sich bei Meret Oppenheims sehr stilisierter Halbfigur mit gefalteten Händen überhaupt um ein Selbstbildnis handelt. Der gesichtslose Eierkopf ist der Künstlerin auch nach 60 Jahren nicht ähnlicher geworden, was grundsätzlich natürlich auch keine Voraussetzung für ein Selbstporträt sein muß. Aber dann möchte man doch bitteschön von der Künstlerin überliefert wissen, daß es sich um ein Bildnis ihrer Person handelt. Meret Oppenheim hat das jedenfalls nie behauptet. Immerhin entdeckt man nach diesem ersten Überraschungsmoment, daß Oppenheims Figur, ähnlich wie Dürer, ihre Hände gefaltet auf einer Brüstung abgelegt hat. Für Gagel ist damit bewiesen: Diese Künstlerin sei formal eindeutig dem männlich tradierten Künstler-selbstbildnis verpflichtet, ihr Eierkopf aber eindeutig eine ironisch-surrealistische Absage an diesen Bildtypus. Gagel die hundert anderen Beispiele und mehr aufzuzählen, die sich ebenfalls mit überlieferten Bildtypen in ernster, ironischer oder kritischer Weise auseinandergesetzt haben, wäre vergebene Liebesmüh. Wer wie Gagel behauptet, »der Vergleich der Selbstbildnisse von Malerinnen und Malern führt uns über bekannte Feststellungen zu nachweisbaren Bild-Tatsachen, die von größter kulturhistorischer Evidenz und Tragweite sind«, überschätzt seine Fähigkeiten in erster Linie selbst – und in Gagels Fall die von ihr ausgewählten Kunstwerke insbesondere.

Aber gibt es denn nun »weibliche« Kunst, Literatur, Musik? Seit sich Frauen und Männer, KritikerInnen und HistorikerInnen über Kunst von Frauen geäußert haben, besteht das Phänomen vermeintlich, spezifisch weiblicher künstlerischer Merkmale. Dieses Phänomen war nicht zu allen Zeiten gleich stark ausgeprägt, jedoch zieht es sich als roter Faden durch die Rezeptionsgeschichte der Kunst von Frauen. Zum einen wurden diese Kriterien von Männern erhoben, zum anderen von Frauen durchaus adaptiert. In den Selbstreflexionen und Erinnerungen von Künstlerinnen läßt sich die Annahme oder das Widerstreben gegen eine solche Vereinnahmung immer wieder verfolgen, was nicht zuletzt in den vergangenen Jahren seinen Ausdruck in der Debatte über eine feministische Kunst fand.

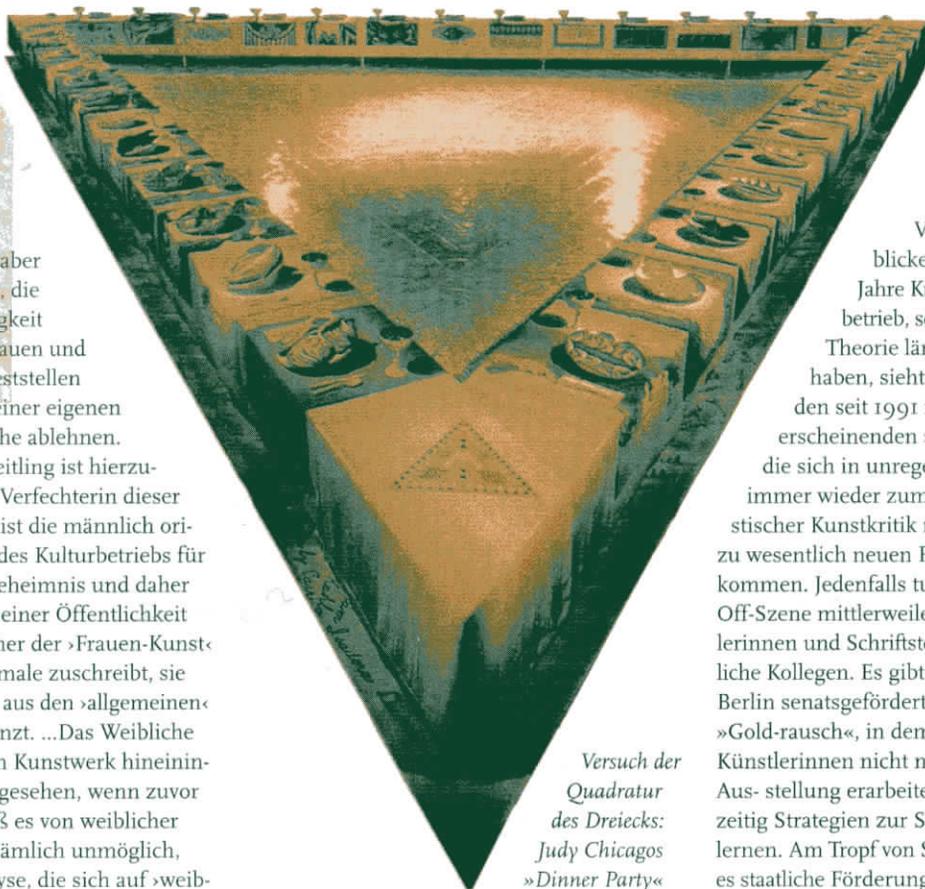


Eindeutig weiblich, hätte aber auch ein Mann malen können: »Halbakt (Selbstporträt)« von Gisela Breitling

Die Frage nach einer »weiblichen Ästhetik« wurde in den 70er Jahren in der wiedererstarkten Frauenbewegung zum Diskussionsgegenstand – nicht allein in der Kunstgeschichte. Damals fristete der Begriff der »weiblichen Ästhetik« das Vorhandensein eines mehr oder weniger unreflektierten und akzeptierten Beurteilungskriteriums für Kunst von Frauen. Daß Kunst von Frauen sich anscheinend von den Werken ihrer männlichen Kollegen unterscheidet, war nicht erst eine Erkenntnis des frühen 20. Jahrhunderts, als der Begriff an sich das erste Mal Verwendung fand. Schon eine Tagebucheintragung eben jenes Albrecht Dürers aus dem Jahr 1521 weist darauf hin, daß sich Werke von Künstlerinnen, vermeintlich zumindest, durch eine mindere Qualität auszeichneten: »Item maister Gerhart, illuminist, hat ein töchterlein by 18 jahren alt, die haist Susanna, die hat ein plätlein illuminiert, ein Salvator, dafür habe ich ihr gegeben 1 Gulden. Ist ein gross wunder, das ein weibs bild also viel machen soll.« Dies Beispiel ist lediglich ein Beleg für die oft latente Ansicht, daß Frauen nur zu minderm künstlerischen Schaffen fähig sind. Die (Kunst-)Geschichte steckt voll von Weiblichkeitskonstruktionen, die Künstlerinnen meist nur unrühmliche Rollen und Randexistenzen beschieden.

Hinsichtlich des Begriffs der »weiblichen Ästhetik« kreist die Diskussion seit mehr als 20 Jahren um das Für und Wider einer solchen. Ruth Nobs-Greter's Dissertation »Die Künstlerin und ihr Werk in der deutschsprachigen Kunstgeschichtsschreibung« von 1984 ist hier immer noch grundlegend. Ihr gelang es, die kunsthistorische Abwesenheit der Künstlerinnen aufgrund geschlechtsspezifischer Bewertungsmaßstäbe durch zahlreiche Quellen zu veranschaulichen. Nobs-Greter geht davon aus, daß der Begriff und die Frage nach einer »weiblichen Ästhetik« neueren Datums sei. »Weibliche Ästhetik« ist für sie die neue Form, in der die Geschlechterdifferenz zum Ausdruck kommt und hinter der sich die zweifelnde Frage nach den künstlerischen Fähigkeiten von Frauen versteckt.

Judy Chicagos »Dinner Party« aus den Jahren 1974-79, ein Kunstwerk in Form eines riesigen, gedeckten Tisches und gewidmet hunderten von vergessenen Frauen in der Geschichte, ist weltweit die bekannteste Arbeit einer Künstlerin, die den Anspruch auf eine spezifische »weibliche Ästhetik« erhebt – in diesem Fall aufgrund der gewählten Thematik und der auf kunsthandwerklichen Fähigkeiten (seit jeher eine Domäne weiblicher Kunstproduktion) beruhenden Ausführung. Gerade wegen ihrer eigenen künstlerischen Entwicklung ist es für Judy Chicago eine dringende Notwendigkeit, daß Künstlerinnen ihre eigene Sprache finden: »Mein Studium der Frauenkunst und Frauenliteratur zeigte mir, daß die meisten schöpferischen Frauen keine Ausdrucksweise besaßen, die sich grundlegend von derjenigen der Männer unterschied. ... Erst im 20. Jahrhundert gab es den Versuch, die Vorstellung zu artikulieren, daß die Form der Kunst sich verändern muß, will man den weiblichen Standpunkt deutlich machen.«



Versuch der  
Quadratur  
des Dreiecks:  
Judy Chicagos  
»Dinner Party«

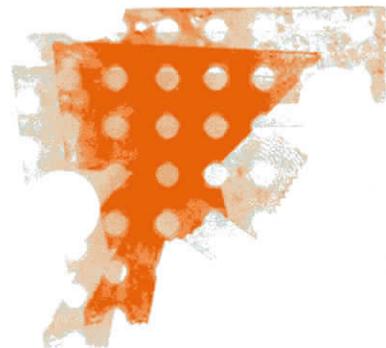
Auf der Seite der Künstlerinnen gibt es aber auch andere Stimmen, die die formale Gleichartigkeit zwischen Kunst von Frauen und Kunst von Männern feststellen und die Entwicklung einer eigenen weiblichen Formsprache ablehnen. Die Malerin Gisela Breitling ist hierzulande die bekannteste Verfechterin dieser Position: »Schließlich ist die männlich orientierte Parteilichkeit des Kulturbetriebs für Feministinnen kein Geheimnis und daher Mißtrauen gegenüber einer Öffentlichkeit angebracht, die seit jeher der »Frauen-Kunst« ganz bestimmte Merkmale zuschreibt, sie weiblich spezifiziert und aus den »allgemeinen« Entwicklungen ausgrenzt. ...Das Weibliche wird ja erst dann in ein Kunstwerk hineininterpretiert oder hineingesehen, wenn zuvor bereits bekannt ist, daß es von weiblicher Hand stammt. Es ist nämlich unmöglich, anhand einer Bildanalyse, die sich auf »weibliche« bzw. »männliche« Darstellungsweisen beruft, den Nachweis des Geschlechts (der Urheberin oder des Urhebers) zu führen.«

Die Frage nach einer »weiblichen Ästhetik« wurde bisher allerdings kaum historisiert, sondern überwiegend auf die Situation der letzten 30 Jahre bezogen diskutiert, ob eben Kunst von Frauen »weiblich« oder neuerdings »feministisch« sein kann. Die Frage ist Gegenstand frauenpolitischer Überlegungen und Forderungen der Frauenbewegung seit den 70er Jahren. Gerade das in den Vordergrundstellen frauenpolitischer Strategien ist ein wesentliches Kennzeichen englischer und amerikanischer Wissenschaftlerinnen und kulminiert im Bereich der Kunst nicht zuletzt in der Forderung nach einer feministischen Kunst, um frauenpolitische Ziele zu verfolgen und unterstützen. Deutlich wird dies schon am Titel eines Sammelbandes mit Aufsätzen zu verschiedenen kunsthistorischen Themen: »Feminism and Art History«. Der Feminismus steht hier vor der Kunstgeschichte, und es wird damit zum Ausdruck gebracht, daß die Aufdeckung der von Männern bestimmten, aus dem Geschlechterblickwinkel geschriebenen Kunstgeschichte dazu dient, einen neuen Umgang mit und einen neuen Gebrauch von Kunst einzuklagen.

Eine vergleichbare deutschsprachige Sammlung unterschiedlichster Aufsätze stellen die von Peter Gorsen herausgegebenen Bände »Frauen in der Kunst« dar. Erinnert der Titel zunächst an eher frauenfeindliche Studien zu Beginn des 20. Jahrhunderts, zeichnen sich die einzelnen Beiträge hingegen durch feministische Überlegungen und Ideen aus. Insbesondere Gorsens Aufsatz »Frauen und Frauenbilder in der Kunstgeschichte« bringt einen allgemeinen Gesamtüberblick zur Geschichte der Geschlechterdifferenz und der Entwicklung und Bedeutung geschlechtsspezifischer Bewertungsmaßstäbe im Bezug auf die Kreativität von Frauen. Über vermeintlich weibliche Qualitäten schreibt er: »Eine ... von der patriarchalischen Geschlechtsmetaphysik befreite Polaritätsvorstellung wird die künstlerischen Leistungen von Mann und Frau unter rein sachlichen Gesichtspunkten beurteilen können. Von der menschlich emanzipierten Künstlerin sind daher auch keine wesentlichen Abweichungen von der männlichen Produktionsweise zu erwarten, wozu der obskure Begriff der »Frauenkunst« bisher einlud.«

Vergleicht man rückblickend die letzten zehn Jahre Kunst- und Literaturbetrieb, scheint die Praxis die Theorie längst eingeholt zu haben, sieht man einmal von den seit 1991 in Köln vierteljährlich erscheinenden »Texte zur Kunst« ab, die sich in unregelmäßigen Abständen immer wieder zum Sprachrohr feministischer Kunstkritik machen, ohne aber zu wesentlich neuen Erkenntnissen zu kommen. Jedenfalls tummeln sich in der Off-Szene mittlerweile ebenso viele Künstlerinnen und Schriftstellerinnen wie männliche Kollegen. Es gibt beispielsweise in Berlin senatsgeförderte Projekte wie den »Gold-rausch«, in dem jeweils ein Dutzend Künstlerinnen nicht nur eine gemeinsame Ausstellung erarbeiten, sondern gleichzeitig Strategien zur Selbstvermarktung lernen. Am Tropf von Subventionen, seien es staatliche Förderungen oder markt-wirtschaftliches Sponsering, hängen sie am Ende jedoch alle, Geschlecht hin, Geschlecht her.

Daß inzwischen in den Amateurligen das Geschlechterverhältnis nahezu ausgewogen ist, dazu haben nicht zuletzt die neu verteilten Rollen in den westlichen Gesellschaften, das Selbstverständnis der Frauen, die sich immer öfter ein Leben ohne Kinder, Küche und Kirche einrichten, beigetragen. Nur: Einen Aufstieg in die Profifliga garantiert das noch lange nicht. Denn dort, wo Macht und Geld am besten verteilt sind, schieben sie sich immer noch fast ausschließlich Männerhände zu.





Marina Abramovic, Foto: Alfred Raschke

Thea Herold:

# Tief unter der Haut

Zum Berliner Auftritt von Marina Abramovic and Students.

Die eigene Haut ist das schwerste Gepäck. Zwei Quadratmeter Nervengeflecht mit fünf Millionen sensiblen Punkten. Mitsamt Poren und Pickeln und Härchen und Falten. Gelegentlich Narben. Haut ist weiß, gelb oder schwarz, wird rot oder braun, kühlt sich ab, regt sich auf. Sie reagiert einfach immer. Und sie vergibt einem nichts. Die eigene Haut ist das wichtigste Instrument für eine Performance.

Wo auch immer die Performancekünstlerin Marina Abramovic auftritt, geht es um genau diese beiden Quadratmeter Welt. Das ist ihr Thema. Ein Ritual. Ein Prozeß, dem sie sich nun schon seit mehr als dreißig Jahren leibhaftig aussetzt. Sie hat sich entschieden, ihre eigene Haut mit Kunst zu tragen, wenn man so will. Da gibt es wie überall die verschiedenen Glaubensschulen. Immer öfter wird heute abgestritten, daß es dabei überhaupt noch um solchen existentiellen Einsatz als Kunst-Mittel geht.

Die Performance sei tot, heißt es seit Jahren. Für die einen spielt heute eher das Biennale-organisierte Crossen und Overn die vorherrschende Rolle. Anderen geht es um reine Lehre. Den Maler als Affen und Weltbilddedeut. Oder um die moderne Kunst zuzeiten von Modem, Handy und Internet. Je-nach-dem.

Aber kümmert solches Totsagen die gerühmte »Grandma of Performance«? Kaum. Ihre Kunst ist so lebendig wie ihre Biografie. Mit Konsequenz macht sie umgekehrt aus ihrer Biografie wieder Kunst. Sie wurde 1946 in Belgrad geboren, studierte dort an der Akademie. Sie war Meisterschülerin in Zagreb und Lehrerin an der Kunst-Akademie von Novi Sad. Bis 1975 lebte sie zu Hause in Serbien, das damals noch verhalten friedlich in Jugoslawien ruhte. Erst als sie die Liebe ihres Lebens traf, zog sie fort und ging auf Reisen. Heute wohnt die serbische Künstlerin in Amsterdam, hat

eine Professur an der Kunsthochschule zu Braunschweig, und Einladungen bitten die renommierte Performance- und Installationskünstlerin von Japan bis New York. Sie ist das, was man bei Managern einen »global player« nennt. Gastprofessur in Japan. Ausstellung in New York. Sommerpläne für die Kulturstadt Weimar. Ihr aktueller Terminkalender platzt gepflegt aus den Nähten.

Trotzdem nahm sie sich im Mai ungewöhnlich viel Zeit und kam für ein Projekt nach Berlin. »Unfinished business« hieß die ungewöhnliche Idee der künstlerischen Leiterin Karin Pott vom »Haus am Lützowplatz«. Sie lud nicht nur den Star mit einer fertigen Ausstellung ein. Abramovic kam zusammen mit 16 Studenten. Es gab eine Vernissage. Wie zu erwarten. Einen Katalog. Genauer gesagt ein Handbuch, über die Prozesse körperlicher Vorbereitung und geistiger Reinigung für Künstler. Aber der herausragende Teil der Arbeit von Frau

Professor fand vor der Eröffnung der Ausstellung statt. Sie wollte in aller Schlichtheit demonstrieren – und sich dabei auch zusehen lassen – wie man diese Ausstellung *m a c h t*.

Das Fernsehen stand dafür zuerst in der Tür. So hautnah erlebt man das selten. »How to make art« – das Kunst-Machen an sich ist weitgehend unerklärt bis heute. Ist es immer gewesen. Seit Ewigkeiten umwittert von Geheimnis und Magie. In der Renaissance bereiteten sich Maler laut Zeitzeugenberichten folgendermaßen auf kraftzehrende Bildaufträge vor: Drei Monate vor Beginn der Arbeit sollte man aufhören, Speisen mit Fleisch zu essen. Zwei Monate vorher war Schluß mit Wein und Alkohol. Im letzten Monat vor dem Anfang verzichtete man auf Beischlaf... und schließlich wäre man dann bereit, ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen. So schrieb es zumindest Cennino Cennini über die Kirchmaler jenes Jahrhunderts.

Wie aber kriegt man solcherart Prozesse appetitlich vor die Kamera? Mit einem Interview? Frau Abramovic stellt sich dazu vor die weiße Wand, bitte. Sie streicht sich die dunkle Haarpracht aus dem Gesicht, bitte, nochmal. Sie korrigiert den roten Lippenstift, rückt an der roten Brille, und dann erzählt sie vom Arbeitsprozeß mit ihren Studenten. Drei knappe Fernseh-Minuten über zwei Jahre Hochschullehre. So lange sorgt die Professorin an der Braunschweiger Hochschule für Bildende Kunst schon für Unruhe und gelinde Schockeffekte im Lehrbetrieb. Sie hat Vorlesungen angesetzt um fünf Uhr, morgens früh. Workshops organisiert, in denen sie mit den Studenten fünf Tage schwieg, fastete und kaum schlief. Sie ist dabei eine wissende Wegbegleiterin. Aber die Verantwortung dafür trägt jeder selbst. Sie will, daß sich die Studenten in ihrer eigenen Haut zu Hause fühlen, ihr nicht einfach nachlaufen, sondern als starke Persönlichkeiten den eigenen Weg suchen. Sie selbst sieht sich eher als eine Brücke für die gewonnene Erfahrung. Aber darübergehen – und zur eigenen Kunst finden – das muß jeder selbst.

Sie selbst hat es auch nicht anders gehalten. 1974 begann sie ihre spektakulären Performances. Das war noch in Belgrad. Sie legte sich nackt in einen brennenden, fünfzackigen Stern. Die Flammen fraßen den Sauerstoff weg. Nicht nur für's Feuer, sondern auch für die Atemluft. In letzter Minute wurde sie ohnmächtig aus dem Brandherd getragen. Ein Jahr später traf sie Ulay, den Einzelgänger Uwe Laysiepen. Da brannte die Luft nochmal. Diese Liebe wurde für zwölf Jahre ihr Medium,



10  
Sitting in a circle opposite each other, produce a sound, concentrating on the different areas of the body.

- U for the sex.
- O for the stomach.
- A for the heart.
- E for the throat.
- M for the top of the head.

45 minutes

ihr Motor, ihr Material. Anfangs sind sie für eine Performance wieder und wieder nackt aufeinander zugerannt (Biennale Venedig, 1976). Sie haben sich, Mund an Mund, die Luft genommen und wiedergegeben (Stedelijk Amsterdam, 1977). Beide saßen tagelang schweigend und bewegungslos voreinander (ab 1981 in Sydney und weiteren Orten). Sie lebten einsam zu zweit in der Wüste Gobi und in der Sahara, sind nach Australien und China gereist und haben sich dort dann auch zur letzten gemeinsamen Performance getroffen. Marina begann im Osten, Ulay startete im Westen der großen Chinesischen Mauer. Jeder wanderte tausend Kilometer auf den Anderen zu. (The Lovers, The Great Wall Walk, 1988) Als sie sich in der Mitte trafen, nach 90 Tagen, war ihre Liebe vorbei und die Geschichte von Marina und Ulay schon eine Legende.

Gut zehn Jahre später redet sie selbst so darüber. Klar und aufgeräumt, als hätte sie ihr eigenes Leben leibhaftig dekonstruiert. Ihre autobiografischen Filme und Bücher dokumentieren es fast so. Sie zeigen, wie eine Performance aus der anderen hervorging. Wie nach den Jahren mit Ulay die Jahre mit Mineralien und Steinen kamen. Die statischen Aktionen mit Schlangen am Hals, nackter Haut auf Eis und barfuß im Schnee.

Es gab auch Zeit für Glamour. Sie kaufte ein Haus in Amsterdam. Sie besuchte ihre serbische Heimat. Sie hatte sich verändert und doch auch nicht. Denn immer wieder kehrte sie mit Aktionskunst zurück.

Im Juni vor zwei Jahren bei der Biennale in Venedig: Marina Abramovic sitzt vier Tage lang, jeweils sechs Stunden, auf einem Riesenberg von Rinderknochen und scheuert die blutigen Fleischreste ab. An den Wänden um sie herum laufen Videos mit Endlosband. In einem tanzt sie zu serbischer Volksmusik. Auf dem anderen sind Vater und Mutter zu sehen. Auf dem dritten fällt eine gequälte Ratte mörderisch über ihre Artgenossen her. Das war »Balkan Baroque«. Ihre härteste Arbeit, meint heute die 52jährige Marina Abramovic. Sie hat dafür zwar nicht ihr Leben aufs Spiel gesetzt, wie beispielsweise beim frühen Folterszenario von Neapel. Aber sie brauchte vier Jahre, um sich innerlich zu diesem leibhaftigen Mahn-Bild aufzurichten. Das reinigende Menetekel brachte ihr am Ende den »Goldenen Löwen« der Biennale ein. Und den Zuschauern ein unvergeßliches Bild.

Es liegt in der Natur der Aktionskunst, daß das Publikum im Grunde nur den Schluß, nur die intensivsten Momente, erlebt und den Weg dahin nie kennt. Ohne die langen Schritte dorthin, würde solche Magie, solche Intensität, wie sie bei Marina Abramovic entsteht, überhaupt nicht funktionieren. Kein Wunder, daß das Berliner Fernseheteam auch hier der Faszination unterlag und artig dem Hinweis der Ausstellung folgte, daß es um die Konzepte der Studenten geht. Hannes Malte Mahler, Meisterschüler und primus inter pares, hat dafür nicht nur die Klasse Abramovic organisatorisch zusammengehalten, sondern auch das Handbuch »unfinished business« als Herausgeber betreut. Seine Lehrerin, klar – »... ist die Beste, die man sich vorstellen kann. Man kann ihr zuhören und sich mit ihr streiten. Sie verlangt einen eigenen Kopf. Und man braucht gute Argumente. Ihr geht es darum, warum wir etwas tun. Es geht gar nicht darum, worauf wir zielen. Sondern wie. Es geht ihr vor allem um die Intention.« – Während er das erzählt, macht die berühmte Marina A. von laufender Kamera eine kleine Improvisation. Sie geht vor einer weißen Wand aus einer Ecke in die andere. Sie geht über den Galerieboden mit einer Konzentration, als wäre dort ein freischwebendes Seil gespannt. Die Luft scheint zu flimmern und jeder spürt die Anziehung, die unsichtbarste Kraft dieser Welt. >>

# Die Gipfelstürmerin

von Annette Maennel

Als die Konzentration von ihr abfällt, geht Frau Abramovic aus der Galerie hinaus in den Garten. Setzt sich unter die Bäume und überläßt ihren Studenten den Platz vor der Kamera. »Es ist wichtig, daß sie das alles selbst in der Praxis erleben. Auch diesen Streß mit euch Journalisten. Den Termindruck beim Ausstellungs Aufbau. Den Ärger beim Transport. Das ganze Improvisieren, wenn es nicht so klappt, wie geplant. Das ganze Chaos, die ungeschriebenen Regeln im Kunstbetrieb. Auch das ist wichtig, um Künstler zu werden.«

Ihr selbst aber liegen in diesen Tagen die serbischen Nachrichten schwer auf dem Herzen. Immer wieder kommen die Fragen: Was ist Ihr Statement zum Kosovo, Frau Abramovic? Und sie hat keins. Sie denkt nicht an aktuelle plakative Proteste. Sie denkt vielmehr an ihren Bruder und seine Tochter, die jetzt endlich bei ihr in Amsterdam ankamen. Sie denkt an ihre Verwandtschaft in Serbien und die sind natürlich noch dort. »Zum ganzen Geschehen, der Krieg dauert ja schon viel länger als nur die letzten paar Wochen, habe ich sicherlich meine Position. Ich glaube, daß mit Gewalt nie und nimmer Frieden entsteht. Deshalb auch »Balkan Baroque«. Ich kann dazu nur in meiner eigenen Sprache, als Künstlerin, etwas sagen. Und das dauert.« Dann aber erzählt sie doch noch von einer Arbeit, die noch nicht in die gesammelten Abramovic-Bücher eingeschreint wurde. Die hatte sogar Frau Abramovic selbst über Jahrzehnte vergessen. Sie fiel ihr erst in diesem Frühjahr wieder ein: Vor 28 Jahren hatte die junge unbekannte Serbin Marina A. markante Häuser in Belgrad fotografiert. Und kaum daß der Film entwickelt war und die Fotografien trocken, schnitt sie die Häuser aus dem Bild wieder aus. So blieb nur Himmel vor einer leeren Skyline. Sie nannte damals diese Collage »Befreite Horizonte«. Es war eine Metapher, eine Kampfansage, daß sie sich niemals im Leben will einsperren lassen: Keine fremdbestimmten Grenzen. Egal ob geografisch, ethisch, moralisch oder was sonst. Diese lange vergessenen Wolkenbilder von Belgrad sind ihr jetzt wieder schmerzlich nah. »Sie sind heute grausige Realität in meiner Heimat«, sagt die Weltberühmte und der Blick dazu aus ihren serbischen Augen geht erst hinauf in den Himmel über Berlin, bricht an den lauschigen Sommerwolken und landet wieder. Tief unter der Haut.

Mit gespreizten Beinen, nach außen gedrehten Füßen, zur Kreuzigung freigegebenen Armen, nach einem Halt tastenden Fingern kleben Menschen bäuchlings, den Blick nach oben gerichtet, am sandigen Felsenstein in der Sächsischen Schweiz. Bewundernd schauen wir auf von hier unten zu denen nach da oben, verfolgen gespannt das Spiel der Muskeln, die verlässlich im Rhythmus mit dem Gleichgewichtsorgan den nächsten Tritt ausbalancieren. Endlich greift die Hand in einen Spalt, wird der Leib nahe an die Wand gepreßt, um von den Zehenspitzen aus den Körper das nächste Stück Fels nach oben zu stemmen. Beschwerlich ist es, lustvoll soll es sein, die Himmelsleiter hinaufzusteigen, wenn die Richtung Himmelsdach heißt, und dafür der Verstand die kürzeste Entfernung zwischen zwei Felsvorsprüngen mißt. Wenn dann die Hände unter Zittern und Keuchen die Platte des kleinen Gipfels zu fassen bekommen, der letzte Ausfallschritt die imaginäre Ziellinie übersteigt, die Füße nacheinander Halt auf der Bergkuppe finden, sich der Körper schwindelfrei aufrichtet, und das Auge über den Höhenzug die Linien der Bergrücken erspät, sperrt sich der Brustkorb auf in Glückseligkeit über den ersehnten Augenblick voller Ruhe und Friedfertigkeit. Auf der Suche nach diesem Gefühl sind viele. Menschen drängen sich in volle InterRegio-Züge und bilden kleine Warteschlangen vor manchem Elbsandstein-Hügel.

Was hat das nun mit der sächsischen Malerin Angela Hampel zu tun? Genau soviel, daß sie sich erstens für die Kletterei begeistert, aber von dem »Trendy-Run« darauf völlig genervt ist, und sich zweitens derzeit am Porträtieren von Bergen versucht. An dem skizzieren, pinseln, meißeln der unbeschreiblich schönen Reliefs, deren bizarres Ambiente nur allzu leicht an den Ölschinken überm Sofa erinnert. Berge aufs Blatt. In Farbe, Schatten und Spitzen gegen das Himmelsblau gerichtet. Und mittendrin das Weib. Das ist gerade ihre Herausforderung, die sich draußen mit einer Zwölfer Gipfelbesteigung vergleichen ließe. Nur dafür, wenn überhaupt, werden die Sandsteine zu haben sein. Darüber ist sich Angela Hampel im klaren. Darin liegt ihre Stärke.

Die 1956 in Räckelwitz geborene Künstlerin, lernte und arbeitete vier Jahre in der Forstwirtschaft, bevor sie sich unter die Fittiche von Jutta Damme und Dietmar Büttner in die Dresdner Kunsthochschule begab. Als »Junge Wilde« verließ sie fünf Jahre später das Haus und arbeitet seitdem freischaffend: abwechselnd in ihrem Atelier und in der Keramikwerkstatt der Berlinerin Wilfriede Maaß. Mit subversiven Installationen und Enviroments machte sie von sich reden.

Ihre gegenständlichen und figürlichen Arbeiten zeichnen sich durch eine leidenschaftliche, farbintensive Bildpoesie aus, in der sich Frauen winden, drehen, aufbäumen, spielen, rasen, zusammenkauern. Sich mit Männern einen Kampf liefern oder sich aber ihrer eigenen Begierde ausliefern – es sind orgiastische Szenen, aber auch Augenblicke voller Zärtlichkeit und Ruhe. Sie alle haben etwas gemeinsam: Die Suche nach dem eigenen Lot, dem Weiblichen, der eigenen Identität. Ein Weg, den Angela Hampel mit den antiken Damen Penthesilea, Cassandra und Medea, mit Goldmarie und Pechmarie, mit Judith und Salome beschreitet. Die zeitgenössische Literatur einer Christa Wolf oder einer Elke Erb liefert weiteren Initialstoff.

Daraus entstanden Zyklen eigener Standortbestimmung, in denen zwischenmenschliche Verhaltensmuster analysiert und schonungslos artikuliert werden. Sie ist es, die mit ihren sehr sinnlichen Bildern patriarchale Machtansprüche in Frage stellt, und deshalb zur Feministin erklärt wurde. Vom *Sachsen-spiegel* zum Beispiel: Zehn Jahre nach der Wende darf dieser ungestraft schreiben, daß es sich bei einem Hampel-Video um »feministische Propaganda« handle.

In den letzten Jahren widmete sie sich vorwiegend der Selbstdarstellung mit Tierköpfen; mit Stier, Schlange, Katze in strenger rot-schwarzer Farbgebung. Es folgten braun- bis goldgetönte Engel auf Faltröllen und auf Papier mit Texten der sorbischen Dichterin Roza Domascyna. Ist dieses beharrliche, stete Umkreisen der eigenen Kenntlichkeit eine Einschränkung auf Dauer? »Es gibt doch nur: Männer, Frauen, Tiere. Und noch etwas Florales.« Kinder? »Sicher.« »Aber ich habe ja keine.«



Angela Hampel: ohne Titel, MT/Papier, 1996

1989 gründete sie zusammen mit anderen Künstlerinnen und Kunstwissenschaftlerinnen die Dresdner Secession, deren Chefin sie noch heute ist. Auf diesen Spagat zwischen Kunst und Kommerz hat sie sich als eine der wenigen eingelassen. Es geht um das Vermarkten einer Galerie, um das Verhandeln an Ausstellungen beteiligt zu werden, das Buhlen um die Gunst der Presse. Angela Hampel hat sich »glücklicherweise« einen Status erarbeitet, der sie gelassen und unabhängig agieren läßt. Kritisch bewertet sie das, wie heute Kunst funktioniert. Früher dachte sie, die Arbeit müsse im Mittelpunkt der Bewertung stehen. Heute sieht sie das Gewicht auf den Teil der »Selbstvermarktung« verschoben. Überall dabei sein, sich ins Gespräch bringen, auch mal seinen »Hintern« OHNE Beschädigung zu schwenken, ist für sie eine Komponente, um den Schritt ins Establishment zu schaffen. »Wir waren darauf einfach nicht trainiert«, sagt sie heute. »Unsere Kultur waren die selbst gefärbten Baumwollkittel mit Spitzen und Holzperlen. Diese Unterschiede bleiben uns noch eine Weile erhalten, das macht sich auch daran bemerkbar, daß Kunst aus dem Osten noch immer als suspekt erscheint.« Man denke nur an die Debatten um die Ausgestaltung des Bundestages oder an die ins Gerede gekommene Ausstellung in Weimar. Auch Hampel hatte man um ihre Teilnahme gebeten, ihre Arbeiten am Telefon

umschmeichelt – bis dann der offizielle Brief im Kasten lag – adressiert an eine Jutta Hampel. Damit hatte sich die Sache für sie erledigt. Auch konnte man ihr in den Vorgesprächen nicht eindeutig erklären, wohin man sie zu plazieren gedachte. In die Abteilung Staatskunst? Zu den Subversiven? Dazwischen? – Das gab bekanntlich die Vorstellungskraft des Kurators nicht her.

»Mein Geist bei diesem Dresdenbesuch heißt Ungeduld« schrieb einmal Elke Erb über die Stadt am Fluß. Aber Angela Hampel sind weder die Berge zu nah, noch ist ihr die Elbe zu hoch – zu tief sind inzwischen die Wurzeln zwischen ihr und der Stadt, an der sie sich reibt. Hier leben ihre Großmutter und ihre Freunde, die sie nicht missen will. Natürlich hole auch sie immer wieder das Fernweh ein, aber nachdem sie nach der Wende in einigen Städten gewesen war und auch schon vor dem Mauerfall reisen konnte, weiß sie, daß es mit der Flucht vor sich selbst ziemlich aussichtslos ist. Letzten Endes stehst du überall allein vor dem Blatt, allein vor der Staffelei.

Eingerichtet hat sie sich heute im Erdgeschoß einer gelb getünchten Villa mit Treppe zum Garten. Wir sitzen inmitten von Katalogen, Zeitungen und Dias im hinteren Ende des Zimmers, mit Blick auf die Kirschbäume.

Immer wieder springt Angela Hampel auf, um in ihrem Grafikschrank nach Arbeiten zu suchen, die sie besonders mag. Ihr dickes, dunkles, mit ein paar grauen Strähnen durchzogenes Haar, trägt sie lose mit einem Tuch zum Zopf gebunden. Der lockere Pullover schlägt kleine Wellen beim Gehen, wenn sie mit ihren hohen Plateaus unter den Füßen durch den Raum schreitet. Verändert hat sie sich eigentlich kaum: Ihr breites Lachen zaubert ein Grübchen auf dem Kinn hervor, das dem Gesagten immer einen ironischen Unterton verleiht. Damit wußten schon die Herrschaften des Verbandes der Bildenden Künstler in DDR-Zeiten nicht immer etwas anzufangen. War sie es doch damals, die in ihren Reden darauf hinwies, daß Künstler die Realität zu benennen hätten, und sie war es, die das Wort Patriarchat zielgenau adressierte. Heute landen die Stachel widerspenstigen Redens oder Malens weitestgehend folgenlos.

Was die Berge betrifft: Einer ihrer letzten Käufer war der Gipfelstürmer Reinhold Messmer. Nachdem sie sich seine Vorträge angehört und seine Bücher gelesen hatte, schickte sie ihm ein Foto von ihrem ersten »Bergbild« mit einer Widmung. Er hat es gekauft und in seine Bilder-Bergsammlung gehängt.



## Bis das der Tod sie scheidet?

Wenn eine Künstlerin und ein Künstler ein Paar werden,  
entsteht daraus heutzutage manchmal eine lebenslange Symbiose.

Ein albanisches Beispiel mit offenem Ende

von Petra Welzel

Die Sendung mit der Maus ist gerade zuende, jetzt muß es die rote Plastikwanne sein. Randvoll mit Wasser, damit es auch so richtig rausschwappt, wenn Vizi seine Playmobilfiguren und eine Gummiente darin badet. Nicht immer kann Vizi so freizügig über sein Spielzeug verfügen, denn manchmal beschäftigen sich auch seine Eltern damit, manches Teil verschwindet dabei sogar für immer. Letztens zum Beispiel als Flutura und Besnik Haxhillari, seine Eltern, eine Ausstellung in der kleinen Berliner Galerie empty rooms hatten. Von der Decke hingen dort lauter merkwürdige, selbstgenähte Gegenstände aus groben und festem weißen Stoff, auch ein weißer Regenschirm und darin Vizis kleine geliebte gelbe Gießkanne.

Das geht jetzt schon seit einem Jahr so. Flutura und Besnik hatten in einem Kaufhaus Jonathan Swifts Märchen von Gulliver entdeckt. Für den damals zweieinhalb Jahre alten Vizi war die Geschichte von einem, der auszog, das Reisen zu lernen, der mal ein Zwerg unter Goliaths, dann wieder ein Riese neben Davids war, noch viel zu komplex, als daß er sie nur durchs Vorlesen verstanden hätte. Außerdem sprachen seine Eltern selbst noch kaum ein Wort deutsch. Zu dritt waren sie gerade erst aus Albanien gekommen, um hier mit einem daad-Stipendium Kunst zu machen. Aber in dem illustrierten Buch fanden sich Flutura und Besnik selbst wieder. Schon seit 1994 pendelten sie zwischen Tirana, der albanischen Hauptstadt, und Westeuropa und staunten wie Gulliver über die Welt, die sich ihnen nach einem rund dreißigjährigen Leben in einem kommunistisch hermetisch abgeriegelten Land plötzlich öffnete.

Seit 1998, als sie Jonathan Swifts Bekanntschaft machten, nennen sie sich »Die Gullivers«, eine künstlerische Einheit waren sie da längst. Denn eigentlich beginnt ihre Geschichte 1997 in Tirana. Der Sohn war schon geboren, und in Albanien tobte ein Bürgerkrieg. Wie die meisten blieben die drei fast sechs Monate zuhause. Bis dato hatten Flutura und Besnik im großen und ganzen noch für sich selbst gemalt, gelegentlich nur war eine gemeinsame Installation entstanden. Etwa die Affen, Puppen und Bären aus Plüsch mit weißen Hemden, die sie mit Pfeilen an Baumstämmen aufspießten und wie Jesus Christus aus ihren Wundmalen bluten ließen. Aber während des albanischen Bürgerkriegs konnten sie nicht einmal mehr in den verwilderten großen Stadtpark von Tirana gehen. »Wir mußten zuhause bleiben, weil es auf den Straßen zu gefährlich war. Überall wurde geschossen«, erinnern sie sich.

Dennoch arbeiten zu wollen, wurde zur Obsession, und so entstand in diesen Monaten eine 200-teilige Arbeit mit eben diesem Titel: »Obsessionen«. »Es ist ein persönliches Bild, das auf die politische Situation reagiert. Ein Tagebuch, das notiert, was jeden Tag passierte. Liebe, Schmerz, alles ist da drin«, sagt Flutura. Aber das Werk sei auch ironisch gemeint gewesen, eine Art Clown mit 200 Gesichtern. »Es war eben eine Zeit, in der man über Kunst nicht laut reden durfte.« Sie kommunizierten mit ihren Bildern.

Die Zeit ist nun vorbei und sie hat Albanien nicht zurück in den Kommunismus fallen lassen. Dennoch haben diese Tage Flutura und Besnik verändert. Seither arbeiten sie nur noch zusammen, malen kaum noch – »es ist schwierig, zu zweit zu malen, so schwierig, wie gleichzeitig mit zwei Händen zu schreiben«. An die Stelle der gemalten Bilder sind Installationen, Fotografien und Performances getreten, in denen die Handschrift des einzelnen nicht mehr auszumachen ist, wohl aber die Spielzeugwelt ihres Sohnes.

Ein Besuch in ihrem Atelier, einem etwa 20 Quadratmeter großen Zimmer in einem Berliner Studentenwohnheim, das sowohl Schlaf-, Wohn- und Esszimmer als auch Spielstube ist, entpuppt sich als eine Reise zum Ursprung der Playmobilwelt ihrer Fotoerzählungen. Was sich auf ihren Bildern oftmals verloren vor einem nackten Hintergrund poetisch zusammenkuschelt, tummelt sich hier in den weißen Regalen an der Wand oder wie noch immer in Vizis Plastewanne, die nun selbst wie eine große Insel in einem kleinen See steht. Däumlinge und Giganten vereint in einem Raum, Gulliver in Berlin. Mittendrin am Esstisch sitzend, sieht Flutura mit ihrem schwarzen, langem lockigen Haar aus wie ein Schneewittchen und Besnik mit braunem Pagenkopf wie ein Prinz Eisenherzverschnitt. Und da wundert es einen dann auch kaum noch, daß die kleine Familie scheinbar gerade eine märchenhafte Karriere macht.

Eigentlich wollten sie noch in diesem Herbst endgültig nach Kanada auswandern. Eine Einreise- und Aufenthaltsgenehmigung mit späterer Einbürgerung haben sie schon. Doch jetzt sind etliche Ausstellungen dazwischengekommen. Heute in den empty rooms und im Haus am Lützowplatz in Berlin, morgen in München, übermorgen auf der Biennale in Venedig, schließlich am Ende des Jahres in Bonn auf der groß angelegten Schau »Zeitwenden – Ausblick. Der Blick ins nächste Jahrtausend«. Und wenn sie könnten, wie sie wollten, würden sie ohnehin am liebsten in Berlin bleiben: »Hier ist gerade ein wichtiger Platz, wo Kunst und neue Ideen entstehen.«

Das Künstlerpaar hat hohe Ansprüche an sich selbst: »Wir wollen international bekannt werden«, sagen sie wie aus einem Mund, und es klingt überhaupt nicht überheblich. Genausowenig, wenn Flutura feststellt: »Die Künstler haben einmal gedacht, sie könnten die Gesellschaft verändern oder verbessern. Daran arbeiten wir auch.« Vor allem immer »wir«: »Wir haben uns überlegt, unser Leben in Kunst zu übersetzen«, sagen sie und nehmen das ebenso ernst wie pragmatisch: »Für eine Familie ist das viele Reisen eine schwierige Situation, man hat keine Kontinuität. Gulliver bot uns da ein Motiv.«

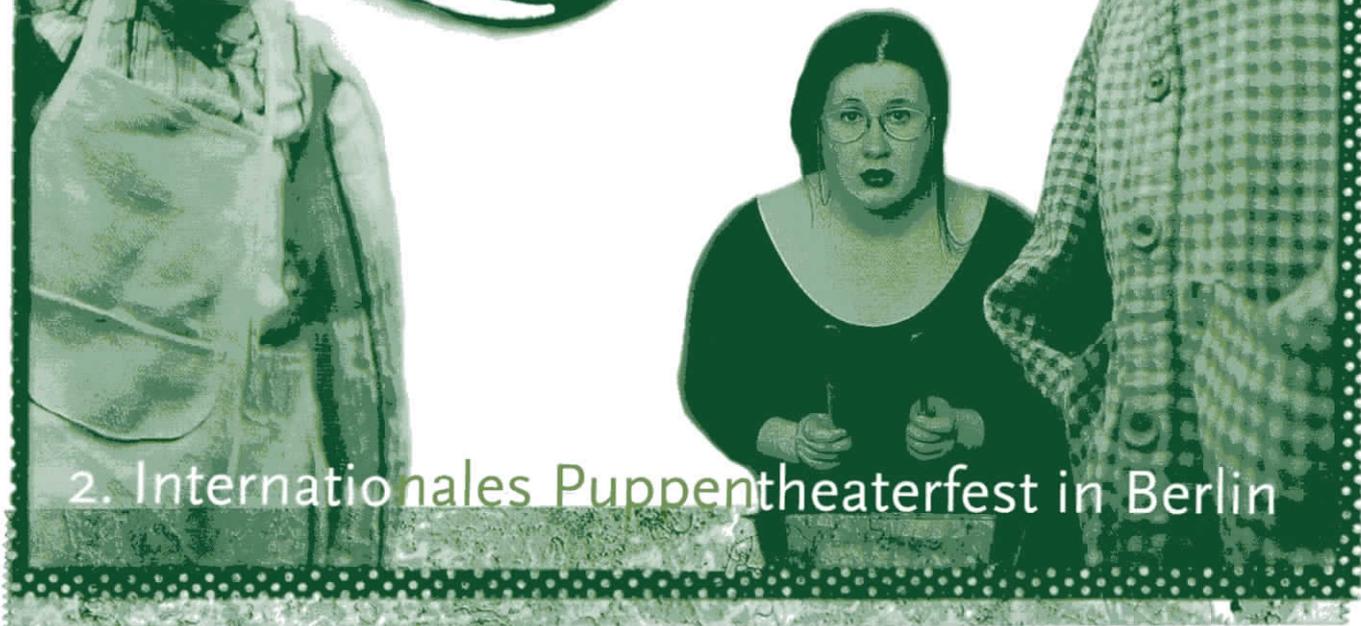
24 Stunden am Tag zusammen, jeden Tag. Allein zur eigenen Ausstellungseröffnung? Völlig unmöglich, denn es ist ja immer ihr gemeinsames Werk. Und es gehört ja zudem mittlerweile zu jeder Ausstellung auch eine Performance, die keiner ohne den anderen durchführen könnte. Neulich in den empty rooms haben sie beispielsweise noch einmal geheiratet, Flutura ganz in Weiß und Besnik im Frack. Es war ein Kinderspiel, Flutura und Besnik im selbstgeschaffenen Wunderland mit kabelgesteuerten Spielzeuglandrovern. Am Ende begatten sich konsequenterweise die Wagen, vollziehen sie die Ehe, als wollte man einem Kind von heute erklären, wo die Babys herkommen. Früher brachte sie eben der Storch oder sie waren Produkte von Bienen und Blümchensex. Damit kann man heute keinem Kind mehr kommen. Das mag naiv klingen, aber der Blick aus der Froschperspektive eines Kindes auf die Welt simplifiziert die Kritik an ihr keinenfalls. Ganz im Gegenteil: Die Welt im Kleinen bringt den Dreck im Großen auf den Punkt.

Künstlerpaare wie Flutura und Besnik gibt es nicht wie Sand am Meer. Doch die klassische Rollenverteilung, die spätestens mit dem ersten Kind dazu führte, daß noch vor wenigen Jahrzehnten die Frauen ihre eigenen künstlerischen Ambitionen für den Mann und die Familie aufgaben, ist ebenfalls immer seltener anzutreffen. Künstlerinnen verzichten heute eher wie auch andere Karrierefrauen auf Kinder der Kunst zuliebe. Das Berliner Künstlerpaar (e.)Twin Gabriel hingegen geht schon seit Jahren ähnliche Wege wie Flutura und Besnik. Unter ihrem Künstlerpseudonym sind sie noch nicht einmal mehr als Paar auszumachen und erst recht nicht in ihren Bilder-, Foto-, Video- und Objektinstallationen. Selbst nicht, als auch sie im letzten Jahr Eltern wurden, und das Ereignis seine Dokumentation in einem recht schrägen Video, einer enervierenden Reise durch die Tunnel von London zum Ur- und Geburtsschrei des Kindes, fand.

Flutura und Besnik können sich heute überhaupt nicht mehr vorstellen, wie das wäre, allein zu schaffen. Gedanken die ihnen ohnehin Vizi verbietet. Der hat inzwischen das Interesse am Wasserspiel verloren und findet sowieso, daß seine Eltern jetzt lange genug gequatscht hätten. Das Wohnzimmer soll nun nur noch Spielstube sein. 20 Quadratmeter gelebte Kunst. Flutura sagt noch: »Im Moment sind wir sicher, daß es so weitergeht. Und wir hoffen, daß es bis ans Ende so weitergeht.«

# Schien eigentlich der Mond?

Claudia von Zglinicki



## 2. Internationales Puppentheaterfest in Berlin

Ob der Mond schien? Keine Ahnung. Es war nicht wichtig. Die Wirkung, die Stimmung, das Licht des Sommerabends – wenn man unbedingt will, auch die Romantik – kamen woanders her. Mond oder nicht, das war ganz egal.

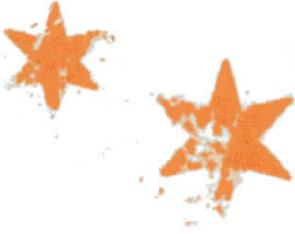
Die Zuschauer saßen unter freiem, immer dunkler werdenden Himmel mitten in der Zitadelle Spandau. Ein grandioses Gemäuer, mit seinen Gewölben und Bastionen, alten Bäumen und Wasserblick. Und besser als an diesem Wochenende im Juni kann man das Gelände nicht nutzen. Die Location schreit nach genau diesem Event, um es modisch zu formulieren. Ein Glück, daß die Frauen und (wenigen) Männer vom Puppentheater Regina Wagner (auf der Zitadelle zu Hause) und von der Schaubude (dem Puppentheater Berlin mit der künstlerischen Leiterin Silvia Brendenal), das erkannten und die Idee umsetzten, mit Mut, mit einigen UnterstützerInnen und nun schon zum zweiten Mal.

Der Eröffnungsabend des Festivals also. Langsam schritt eine kleine Karawane ins Rund und erreichte die bizarren Gebilde, tierähnliche, menschenähnliche Gestalten, die dort aufgebaut waren. Voran zwei Männer mit Fackeln, die an die drei Meter hoch aufragten, brennend, lodernnd. Dahinter eine Frau mit einem Feuervogel in der Hand und drei Musiker mit Trommeln und Saxophon. Es knisterte, lohte. Einer der beiden pyromantischen Künstler trug eine feuerabweisende Schürze wie ein Schmied. Und das Spektakel begann. Fliegen wollte der eine der Männer, er stieg auf Leitern, sprach – vielleicht – über den Mond, mit dem Mond. Und dann überkam die Darsteller die Lust am Spiel mit dem Feuer. Ihre metallenen Figuren brannten,



eine nach der anderen. Immer gefährlicher wurde die Jonglage mit brennenden Töpfen. Ein riesiger Würfel kam ins Spiel, die Kanten loderten. Der Schauspieler schwang ihn hoch über seinem Kopf durch die Luft. Riskant? Natürlich hat er Brandwunden, hieß es hinterher. So ein Spiel wagt man nicht ungestraft.

Ein Schattenspiel kam der Performance mit dem Feuer plötzlich in die Quere. Schatten von großen Käfern, Schmetterlingen, von Getier sonderbarer Form flogen über das aufgespannte Papier. Schließlich verbrannte auch das. Nur eine einzige Figur, ein Vogel aus Metall und Seide, näherte sich dem Feuer ungestraft. Er blieb heil. Eine Hoffnung am Ende des Stücks? Nicht alles verging in den Flammen?



Das Feuer war erloschen, dunkel der späte Abend. War das Ganze ein Traum? Man konnte aufatmen, wenn man wollte: Die Darsteller waren noch da, ihr Vogel auch. Die Reste der anderen Figuren, Eisenteile, könnten für die nächste Vorstellung wieder neu mit Papier oder Stoff umwickelt werden. Aber diese Vorstellung würde es genau so nie wieder geben. Beim nächsten Mal, falls es dazu käme, würde die Geschichte zwischen Luft und Feuer anders verlaufen. Aber gab es überhaupt eine Geschichte? Schien überhaupt der Mond?

Das 2. Festival für Puppen- und Figurentheater in Berlin-Spandau war eröffnet. Der Maßstab, den das Kammertheater Neubrandenburg im vergangenen Jahr mit der Eröffnungsvorstellung, einer Ehekomödie für Frau und Mann zwischen Feuer und Wasser, gesetzt hatte, war nicht zu hoch gewesen. Die niederländische Gruppe FLUP & JU BEDRIJF hatte mit der Inszenierung »Der Versuch« den gesetzten Anspruch erfüllt. Erwachsene und Kinder waren glücklich mit dem Abend. Verstehen konnte jede und jeder im Publikum das Stück anders. Zirkensisch und philosophisch, märchenhaft, als Spaß oder als Apokalypse. Nur ein paar mehr ZuschauerInnen hätten es sein können. Viel mehr sogar, denn der Platz in der Zitadelle bietet viel Raum. Am Nachmittag hatte es noch geregnet, so blieben manche am späten Abend vorsichtshalber zu Hause – eine Erklärung dafür, daß nur ein paar hundert Gäste kamen und nicht noch ein paar hundert mehr. Aber vor allem wissen eben immer noch nicht viele, auch nicht viele JournalistInnen übrigens, was das eigentlich ist: Puppentheater, Materialtheater, Theater mit Figuren. Der Kasper im Kindergarten prägt ein für allemal das schwer korrigierbare Bild von einer niedlichen Attraktion für Kleinkinder. Die Augsburger Puppenkiste rührt viele wegen der Erinnerung an die eigene Kindheit und darf daher utopische Preise für verstaubte Vorführungen verlangen.

Nur ist Figurentheater eigentlich etwas ganz anderes. Alles ist möglich in dieser zweifach künstlichen Welt, in der in den Händen von Puppenspielerinnen und Darstellern die sonderbarsten Dinge agieren. Puppen spielen, speziell der Kasper, ja sicher, aber auch alles übrige kann mitwirken und Leben gewinnen: Federn und Licht, Korkenzieher und Schweinefilet, Feuer, Erde und Draht. Musik, Stimme und Sprache, Bewegung und alte Flaschen. Technisches Gerät. Menschen und Figuren. Alte und neue Geschichten können auf ganz andere Weise erzählt werden als »nur« von menschlichen Spielern allein. Den Beweis für die Vielfalt dieser Theaterkunst lieferte das Festival in Spandau, das hoffentlich nicht zum letzten Mal gewagt wurde.

Diesmal gastierten KünstlerInnen aus fünf Ländern, gaben – für weniger als das übliche Honorar – zwölf Vorstellungen an acht Spielorten der alten Burg. An zweieinhalb Tagen alle drei Stunden eine andere Aufführung, nur nachts eine Pause – so ungefähr. Naheliegender Wunsch für das nächste Mal, im Juni 2000: Ein Dauerticket für alles. Gedacht weniger fürs Fachpublikum, sondern mehr für die, die gar nicht genug kriegen können von Marionetten und Handpuppen, vom Spiel mit den weggeworfenen Dingen vom Müllplatz oder zum Beispiel auch von den Engeln Johanna und Johannes, die das glückvolle Puppenspiel von Hans im Glück erzählen, wenn sie uns, den noch lebenden Menschen, »erschieden« sind. Eine Produktion von Hans-Jochen Menzel und Pierre Schäfer über Eigentum und Glück, Verantwortung, Geduld, Dummheit und andere Rätsel, gespielt auf dem Grat zwischen spannendem Kinderstück und schrillum Vergnügen für Große – von besagten zwei Engeln in ihrer bizarren Häßlichkeit. Wie beruhigend, den Professor für Puppenspiel an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch« und seinen Mitspieler hinterher in alltäglichem Outfit zu sehen, befreit von zwanghaftem Benehmen, Flügeln, ollen Klamotten und den abscheulichsten Brillen, die sich vorstellen lassen.



Hans im Glück – Beispiel für eine simple und übergenau bekannte Geschichte, auf die man deshalb keine Lust mehr hat, und in der sich plötzlich eine Menge Fragen entfalten. Ein Stoff, der den Eindruck erweckt, hier sei ganz was Bescheidenes gewollt und fast versehentlich, unter der Hand, sehr viel mehr entstanden. Understatement als Wirkmechanismus und Kunst.

Das Gegenstück dazu auf dem Festival: der Opernabend »Wagners Ring« von »Tristans Kompagnons« aus Nürnberg – der ganze Wagner in zwei Stunden, Zeitbezüge dazu, Parodie, Gummipuppen-Erotik und Schelte der modernen Fernsehgesellschaft. Also in einem Stück einfach alles gewollt, und das mußte zu viel sein. Da kommt immer noch eine Ebene ins Spiel und noch eine, wird immer noch ein Gag mehr probiert, werden Puppen in unterschiedlichster Stilistik gezeigt, sie werden aber kaum gespielt, mehr hingestellt und gefilmt. Zu viel Video und zu viel Konserve, beides ließ leise Töne und irgendeine Sicht auf Wagner überhaupt nicht mehr zu.

Ganz und gar handgespielt und selbst gekocht (dabei nicht etwa hausbacken, sondern professionell) dagegen: »Klodette kocht« vom Theater pepperMIND Stuttgart. Die appetitliche Annette Scheibler kocht tatsächlich. Die brutzelnden Zwiebeln duften, das Filet wird in ihren Händen erst zur Figur, die im gläsernen Topf Probe liegt (Puppenspiel mit Material aus der Fleischerei, verblüffend), dann zum gefüllten Braten und Beigabe fürs Mordwerkzeug, den Bohnensalat aus der Dose. Und wem wird hier das Ende bereitet? Klar, dem Gatten doch, dessen Grenzen da sind, wo ihre Küche beginnt. Und er hat keine Chance: Er ist nicht der erste, den sie zerkocht. Trophäen im Salzpaket beweisen es. Schwarzer Humor und ziemlich wenig High Tech – die Geschichte von der erfolgreichen Undercover-Köchin in geheimnisvollem Auftrag gegen das Mittelmaß in Küche und Welt. Viele dürften da am Ende nicht übrig bleiben. Das Rezept übrigens können Zuschauer nach der Vorstellung zu Hause ausprobieren – ohne den tödlichen Salat, versteht sich. So exakt arbeitet Klodette. Mal sehen, wer im nächsten Jahr auf der Zitadelle anrichtet.

Abbildungen: »Hans im Glück«, »Klodette kocht«

# Die Bewegungslosigkeit ist nicht bewegungslos

Ea Sola ist Autodidaktin vietnamesischer Herkunft und zur Zeit mit ihrem Tanztheater in Europa unterwegs Waltraud Schwab

»voilà voilà« heißt das neueste Tanzstück der vietnamesisch-französischen Choreographin Ea Sola, das seine Uraufführung im Berliner Hebbel-Theater hatte und nun in verschiedenen europäischen Städten gezeigt wird. Es ist die vorläufig letzte Choreographie in einer Serie, in der Ea Sola die traditionelle vietnamesische Musik, Poesie und das Theater erforscht, aufarbeitet und mit Elementen des modernen Tanzes vermischt. Die Choreographin beschreibt »voilà voilà« als Synthese dieser zehnjährigen Arbeit, in der sie die entlegendsten Dörfer Vietnams bereist hat, um so viel Material wie möglich zusammenzutragen. »Voilà«, das Wort ist selbst eine Synthese. Es weist hin. Aber worauf?

Die Bühne ist durch Stoff in einen Palast verwandelt. Die mit grafischen Mustern versehenen Stoffbahnen erlauben ein ständiges spielerisches Verdecken und Sichtbarmachen der Tänzerinnen. Wie Puppen bewegen sich diese manchmal; ihre Schritte klein und schnell gesetzt. Es wird auf Knien getanz und in der Verbeugung. Eine Vereinzlung, ein sich dominantes Hervorheben von Tänzerinnen aus der Gruppe geschieht kaum.

Dieser erste – in seiner Eingespieltheit durchaus auf Gesten der Hierarchie verweisende – Teil wird durch Bewegungen, die eher an das Repertoire martialischer Rhythmen wie Schlagen, Stampfen anklängen, aus der Harmonie gebracht. Die Stoffbahnen verschwinden – und damit das fragile Gebäude, das aber dennoch die Bewegungskordinaten markiert hat. In dieser Phase des Tanzes wird plötzlich mit Fingern gezeigt. Wo vorher eine – wenn auch nicht durchschaubare – Ordnung war, ist plötzlich Chaos, dann Ratlosigkeit. Die Tänzerinnen kommen nicht mehr vom Fleck, sind wie besessen, können nicht mehr gerade stehen und tanzen den-



Szenen aus *voilà voilà*, Fotos: Ea Sola



noch. Allmählich jedoch entsteht in der Unordnung eine neue Ordnung. Die Bewegungen erinnern nun an die Hektik und Schnellebigkeit, die den Menschen in modernen Großstädten aufgezwungen wird. Ein Cello – das Instrument, das heute auf die abendländische Kultur bezogen wird – nimmt die Musik auf, die bis dahin auf den traditionellen Perkussionsinstrumenten, zweisaitigen Drehleiern und dem Kern, einem Blasinstrument, gespielt wurden.

Eine weitere Zäsur wird gesetzt, als sich sowohl Tänzerinnen als auch Musiker an den Bühnenrand begeben und eine Bewegung durchspielen, in die der Facettenreichtum menschlichen Verhaltens – Vorahnung, Lachen, Streit, Auseinandersetzung, Diskussion, Versöhnung – einbezogen ist. Als diese sich auflöst, kommen die Tänzerinnen nicht mehr in den eher vornehmen Kleidern, sondern in kürzeren Röcken und Blusen und ohne Kopfbedeckung auf die Bühne. Das Cello wird noch einmal eingesetzt, spielt Schumanns »Träumerei« und Bach. Die Tänzerinnen haben einen stilisierten Zweig in der Hand, eine größere Individualität der Bewegung ist sichtbar. Wenn sie jedoch aus der Gemeinschaft ausscheren, wirkt dies wie eine Warnung, wie Krankheit und manisches Vergessen im Nichtvergessenkönnen.

Ea Sola ist davon überzeugt, daß jemand, der heute in der sogenannten Moderne lebt, sich selbst zerstört, wenn er die Tradition aber auch die Geschichte vergißt. »Tradition ist Gedächtnis, ist Zivilisation, sind meine Eltern. Aber die Tradition, das bin auch ich. Wenn es mich nicht interessieren würde, käme das meinem Tod gleich. Die Moderne, das bin ich auch.« Ihr allerdings sind weniger die technischen Errungenschaften von heute wichtig, sondern eher modernes Denken, Konzepte, ästhetische und rhythmische Wahrnehmungen. Deren Verbindungen zur Tradition spürt sie nach. »Das Gedächtnis bezüglich Kunst und Kultur ist eine Sache, aber es gibt auch das Gedächtnis der Geschichte. Ich glaube, es gibt Menschen, die nie vergessen werden und nie vergessen können: Kriege, Massaker, die sie erlebt haben. Selbst wenn sie heute in einer modernen Welt leben.« Ohne Tradition – vor allem aber ohne mündlich überlieferte – hätte die vietnamesische Gemeinschaft den Krieg nicht überleben können. Diese Traditionen bringt Ea Sola in Zusammenhang mit der langen Geschichte Vietnams, die für Jahrhunderte von Kolonisierung durch Chinesen oder Europäer, durch Feudalismus und Krieg bis in die jüngste Gegenwart

gekennzeichnet ist. Das Dioxin in den Nahrungsmitteln, das auf den Einsatz der chemischen Waffen der USA zurückzuführen ist, macht die Leute bis heute krank. Verwegen wirkt ihre Collage aus Geschichte und Kultur des Landes und dennoch konsequent.

Ea Sola ist in der vietnamesischen Familie ihres Vaters in den Bergen im Süden des Landes aufgewachsen. 1978 kam sie 16jährig nach abenteuerlicher Flucht mit ihrer französischen Mutter in Paris an. Wie ein Kleinod, das weitergereicht wird und dabei zum Verständnis dieser vielseitigen Künstlerin beitragen soll, wird immer wieder erzählt, wie sie nach ihrer Ankunft in Paris stunden- und tagelang unbeweglich in den Straßen stand. Warum? Was hat es ihr geben können? – »Nur die Tatsache, daß ich machen kann, was ich will«, sagt sie. Und die Bewegungslosigkeit, wofür steht diese? »Bewegungslosigkeit sagt nicht zwangsläufig, daß etwas bewegungslos ist.« Ihre ganz individuelle Reaktion auf den Krieg, die Flucht, den Kulturschock, die fremde Welt wurde von Theatermachern, die auf sie aufmerksam wurden, als Aktionskunst identifiziert. Auf diese Weise kam die Autodidaktin, die nur wenige Monate eine Schule besuchte, mit Aktionstheater, Butoh, der Avantgarde in Frankreich in Kontakt.

Die Bewegungslosigkeit ist nur ein Ausgangspunkt ihres Schaffens. Dramatische Gesten kamen hinzu. An ihren Haaren an einer Glocke aufgehängt, ließ sie sich in Schwingung versetzen, mit einem Eisblock tanzte sie. »Es ist ein Prozeß, der sich aus der Bewegungslosigkeit, die ja auch eine Logik der Sensation hatte, entwickelt hat.« In allem sucht Ea Sola das Andere. Nicht wunderbar, wenn berücksichtigt wird, daß Vietnam und Frankreich ganz unterschiedliche Welten sind. »Es ist mir aufgefallen, daß ich manchmal über etwas auf Vietnamesisch anders denke als auf Französisch. Stellen Sie sich das vor, wenn ich eine Meinung zu beispielsweise »Demokratie« äußere. Auf Französisch bin ich einverstanden, denke: so ist Demokratie. Individuell vielleicht. Wenn ich auf Vietnamesisch darüber spreche, was Demokratie sein könnte, wird es plötzlich eher etwas, was sich an der Gemeinschaft und weniger am Individuum orientiert.«

Seit zehn Jahren inszeniert Ea Sola immer wieder Stücke, die diese verschiedenen Möglichkeiten im Tanz sichtbar machen können. Vor vier Jahren begeisterte sie mit »Sècheresse et pluie«, Dürre und Regen, in dem sie 13 Bäuerinnen zwischen 50 und 76 Jahren,



Ea Sola

die bisher kaum in ihrem Leben ihre Dörfer verlassen hatten, auf die europäischen Bühnen brachte. Sie sangen ihre alten Lieder in einem neuen, von leidvollen Erfahrungen des Krieges geprägten Kontext. »Il a été une fois«, es war einmal, mit dem sie vor zwei Jahren in Europa war, ist ein Stück, in dem junge Menschen alle Variationen des Abschieds tanzen.

Sensationslogik ist ein Stichwort, das Ea Sola an ihren Produktionen ad absurdum führt. Zwar haben ihre Stücke den zweifelhaften Bonus des Exotischen, aber es funktioniert nicht. Die vielstrapazierte Dichotomie von Tradition und Moderne löst sich auf.

Zeitgenössisch ist Vieles. Daß sie beispielsweise authentische Musik verschiedener Traditionen miteinander in Verbindung bringt, gehört dazu. »Auch daß mit den traditionellen Instrumenten eine eigene Komposition und Choreographie entwickelt wird, eine Geschichte erfunden wird, sind zeitgenössische Aspekte. In »voilà voilà« ist das deutlich.«

Bleibt die Frage, was in »voilà voilà« tatsächlich deutlich ist. Worauf weist es hin? »Ich bin es nicht, die hinweist, sondern das Ding. Das Ding existiert bereits.« Welches Ding? »Das Leben.« Das Leben zeigt auf? »Ja, es zeigt, es zeigt auf.« Die Vielfalt der Möglichkeiten? »Oder die einzige Möglichkeit: das Leben.«

# Die Wiederentdeckung der Linkshändigkeit

Ein Briefwechsel

zwischen Waltraud Schwab,  
mit links schreibende Jour-  
nalistin, und Laura Gallati,  
linkshändige Musikerin

**Liebe Laura,**

dies sind Hammer, die ich mit der linken Hand gemalt habe. Es sind Ausschußhammer. Mißlungene. Die gelungenen hängen bei mir an der Wand. Es ist wirklich ein großes Erlebnis, das sich ja doch nur als Zufall verkleidet hat: die Entdeckung der linken Seite. Passiert ist das in einem Augenblick der Ahnungslosigkeit. Ich wußte nicht, was tun. Also habe ich den Stift in die linke Hand genommen und das, was vor mir stand, abgemalt. Mit links, auf linkische Art in einem dieser Augenblicke, in dem es niemandem auf der Welt recht gemacht werden muß. Das Überraschende: Ich fühle mich sicher, wenn ich links male. Der nicht akkurate Strich ist nicht falsch. Rechts wäre er falsch, weil er nicht recht wäre. Seither spiele ich mit dem Gedanken, daß ich gleich mit umerzogen wurde, als mein linkshändiger Bruder, der eineinhalb Jahre älter ist als ich, auf rechts getrimmt wurde. Die Mittel waren nicht zimperlich: Auf die »falsche« Hand wurde ihm geschlagen, die Gabel wurde ihm in die rechte Hand gezwungen, wenn er jemanden begrüßte, hatte der Arme wieder alles falsch gemacht und ich kann mich an all das erinnern, mein Bruder kaum. Ich glaube, ich konnte rechts und links unterscheiden, bevor ich überhaupt sprechen konnte. Geblieben ist mir seither eine Aversion dagegen, jemandem etwas recht machen zu müssen. Aber dabei wird man auch einsam. Geblieben ist mir seither auch eine Vorliebe für die Leute, die es jemandem nicht recht machen müssen.

Deshalb macht es mich so neugierig, was Du musikalisch gerade entwickelst. »Unsaubere Musik« hast Du gesagt. Und mich dabei auf eine Art angeschaut, als wärst du ein kleines Mädchen, das sich gerade eine große Bosheit erlaubt hat. Vielleicht ist des Rätsels Lösung die Wiederentdeckung der Linkshändigkeit. Ich finde das spannend, daß Du wahrscheinlich eine echte Umerzogene bist. (Ich bin ja vermutlich nur grundlos traumatisiert.)

Wie ist das eigentlich beim Klavierspielen? Wie lernt man verschiedene Dinge mit verschiedenen Händen zu machen? Und das alles noch vom Blatt abzulesen: Ich kann gleichzeitig rechts einen Brief schreiben und mit links die Hornhaut von der Fußsohle kratzen, aber ich könnte das nicht tun, wenn ich es vom Blatt ablesen müßte. Soviel Konzentration könnte ich nicht aufbringen.

Hast Du immer schon Klavier gespielt? Ist es Dir praktisch in die Wiege gelegt worden? Wenn ich Dir zuschauen, glaube ich das manchmal. Du und das Instrument, das kommt mir wie eine Einheit vor, wie eine große Liebe. Obwohl ein Flügel doch so schwer ist, scheint es, als würde er unter deinen Händen weich und geschmeidig, läßt sich formen, zwingt Dir nicht seine sicher reichen, aber dennoch begrenzten Möglichkeiten auf, sondern läßt sich von Dir erweitern. Ist Flügel und fliegt. »Warum kann ich nicht einfach nur Klavier spielen«, hast Du gestern ratlos gesagt. Den Rest des Satzes darf ich mir denken. Warum über die Grenzen des Instruments hinausgehen? Ich hätte da eine Antwort, aber die macht mich altklug. Damit hadert meine Eitelkeit ...

Liebe Laura, ich freue mich auf unsere zweiwöchige, lebenslange Korrespondenz. Und bitte schicke mir bald ein Aeroogramm, wenn Du im Ausland bist. Keine E-mail kann das ersetzen. *Waltraud*

**Liebe Waltraud,**

6. 6. '99

ganz eilig, damit ich dir die Antwort auf den von dir gesetzten Anfang unseres Brief Ping-Pongs heute zu unserem Diskussions-Termin des Forums-Mitte mitbringen kann, hier meinen Dank für die orangeroten Hämmer, zu denen du im Plural Hammer sagst. Wer hat recht? Ist Hämmer ein Helvetinismus? Solltest du mit den linkshändig gezeichneten Hammern recht haben und ich mit den rechtshändig geschriebenen Hammern falsch liegen, teile mir das bitte mit – um den Duden zu konsultieren, habe ich im Moment keine Zeit, weil ich ja zum Kern des Brief-Dialogs vordringen will. Nur noch soviel zu links und rechts, zum Rechtmachen wollen, um recht zu bekommen: vor welcher ( . . . . . setzenden) Instanz? Wenn's die gleiche oder eine ähnliche ist wie die, die Musik in schöne und häßliche einteilt, dann bin ich mit meiner Parteinahme für »unsaubere« Musik nicht »unsicher«, eher ist es mir egal, ob ich irgend ein Gesetz breche. Was ich ganz genau weiß, wie viele und welche emotionalen Reflexe, welche Hörklischees und welche den Psychohaushalt (stimulierende) Übereinkünfte mit bestimmten »sauberen« Klangabfolgen verbunden werden. Mit »unsauberen« auch, möchte man einwenden: NUR sind die noch nicht so besetzt wie die »sauberen«. Wenn laut Adorno »Musik Freude am Wiedererkennen« ist, entstehen diese Besetzungen durch melodische Gefälligkeiten (die Musik »macht« es unseren Ohren »recht«), durch Harmonieabfolgen, durch rhythmische Gesten, die wir mit Gefühlszuständen verbinden, so (ge ... t) (verbrauchen) und schließlich so trivialisieren, daß »Musik« zur Gewohnheitssäule verkommt. Selbst wenn Beethoven darüber (stirbt). Diesem »Schön-ist-was-bekannt-ist« Diktat die »unsaubere« Musik entgegenzusetzen, hätte als Ziel und Perspektive eine nur kurzlebige Attraktivität: solange »fremd« zu sein, bis sich das Ohr gewöhnt hat. In diese nur reaktive Negation mag ich mich



nicht begeben. Ihr zur Seite – jetzt auch ganz konkret – stelle ich z.B. den schockartigen Absturz gleich zu Beginn der Klage der Ariadne »(asciate mi mourire)« von Monteverdi. Die Musik ist 300 Jahre alt. Wird sie heute aufgeführt (gesungen) werden die aufgezeichneten Hieroglyphen der Notenzeichen entschlüsselt, und ihr Sinn neu entdeckt, die Klage von der Vergangenheit in die Gegenwart geholt: es ist zeitgenössische Musik, so oft sie erklingt. Ihr Erklingen allerdings ist eine stetige Gratwanderung zwischen Absturz und Erkenntnis: Absturz in drohende (Banalität), die nur eingeschliffene Schönheitsideale bedient und Erkenntnis, daß in den schroffen Harmoniewechseln der Ariadne-Klage (auch) die sperrige Sprödigkeit von Schönbergs 50jährigem »Ein Überlebender aus Warschau« und den unbehaunten Monumentalwerken (selbst wenn diese »Klaviersonaten« heißen) der Galina Ustvol'skaja aus unserer Zeit eine enge Verwandtschaft besteht. Die Suche nach neuen Ausdrucksformen, neuen Techniken, die

(Wahl) von neuen technischen Möglichkeiten etc. wird notwendigerweise immer »unsauber« empfundene Musik produzieren. Gemessen an »gesäuberten« Schönheitseidealen ist sie es auch. Gott lob – das ist die Chance von der Gegenwart in die Zukunft und in eine Vergangenheit: Die gegenwärtige heutige »unsaubere« Musik kann die Ohren öffnen für die unter dem makellos gewordenen Marmor der vergangenen Musik ihre Intensität und die Kanten wiederzuentdecken, die das Echtheitssiegel von Musik ist. Diese Wechselwirkung ist noch scheinbar paradoxer: Die Melange, wieviel von Gestern, Heute und von morgen gerade meine Tage füllt, ist allerdings (.....) auch von (außermusikalischen) Einflüssen abhängig.

Intimere Details zu Aussagen in deinem Brief bin ich nicht imstande zu geben, weil ich sie nicht nachvollziehen kann. Für's erste soviel: Ich bin gespannt auf die Fortsetzung. *Laura*

**Liebe Laura,** 9. 6. '99  
an Bildern mit Hämmern mangelt es nicht. Linkshändig (linkshändisch?) gemalt. »Hämmer« ist kaum ein Helvetinismus, sondern gutes Hochdeutsch. Ich hab nachgeschaut. Konnte es gar nicht glauben, denn mein ganzes Sehnen ging zum »ä«, als ich dir schrieb. Ich aber dachte, bestimmt ist das einer dieser Allemannismen. Ich aber wollte vornehm klingen. Deshalb habe ich »die Hammer« geschrieben. (Hab' zur Absicherung meiner Vornehmheit noch eine BerlinerIn gefragt, die mir nach mehrmaligen Hin- und Herwälzen des Wortes, das »a« bestätigte.) Vermutlich liegt den BerlinerInnen das Vornehme doch nicht so und das Allemannische ist die eigentliche Hochsprache des Deutschen. (War's ja auch mal, nur wurden meine (und deine?) Vorfahren durch irgendwelche Lautverschiebungen ins Abseits gedrängt.) Endlich das Stichwort: LAUT + VERSCHIEBUNG. Wie Du ja schon vermutet hast, kann ich deine Handschrift nicht vollständig lesen. Deine leidenschaftliche Attak-



ke gegen die Gewohnheit. Die Hörgewohnheit. Das Schön-ist-was-bekannt-ist. Gilt das eigentlich immer, oder trifft es in der Musik besonders zu, weil Musik nicht festgehalten werden kann? Selbst wenn ich eine CD von einer bestimmten Musik habe, habe ich die Musik doch nicht. Was ist Musik überhaupt? Oder bringen so aller-aller-grundsätzliche Frage nichts? Kann ich bei Dir in die Musiklehre gehen? Ich möchte kein Instrument lernen, verstehe mich nicht falsch, ich möchte die Seele und das Wesen der Musik begreifen, den Moment, wenn du am Klavier sitzt, spielst und deine Leidenschaft für das zu Hörende im Einklang ist mit dem Zuhörenden. Der Moment kurz vor dem Schönen. Und kaum ist er da, ist er schon nicht mehr da.

Also nochmal: Ich konnte deinen Brief nicht vollständig lesen. Deine Handschrift hat Lautverschiebungen verursacht. Ich beziehe mich demnach auf meine Interpretation deines Briefes. Eine seltene Unvollständigkeit, da Handschriftliches nicht mehr so oft vorkommt. (Wann werde ich jemals wieder ein Aerogramm erhalten?) Wenn ich dich also richtig verstanden habe, dann könnte jede Musik lebendig sein, solange es kein Richtig und Falsch bei der Interpretation der Notationen gibt, bei der Interpretation dessen, was die Komponisten und Komponistinnen als zukünftig zu Hörendes gedacht und niedergeschrieben haben. Ich möchte das nun wirklich wissen: Gibt es die Freiheit der Interpretation in der Musik? Oder mißt sich jede Interpretation an dem, was vorher schon einmal als richtig rezipiert wurde? Ich vermute, daß das so ist. Ja, es ist so. Denn Abweichendes, LAUT-VERSCHIEBUNGEN, führen ja zum Verlust der Vormachtstellung. (Siehe: der Wagen – die Wagen)\*.

Meinst Du also, daß alle Musik leidenschaftlich sein könnte, wenn man aufhörte, sie auf das Bekannte zu reduzieren. Hammer zuzulassen, wo es Hämmer sind, egal, was der Beweggrund für die Lautverschiebung ist. (Auch niedere müssen möglich sein. Ich wollte ja nur vornehm klingen?) Kann es sein, daß ich da jetzt durcheinandergekommen bin? Liebe Grüße, Waltraud

\* Anmerkung: Der Plural von »der Wagen« ist im Allemannischen – also im Schweizerischen, Badischen und Elsässischen – »die Wagen«.

Liebe Waltraud, Berlin, den 13. 6. '99  
weiter im Ping-Pong: Sei bedankt für den Hammer-Brief (singular, weil es sich um einen (den zweiten) Brief handelt mit allerdings zwei sehr beeindruckenden Hämmern in Blau-Rot-Gelb, die plural Kopf stehen. Mit den Gewohnheiten und Schönheitsnormen ist es so eine Sache: Sie berufen sich auf Übereinkünfte, was schön ist; auf bestehende Schönheitsbilder, die dann angenommen oder abgelehnt werden können. Anders als deine Hammer-Bilder, die so lange angeschaut werden können, bis ich mir einbilden könnte, jeden Strich, jede perspektivische Irregularität, jede Farb-Nuance zu kennen oder nachzeichnen zu können, müssen der Musik ihre in Notenköpfen versteckten Geheimnisse jedes Mal neu entrissen werden. Musik, weil sie so flüchtig ist, gibt es objektiv nur, solange sie tönt. Ist der letzte Ton verklungen, der CD-Player auf Off, wird sie allenfalls zum Gebilde im Kopf, zum Menetekel »wie die Zeit vergeht«, wie Stockhausen sagt. Deine Bilder bleiben als Konkretes da, selbst wenn du sie umdrehst oder für zwei Wochen in die Ecke stellst. Sie bleiben als das, was sie sein wollen: Bilder, selbst wenn niemand sie anschaut. Sie sind in die Welt gesetzt als Bilder ungeachtet aller Qualität. In die Welt gesetzt sind zwar auch die Notenköpfe oder musikalische Konzepte. Aber sie kämen als Bild gerahmt und an die Wand gehängt, ihrem eigentlichen Sinn und Zweck nicht nach: Zum Tönen sollen sie gebracht werden! Wenn sie dann tönen, erklingt ihre eventuelle Schönheit solange, bis sie verklingt und schon ist sie nichts mehr als Erinnerung, Vorstellung, Imagination des Flüchtigen. Fast bin ich bereit, dem also hinter der flüchtenden Musik nacheilenden armen Ohr zu verzeihen und seine Sucht zu verstehen, das Schöne immer wieder neu fassen zu wollen und dem »schön« zu sagen, was vertraut ist, wenn Musik immer wieder am sich Verflüchtigen ist Und da sitzt der Teufel drin: Mehr als abbildende Kunst in

ihrer konkreten Existenz und um vieles mehr als Texte, die – so wollen wir hoffen – ja immer ein in Wortsprache gefasster »denkender« Bezug zur Welt zu schaffen imstande sind, bleibt Musik »abstrakt«. Groteskerweise wird ihr der ihr eigene flüchtige Charakter zum Verhängnis: In unserer Erinnerung mutiert sie zur »Gefühlssache«. Der Wunsch nach Repetition (der immer gleichen Werke, der immer ähnlichen – dem jeweiligen Zeitgeschmack entsprechenden – Interpretationen), den ich im letzten Brief gezeigelt habe, ist der Wunsch, der immer wieder entfliehenden Musik mit ihren direkt das Gefühl treffenden Klängen habhaft zu werden, durch das wiederbestätigte Gefühl, das mit jedem Erklingen dem vorhergewußten Verschwinden der Musik trotzt. Was ich letztes Mal sagen wollte: Gegen diese Annahme, daß Musik so »aufgeht«, die Erinnerung und die immer wieder gleichen Gefühle als liebgewordene Sicherheit bedient, kann man schon Sturm laufen. Besonders dann, wenn der Flüchtigkeitsscharakter der Musik auch als Chance für neue Erkundungen, Erkenntnisse und Experimente gesehen wird – Experimente, die dem Schönheitsideal nur schon deshalb nicht entsprechen, weil sie einem vielfach mißverständenen Gefühlsrepertoire der erinnerten Musik fremd sind. In diesem widersprüchlichen Spannungsfeld lebt die Musik. Ich sage das allerdings eher fröhlich als wehleidig: Das unsichere Terrain zu betreten lohnt sich jeden Tag neu. Musik entsteht so jeden Tag neu, nicht nur die »Neue«, auch die »Alte«. Die Freiheit der Interpretation, nach der du fragst, (oder heißt es umlautend »fragst«?) bricht sich meiner Meinung nach an der Frage, mit welchem Freiheitsbegriff ich an eine Sache (hier: Musik oder Text) herangehe. Richte ich meinen freien Blick auf eine Sache, mit der ich etwas vorhabe, oder ist mein Blick auf mich selbst gerichtet? Nehme ich von der »Sache« (Musik oder Text), was »zu mir paßt« oder was ich davon kapiere und sage dem Freiheit, dann weiß ich bald, wo ich stehe: Lieber möchte ich (Musik und Text) verstehen, mit den mir möglichen Verstandes- und Emotionsmitteln. Dazu muß ich sie wider den Strich bürgsten und (Musik und Text) in ihrer Schönheit eventuell graduell oder zeitweilig stören, um ihren Geheimnissen auf die Schliche zu kommen.

Soviel für heute. Wie geht das Brief-Ping-Pong weiter? Schließlich gibt es offene Fragen. Einstweilig liebe Grüße, Laura

PS: Du heißt ja Waltraud nicht -traut!

# Der Bäcker steht nicht in Köln

von Dirk Bathe

**Frankfurt: Knete. Berlin: Politik. Köln? Na klar, Kultur. Irgendwie haben hier alle was am Hut mit Kunst und Kultur. Es gibt eigentlich nur Maler, Musiker und Schriftsteller in dieser Stadt. Na gut, ein paar Medienleute auch noch, aber das ist ja irgendwie artverwandt. Und so stellt man hier auch nicht die anderswo übliche Standardfrage: Was machst du so? Sondern: Und, kannst du davon leben?**

Es leben tatsächlich überdurchschnittlich viele »Kulturschaffende« in Köln. Weil hier die Infrastruktur für sie so ideal ist. Behaupten das Kulturamt und die Stadtwerbung. Weil es in Köln bedeutende Museen gibt (in denen kaum Bilder von Kölner Malern hängen), viele Lesungen (von Autoren aus Berlin und sonstwo) und schließlich so viele Medien (die beiden Tageszeitungen gehören ein und demselben Verleger – soviel zur Vielfalt). Hängt man die Klischees ab, was bleiben dann für Motive?

## Katrin Askan, Schriftstellerin

Katrin Askan hat mir etwas voraus. Ich lebe zwar seit fünf Jahren in Köln, aber Lokalverbot habe ich noch in keiner Kneipe. Katrin ist seit Januar 1998 hier und darf schon nicht mehr in die Traditionskneipe Lommerzheim. Warum mußte sie auch über beschwipste, Kotelett-nagende Manager in eben dieser Lokalität einen Beitrag für die Anthologie »Köln.Blicke« schreiben. So kurz nach der Ankunft, quasi noch wohnungslos schon die vermeintliche Offenheit der Kölner zu testen... Ihre Erzählung heißt »westwärts« und Katrin Askan wollte nach Westen. Schon vor zwölf Jahren, als sie im Kofferraum eines Autos von Ost- nach Westberlin flüchtete. In Westberlin monatelang auf der Straße lebte, weil sie dort wo sie hinwollte nicht richtig angekommen war. Mit dem Schreiben kam ihre persönliche Wende: »Da war ein Wettbewerb, ich brauchte Geld, dachte ›machste mal mit‹ und habe gewonnen.« Als der Westteil ihrer Stadt schließlich zur Heimat wurde, kam die politische Wende und der hinterlassene Osten rückte nach. Und trieb sie wieder



Katrin Askan

westwärts. Diesmal so weit wie möglich innerhalb Deutschlands. Nach Köln eben. Der neue erste Wohnsitz empfing sie nicht gerade mit offenen Armen. Schriftsteller in Köln zu finden ist fast so schwierig, wie eine bezahlbare Altbauwohnung. Natürlich gibt es auch hier Autoren, aber deutlich weniger als in Berlin und »die Literatur wird in Köln wie ein Stiefkind behandelt. Musik und bildende Kunst erhalten weitaus mehr Aufmerksamkeit und somit auch finanzielle Unterstützung.« Auch die Atmosphäre unter den Schriftstellern empfindet die 33jährige Hölderlin-Preisträgerin als anders. In Berlin herrscht weniger der Konkurrenzgedanke, setzen sich Literaten zusammen, um zum

Beispiel eine Lyrik-Zeitung rauszubringen. Hier, in Köln, fahren Schriftsteller die Ellenbogen aus und schotten sich deutlicher von ihren Kollegen ab. Aber warum dann überhaupt Köln? »Köln läßt sich gerne nachsagen, kommunikativ und offen zu sein. Und für die Kölner an sich trifft das auch zu. Ich mag die offene Atmosphäre in dieser Stadt. Und: Sie ist so weit weg von Berlin, von Ostdeutschland, daß ich genügend Distanz entwickeln kann, um über meine Erfahrungen dort zu schreiben.«

Köln ist sogar so weit weg von Berlin, daß die Stadtmanager die Existenz dieser Stadt erst nach der Lektüre einiger Feuilleton-Artikel bemerkt zu haben scheinen. Dort wurde berichtet, daß Galerien und Künstler von Köln in die Hauptstadt ziehen. Und plötzlich bekam Kultur einen Beinamen: Standortfaktor. Für die Vertreter der reinen Lehre veträgt sich dieser Wirtschaftsbegriff per se nicht mit den schönen Künsten. Für die Vertreter städtischer Interessen aber schon. Kunst und Kultur sind weiche Standortfaktoren, sie schaffen die metropolitane Atmosphäre, die für große Unternehmen durchaus ein Grund ist, sich eben dort anzusiedeln, wo sie denn zu finden ist. Und mit dem Pfund Kultur konnte Köln jahrzehntelang fast konkurrenzlos in Westdeutschland wuchern. Deutscher Kulturmeister Köln. Aber nicht nur der FC ist in die zweite Liga abgestiegen, auch Köln als Kunsthauptstadt ist mit Berlin mächtige Konkurrenz gewachsen. >>



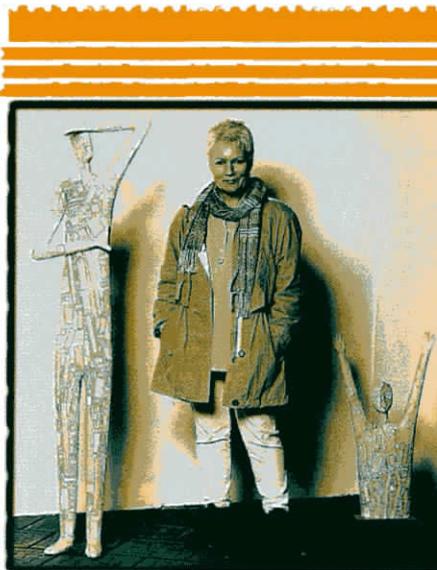
### Pia Neises, Steptänzerin

Pia Neises Konterfei hängt auf der Polizeiwache in Nordenham. Nein, Pia ist keine gesuchte Verbrecherin, sie ist eine gesuchte Steptänzerin. Und ihre »Chilli con Tap«-Company tritt bei der jährlichen Polizeigala in Nordenham auf. »Tja, mein etwa 30. Auftritt und nicht einer davon in Köln«, resümiert die 32jährige. Sie ist gebürtige Kölnerin und wenn sie auftritt nicht in der Stadt. Anderswo, vor allem in Berlin, gibt es Clubs und Festivals, wo sie steppen kann. In Köln nicht und sie hat auch wenig Hoffnung, daß hier jemals eine Steptanz-Kultur erblühen wird. »Außer mir gibt es noch drei, vier weitere hauptberufliche Steptänzer in Köln. Alle schlagen sich mit Unterrichten durch und jeder tut das für sich.«

Kein Netzwerk, keine Szene, kein »Markt der Möglichkeiten«. Dabei erlebt der Steptanz in Deutschland eine Renaissance, ziehen große Shows, wie die TapDogs, durchs Land und in ihrem Gefolge entstehen Festivals in Stuttgart, Heidelberg, Hamburg. Und eben Berlin. Die Schüler und Schülerinnen von Pia Neises müssen weite Wege in Kauf nehmen, um ihre Lehrerin tanzen zu sehen. Und wer seine Fähigkeiten auf einen professionellen Standard heben möchte, muß, wie Pia Neises, nach New York. Sie ließ sich dort, wo das Herz des Steptanzes schlägt, eineinhalb Jahre ausbilden. Bei berühmten Lehrerinnen wie Barbara Duffy und Brenda Bufalino. Auch ihre Berlin-Connection knüpfte sie dort: »Viele deutsche Steptänzer fliegen nach New York, lernen sich kennen und arbeiten dann in Deutschland zusammen.« Was mit Schwierigkeiten allein schon wegen der teils sehr weiten Wege verbunden ist. Auch Pia Neises

hatte überlegt, ganz nach Berlin zu gehen. Doch sie blieb, wider besseren Wissens: »Dann lieber daran arbeiten, daß Steptanz auch hier in Köln endlich einen höheren Stellenwert bekommt. Denn ganz aus Köln weg ... nee.«

Strukturwandel. Der ist auch in Köln ange-sagt. Im Rheinauhafen, einem alten Gewerbe- und Lagergelände am Rhein, produzieren zur Zeit noch dutzende Künstler und Künstlerinnen Skulpturen, Installationen und Bilder. Noch. Denn die alten Schuppen werden abgerissen, ein Hochhauskomplex unter anderem für Büros soll entstehen. Ausweichquartiere, also noch bestehende Ateliers werden immer teurer und immer seltener. Aus Büros läßt sich eben mehr rausholen als aus Künstlern. Diese versuchen wenigstens die Kosten für Ausstellungen zu drücken, sich und ihre Kunst effektiver zu verkaufen. Eine der größten Kölner Künstlergruppen ist MAMAOK, ein Netzwerk nur von Künstlerinnen geknüpft. Aber Zusammenschluß allein reicht nicht um im Strudel des Wandels nicht unterzugehen.



### Marlene Mann, bildende Künstlerin

Marlene Mann schaut sich ständig um. Verfolgt fühlt sich die 50jährige nicht – sie sucht dringend ein Atelier. Wie so viele bildende Künstler und Künstlerinnen in Köln. Ateliers sind nicht nur knapp, es werden auch immer weniger. Viele, vor allem bezahlbare, Ateliers, wie im Rheinauhafen und dem alten Betriebsgelände der Deutschen Bahn im Stadtteil Nippes, werden abgerissen. Zehensterben auf Kölsch. Doch wo keine Kohle mehr gefördert, keine Kunst mehr produziert wird, »nützen auch die

immer noch zahlreichen Galerien und sonstigen Ausstellungsmöglichkeiten nicht viel. Zumindest nicht der heimischen bildenden Kunst«, erklärt Marlene Mann. Die Ateliers, die es noch gibt, werden – logische Konsequenz – immer teurer. »Gerade da müßte die Stadt mehr tun«, meint Marlene, »alte Fabrikgelände zum Beispiel zur Verfügung stellen. Und die städtische Druckerei könnte Werbematerial der Künstler zum Selbstkostenpreis herstellen.«

15 Künstlerinnen in Berlin müssen von solchen Möglichkeiten nicht mehr träumen: Der Senat finanziert in jedem Jahr 15 Stipendien für Frauen, die ihre Kunstarbeit professionalisieren wollen. Sie werden qualifiziert im Umgang mit Galeristen, Behörden und zum Abschluß bezahlt die Stadt einen Katalog. Auch wenn man ein Atelier sucht ist die Stadt eine hilfreiche Adresse: Berlin mietet Räume auf dem freien Markt an und gibt sie verbilligt an Künstler weiter.

Die Kölnerin Marlene Mann hatte noch Glück. Sie studierte Anfang der 70er in der Werkkunstschule. Anschließend legte sie noch einige Semester Pädagogik drauf, aber das Dasein als Kunsterzieherin war, tja, zu langweilig. Sie stürzte sich erfolgreich in das Abenteuer als freischaffende Künstlerin, spezialisierte sich auf das Thema Mensch, dessen Facetten sie in Skulpturen aus Pappmaché und Bronze darstellt. Sie stellt regelmäßig aus, in der Gruppe oder einzeln und kann mittlerweile vom Verkauf ihrer Werke leben. Marlene ist Mitglied der Künstlerinnengruppe MAMAOK und, nicht nebenbei, alleinerziehende Mutter. Die Ausbildung an der Werkkunstschule in Köln hat die Basis gelegt für ihr künstlerisches Können und für Mut und Willen, den sicheren Job als Kunsterzieherin an den Nagel zu hängen.

Eine Ausbildung, die junge Künstler heute in Köln nicht mehr genießen können. Wer heute in der Kunststadt Köln bildende Kunst studieren will, hat Pech gehabt. Die Uni bietet den Studiengang schlichtweg nicht mehr an. Stattdessen: Design und Medien. Aus den Kohlestollen zur Informationsgesellschaft, von der bildenden Kunst zur glanzvollen Oberfläche. Zu welch obskuren Ergebnissen eine solche Politik führt läßt sich daran er-messen, daß die Städtischen Bühnen für die Gestaltung eines künstlerischen Bühnenbildes bis in die Schweiz reisen mußten, um fündig zu werden. Als Kulturdezernentin Marie Hüllenkremer davon hörte stellte sie erstaunt fragend fest: »Als ob wir in Köln niemanden hätten, der das kann.« Als ob?



Zukunft nahm mir die Lust an der Gegenwart, ich quälte mich mit jedem Satz, schrieb das Ungesagte nicht. Ich dachte: Träumst Du nur?

Ich las noch mehr Biographien, auf der Suche nach Ähnlichkeiten, Antworten, Richtungsweisen. Aber die Lebensläufe der großen Schriftsteller erschreckten mich, häufigste Todesursache war Selbstmord und Drogentod, Einsamkeit, Verrücktheit. Ist das der Preis, fragte ich mich. Wo war das lustige Künstlerleben, die Maler, die Musiker, die Cafés, die Avantgarde, das wilde, bunte, grelle, die nackte Schönheit?

Ich mußte noch mal alles umstoßen, in dieser Stadt ging nichts weiter, beschloß ich, packte Kartons, zerlegte Regale und fand eine neue Wohnung in Berlin. Aus irgendeinem Umzugskarton zog ich dann mein altes, lumpiges, einsames, schüchternes Ich. Ich starrte es an und begriff, daß ich mich nicht loswerden konnte, ich konnte mich nur ändern.

Ich suchte andere Schreiber und fand sie. In einem kleinen, staubigen Theater trafen sie sich jeden Montag, lasen vor und kritisierten einander. Vierzig, fünfzig Leute manchmal. Viele schrieben schon immer. Sie sprachen so kompetent. Ich traute mich kaum einzutreten, fürchtete jederzeit, daß einer mit dem Finger auf mich zeigen würde: »Sie ist eine Täuschung«. Ein halbes Jahr lang hörte ich nur zu und schwieg. Protagonist, lernte ich und sprachliches Klischee, Plot, Perspektiven. Wenn ich das Theater betrat, duftete ich, hatte mir die Haare gewaschen und mein Sonntagskleid angezogen. Diese Gestalten drehten mit gelben Fingern Tabak in Papier, ihre Jacketts hatten Wasserflecken, ihre Schultern waren hochgezogen. Sie lebten von Jobs und Jöbchen. Ich fragte: »So könnt Ihr doch nicht alt werden. Ohne Rente, ohne Auto, ohne Reisen.« »Es ist so«, sagten sie. »Vom Schreiben kann man nicht leben. Daran stirbt man höchstens.« Ich nicht, dachte ich, wenig überzeugt.

Eines Tages setzte ich mich auf den Schleuderstuhl und las eine Geschichte vor. Die erste Seite blitzte und donnerte vor meinen Augen, in meinen Ohren rauschte der Regen, meine Stimme schwankte, als balancierte ich über einen Abgrund, ich kämpfte mich durch einen Sumpf von fünfzehn Seiten und hatte nicht gewußt, wie lang Vorlesen ausdauert, will man jedes Wort verständlich aussprechen. Jetzt erst begriff ich, wie sehr diese Geschichte ein Teil von mir war, wie deutlich man mich darin erkennen konnte, und wie

Spät habe ich angefangen, mit 32. Wußte nichts von dieser Arbeit, kannte nur Biographien von Virginia Woolf und Sylvia Plath, konnte mir auf einmal nichts schöneres vorstellen, als am Laptop zu sitzen und Geschichten zu erfinden. Las sie der Nachbarin vor, die beeindruckt in die Hände klatschte, war fest davon überzeugt, daß ich binnen kurzem reich und berühmt sein würde. Gab mit Getöse meinen Job auf, ich war kaufmännische Angestellte in einer Verwaltung, lebte von Arbeitslosengeld und dachte, ich hätte es verdient, schrieb, druckte aus, korrigierte, zählte die Seiten, die ich an einem Tag schaffen konnte, stapelte sie, mein Besitz, meine Figuren, meine Chance, all das zu sagen, das ich nie zu sagen wagte. Endlich ein Ziel, das immer ein Weg bleibt, das nicht langweilig werden würde, es sei denn, man wiederholt sich und das hatte ich nicht vor. Ich liebte Papier, diese weißen Seiten, ich kaufte mir einen teuren Füllfederhalter, ich merkte nicht, wie wenig ich sprach, wie selten das Telefon klingelte.

Ab wann ist man eine Schriftstellerin? Wenn man es behauptet, wenn man etwas veröffentlicht hat, wenn es von anderen bestätigt wird? Es gibt kein Diplom, es gibt kein Zeugnis, die Arbeit ist nicht zu messen, zu wiegen. In meinen Ohren klang es jedenfalls sehr viel besser als kaufmännische Angestellte.

Zwei Jahre schrieb ich so vor mich hin, nannte die Geschichten aus meiner Vergangenheit »schwarze Geschichten«, dachte mir neue aus, zufällig entstand ein Gedicht. Dann noch eines. Waren das wirklich Gedichte? Ich wußte es nicht. In Literatur war ich wenig bewandert.

Der erste Roman. Hundertachtzig Seiten. Ich schickte das Manuskript (welch gewichtiges Wort) an große Verlage, kleine kannte ich nicht. Ein freundlicher Brief lag dem Rückumschlag bei: Paßt nicht in unser Konzept. Daß der Roman schlecht war, darauf kam ich nicht, wie auch, außer meiner Nachbarin hatte ihn niemand gelesen. Daß ich mich einer Kunst widmete, bei der es nicht viel zu verdienen gab, ahnte ich nicht.

Ich hatte jahrelang im Büro gearbeitet, diese Disziplin kam mir zugute, ich stand immer noch um sieben auf, saß um acht am Schreibtisch, wenn auch zuhause, legte ein System mit Aktenordnern an und schrieb Briefe, die eine Betreffzeile enthielten. Ich sortierte die Absagen alphabetisch weg. Irgendwann brach ich ein. Ich konnte nicht mehr morgens Geschichten erfinden, die keiner lesen wollte. Die Wände meiner Wohnung neigten sich mir zu. Die Tasten meines Laptops hakten. Ich hatte das Gefühl, mich thematisch wie technisch in einem engen Kreis zu bewegen, mir fehlten Menschen und praktische Arbeit und das Gehalt auf dem Konto. Ich schrieb an einer dumpfen Erkenntnis vorbei. Das ist jetzt Dein Leben, Du hast es so gewollt. Die Angst vor der

wenig ich das wollte. Als ich endlich aufhörte, schwiegen auch die anderen. Dann räusperte sich einer.

Mein Bild, mein schönes Bild von mir. Sie haben es korrigiert, sie haben es übergemalt, sie haben es verkleinert, sie haben mich leben lassen, knapp. Ich schlich nach Hause, auf dem kürzesten, dunkelsten Weg und hockte schlaflos und rauchend vor dem zugeklappten Laptop. Ich bin ein Fake, eine optische Täuschung, ich wollte nur das Etikett, den Inhalt nicht, nicht die Kritik, nicht die Arbeit. Am nächsten Morgen schlug ich die Stellenangebote auf.

Aber ich ging wieder hin, las wieder vor, wenn auch selten, lernte, auch etwas über mich, meine Geschichten waren allzu rosige Happy-End-Erzählungen, ich schämte mich der romantischen Adern, durch die mein Blut pulste, ich gewöhnte mich daran, eine Geschichte nüchtern »Text« zu nennen. Ich erfuhr von Literaturwettbewerben, an denen alle teilnahmen, so auch ich. Ich bewarb mich um Stipendien, die meistens bedingten, daß man Berlin verließ, um drei bis sechs Monate lang in irgendeiner kleinen Stadt der herumgerichte Stadtschreiber zu sein, ich sog Gerüchte auf von Schriftstellern, die diesem Kreis jahrelang angehört hatten, bis sie ihr erstes Buch veröffentlicht hatten. Seit sie einen Namen haben, sind sie nicht mehr erschienen.

Ich öffnete erstmals den Mund und sagte meine Meinung zu anderen Texten, und fand mich nicht mehr unmaßgeblich, ich verlor meine Scheu gegenüber eloquenten Kritikern. Ich erkannte, daß nicht alle Loser waren, einige aber schon. Ich hatte genausowenig Geld, und mußte mich zähneknirschend mit der Tatsache befassen, daß der Literaturbetrieb Sozialfälle produziert, wie ein Lektor auf einer Preisverleihung eindringlich sagte. Ich war einer davon.

Ich gewann einen kleinen Autoren-Preis eines Berliner Radiosenders, stand auf einer Bühne und ließ mich beglückwünschen. Ich suchte mir ein paar Schreiber und gründete mit ihnen eine Autorengruppe, die sich seitdem monatlich trifft. Ein Haufen Individualisten. Eine kommt sehr selten, sie verläßt ihre Wohnung kaum und Berlin überhaupt nicht. Sie schreibt so gut, daß ich mich vor ihr verneige. Aber ich möchte lieber schlechter schreiben und besser leben. Ob ich nach meinem Tod als Genie gefeiert werde, ist mir nach der Lektüre der vielen Biographien herzlich egal. Eine hat sich geärgert, als ich

sagte, daß ich gern schreibe, weil ich meine Phantasie austoben kann. Sie hat früher Germanistik studiert. Ich habe früher Schund-romane gelesen. Ich kann mich besser abgrenzen. Ich will nicht länger so sein wie sie, sondern wie ich.

Ich habe nie aus den Augen verloren, daß ich vom Schreiben leben möchte und weiß inzwischen, daß das nur möglich ist, wenn ich für Zeitschriften schreibe, journalistisch arbeite, mich mit dem Radio beschäftige. Kindergeschichten, Hörspiele, Essays, Features. Ich weiß, daß ich nicht reich werden kann, denn die Honorare sind nicht hoch. Neulich schrieb ich eine Lobeshymne auf ein Luxushotel, nur weil es mir zweihundert Mark einbrachte. Es übt, sage ich mir, ich brauche das Geld.

Ich brauche immer noch Nebenjobs, die ich zunehmend zu schätzen weiß, denn sie halten mich in der Realität und schützen mich davor, mich nur um mich selbst zu drehen und meine Probleme als das einzig bedenkens- und beschreibenswerte anzusehen. Ich reagiere empfindlich, wenn Zeitschriften Texte von mir ablehnen, sie lehnen einen Teil von mir ab und das dringt zu mir durch, auch wenn ich weiß, daß ich nicht persönlich gemeint bin. Ich habe Schwierigkeiten, den Preis hochzuhandeln, das würde bedeuten, daß ich meine Schreibe wertvoll finde. Darf man das?

Ich bin wieder zurück in der Wirklichkeit. Es tut mir nicht leid, meinen Job aufgegeben zu haben und in Jahre der Orientierungslosigkeit eingetaucht zu sein. Ich bin nicht mehr die, die ich vorher war, aber auch nicht dramatisch anders. Manchmal – und manchmal ziemlich heftig – wünschte ich mir, morgens um acht in der U-Bahn zu sitzen und um neun im Büro mit den Kollegen einen ersten Kaffee zu trinken. Den alle Grenzen sprengenden Roman habe ich immer noch nicht geschrieben, viele Anfänge liegen bei mir herum, Pflanzen, die nicht mehr gegossen wurden, als der erste Keim die Erde durchstieß, das ärgert mich, aber das ist so. Manchmal habe ich viel Zeit und finde, ich führe ein Luxusleben. Manchmal kann ich sie nicht ausfüllen und dann erdrückt sie mich. Ich habe am Ende eines Monats manchmal nur fünf Mark im Portemonnaie und die gebe ich für Zigaretten aus.

Ich bin nicht zu beneiden, aber zu bedauern bin ich auch nicht.

Cornelia Saxe

# Aus Liebe Literatur

## »Der literarische Salon

### Britta Gansebohm«

Als Gast des literarischen Salons Britta Gansebohm war Judith Herrmann ins »Podewil« nahe des Alexanderplatzes eingeladen. Die junge Berliner Autorin hatte in ihrem fulminanten Erzählungsband »Sommerhaus, später« das Lebensgefühl der Großstadtbewohner um die Dreißig so treffend beschrieben, daß sie nicht nur die Büchertische in den Buchhandlungen erobert, sondern auch die Segnung von Marcel Reich-Ranicki, dem deutschen Literaturkritikerpapst, erringen konnte. Solche Lorbeeren für eine Debütantin ließen auf eine gut besuchte Veranstaltung hoffen. Der Ansturm von etwa 200 Besuchern übertraf dennoch alle Erwartungen der Salon-Initiatorin Britta Gansebohm.

Ein Fernsteam war da, um die Lesung für das Frauenmagazin »Mona-Lisa« aufzuzeichnen, und als sich Judith Herrmann mit ihrem Buch auf das Podium setzte, gab es im Vestibül mit dem nüchternen Charme einer Bahnhofshalle kaum noch Stehplätze. Die Bühne war in blau-grünes Licht getaucht und neben dem Lesepult stand etwas verloren die schutz- und schattenspendende Salon-Palme. Gleich mehrere Wünsche der Salonière hatten sich mit dieser Veranstaltung erfüllt: eine bekannte Debütantin auf dem Podium, ein hoher Eintrittserlös für das Honorar der Literatin und ihr Salon als Treffpunkt von Autoren. Viele waren an diesem Abend in ihren Salon gekommen, um die erfolgreiche Kollegin genauer unter die Lupe zu nehmen. Weit verstreut saßen sie im Publikum: der Slam poet Claudius Hagemeister mit schwarz umrandeter Brille, der Germanist Christian Jäger mit nachdenklich zerfurchtem Gesicht, die Prosa-Autorin Tanja Langer mit aufgedrehtem Zopf, die Lyrikerin Dagmar Meschede mit Flügelbrille und die blonde Sopranistin Anna von Selbst.

Keinem Salon in Berlin haben die Medien solche Aufmerksamkeit geschenkt wie dem literarischen Salon Britta Gansebohms. Neben zahlreichen Fernseh- und Rundfunk-

# atur

## Die Geschichte einer neuezeitlichen Saloniere

berichten ist er vom »Tagesspiegel« bis zum »Berliner Kurier«, von der »ZEIT« bis zur »Brigitte«, von »GEO Berlin spezial« bis zum Hauptstadt-»Marco Polo« als Prototyp des neuen literarischen Salons gefeiert worden. Immer wieder werden die grünen und roten Samttischdecken, die liebevolle Blumen- und Kerzen-Dekoration, die Schalen mit Erdnüssen und Gebäck lobend hervorgehoben, und die Tatsache, daß es sich hier um einen öffentlich zugänglichen literarischen Zirkel und nicht um einen kleinen elitären Kreis handelt. Gansebohm selbst ist mittlerweile schon verwundert, wenn sie in einem Bericht über die Salons in der Hauptstadt einmal keine Erwähnung findet. Jemand hat ihr sogar geraten, die von ihr eingeführte Bezeichnung »Der literarische Salon«, sofern sie mit einem Frauen-Namen in Verbindung steht, als Markenlabel vor Nachahmern schützen zu lassen.

Die größte Resonanz erhielt Gansebohm auf den Artikel in der »Brigitte«. Sie bekam Post aus ganz Deutschland. Eine Frau schrieb ihr zum Beispiel: »Als ich bei der Kiefernorthopädin auf meinen Sohn wartete, las ich rein zufällig von Ihrem Salon. So etwas zu machen, war auch schon immer mein Traum. Können Sie mir bitte das Konzept und die Autorenliste schicken?« Und eine Abiturientin rief aus einem Dorf mit der Bitte an, bei ihr ein Praktikum machen zu dürfen. »Na klar, hab' ich ironisch gesagt, ich bilde jetzt Salondamen aus«, meint Gansebohm und lacht.

Die 32jährige, die in den achtziger Jahren aus Lüchow-Dannenberg zum Studium nach West-Berlin kam, entspricht der Vorstellung einer zeitgemäßen Saloniere: Sie ist attraktiv, sinnlich, intelligent, musisch begabt, verbindlich und vom Typ her wandelbar. Mal langhaarig, mal kurzhaarig, mal blond und mal brünett, bleibt nur ihr schwarzes Salonieren-Outfit – dekolletiertes Jackett, langer hochgeschlitzter Rock – ein wiederkehrender Standard.



Britta Gansebohm, Foto: Annett Ahrends

Ob es sich beim Gansebohmschen Zirkel allerdings tatsächlich noch um einen Salon handelt, darüber läßt sich streiten. Denn aus der einstigen Gastgeberin ist längst eine Kulturmanagerin geworden, die der reibungslose Ablauf des Abends so beschäftigt, daß sie kaum noch Zeit hat, die Gäste zusammenzuführen. Auch wenn ihr an den Salon-Abenden eine Mitarbeiterin und ein Techniker vom »Podewil« zur Seite stehen, wollen der Raum dekoriert, der Einlaß geregelt, die auf die Bühne gerichteten Scheinwerfer abgestimmt, die Mikros für die Autoren angesteuert, die Interview-Anfragen von Journalistinnen befriedigt, die stimmungsvolle Musik einge-

spielt und die Übertragung des Salons ins Internet ([www.txt.de/gansebohm](http://www.txt.de/gansebohm)) realisiert sein. Noch im letzten Jahr sagte sie einem Taz-Reporter: »Ich setze nicht auf Lesungen, zu denen man kommt und ohne ein Wort gewechselt zu haben, wieder geht«, doch bleibt ihr Anspruch »im Salon eine demokratische Gesprächskultur zu pflegen« zunehmend uneingelöst. Auch wenn die salonartige Atmosphäre freundlich und anheimelnd ist, entspricht der Ablauf des Abends inzwischen eher dem Schema einer herkömmlichen Lesung. Man kommt, entrichtet einen Eintritt von 8,- bis 12,- Mark, stellt, sofern man den Mut hat, nach dem Vortrag ein paar Fragen an den Autor bzw. die Autorin weit vorn >>

auf dem Podium, und verläßt anschließend die Veranstaltung mit der Person, mit der man gekommen ist. Oft leert sich der Raum schon kurz nach der Lesung, und auch wenn die Salonière einige vertraute Gäste bittet, noch ein bißchen zu bleiben, sitzt sie am Ende doch nur mit den Autoren und einer Handvoll enger Freunde an einem Tisch zusammen.

In der ersten Form ihres »Wandersalons«, wie sie ihn selbst spöttisch nennt, saßen die Gäste noch im Kreis auf Bierkisten. In dem Atelier eines befreundeten Malers in der alten Pferdeschmiede der Kreuzberger Schultheiß-Brauerei, in dem sie im Frühling 1995 ihren allerersten Salon veranstaltete, roch es nach Farbe. Die Germanistik- und Kunstgeschichtsstudentin hatte einige Freunde – Filmemacher, Fotografen, Wissenschaftler, Kommilitonen und Schriftsteller – eingeladen, etwas von ihrer Arbeit vorzustellen. Da außer dem Fotografen keiner etwas mitgebracht hatte, spielten sie das *Cadavre exquis*-Spiel der Surrealisten. Einer gab einen Satz vor, der nächste nahm ihn auf und hängte einen Folgesatz daran, bis sich daraus eine Geschichte entwickelte. »Das scharlachrote Band« haben wir sie im Nachhinein genannt. Jeder hatte einen tollen Einfall dazu. Hätten wir doch ein Tonband mitlaufen lassen, so ist das jetzt alles verloren«, sagt Britta Gansebohm wehmütig.

Für die nächsten Salons sprach sie gezielt Autoren, Schauspieler und Universitätsdozenten wegen eines Beitrags an. Am dritten Abend lasen Peter Wawerzinek und Jan Peter Bremer – der literarische Salon war geboren. Fand sich kein Autor, dann rezierte die Gastgeberin, die auch Schauspielunterricht genommen hatte, mit ihrer dunklen Stimme u.a. aus Klabunds »Der Rubin«. »Das war noch ein richtiger Salon«, sagt einer der Autoren, »während die Lesungen im »Podewil« eher auf Salon gemacht sind.« Und auch die Initiatorin gesteht: »Im »Podewil« ist der Salon professioneller geworden.« Die Kreuzberger Lesungen waren zum Teil noch spontan. Sie brachte zum Salon Rotwein, Käse und Baguette mit, damit man länger unter sich sein und nicht in eine laute Kneipe umziehen mußte. Da Gansebohm selbst kaum Geld hatte, hoffte sie, aus dem Erlös der diskret aufgestellten Sammelbüchse ihre Kosten decken zu können. Doch am Ende des Abends fand sich darin höchstens einmal eine einzelne Mark.

Als der junge Kunstmaler, der auch die Einladungen zu den Lesungen aufwendig gestaltete, mit seinem Atelier in eine Wohnung in den Prenzlauer Berg zog, richtete er Britta Gansebohm ein eigenes Salon-Zimmer mit Puttenglastisch, Plüschsofa und weiblichen Statuen als Lichthalter ein. Ihr Bruder fuhr ihr manchmal die Getränke und ein Ex-Freund regelte den Einlaß. Schon hier begann die Idee für den literarischen Salon zu bröckeln. »So schön die Wohnung in der Danziger Straße war, die ungünstige Aufteilung der Räume war der Konzentration nicht gerade förderlich«, erklärt sie heute. Mit dem fünften dort von ihr veranstalteten Salon: »Constantin Rauer, Philosophie-Dozent an der FU, liest zum Thema ›Verweile doch, du bist so schön – Fausts magischer Augenblick‹« war der Raum für die wachsende Zahl der Besucher zu klein, die Lesung verlor ihre tragende Rolle und verkam zum Party-Event am Rande. »Da hatte ich eigentlich keine Lust mehr«, sagt Britta Gansebohm.

Erst als Stammgäste bei ihr anriefen und sie bat, die Reihe fortzuführen, mietete sie 1997 neue Räume in einem kleinen Off-Theater in Wilmersdorf. Damalige Besucher berichten, daß der hohe kahle Raum von ihr in ein gemütliches Salonzimmer verwandelt wurde, in dem man auch nach der Lesung noch Lust hatte, länger zu verweilen. Wie im »Podewil« lag auch dort schon etwas zum Naschen auf den Tischen, und neben einigen Getränken gab es Suppe und Pasta zum Verzehr. Die Salonière ging von Tisch zu Tisch, um die Gäste miteinander bekanntzumachen. Die Vortragenden, heute zum Teil namhafte Autorinnen und Autoren, wie Felicitas Hoppe, Stephan Krawczyk, Jutta Raulwing und Kathrin Röggla, saßen beim Vortrag ihrer Werke noch mit im Publikum.

Das Publikum im »Podewil«, wo Gansebohm seit Januar 1998 residiert, ist schicker geworden. Zwar gibt es auch noch einige Studenten, die kommen, aber eher sind die Gäste Akademiker, Redakteure der nicht weit entfernt liegenden »Berliner Zeitung« oder Mitarbeiterinnen von Literaturagenturen, die sich incognito nach neuen Talenten umsehen. Im Salon von Britta Gansebohm besteht für Autoren also immer noch die Möglichkeit entdeckt zu werden. Aber auch dieser Nachwuchs hat sich inzwischen gemauert. Die meisten von ihnen, wie die flippige Alexa Hennig von Lange (»Relax«), der umstrittene

Spiegel-Kolumnist Matthias Matussek (»Die vaterlose Gesellschaft«) oder der skandalträchtige Barde der Ostberliner Literaturszene, Peter Wawerzinek (»Nix«), der auf dem dreijährigen Jubiläumsfest des Salons in betrunkenem Zustand irre Satzfragmente skandierte, sind längst eingeführte Namen.

Im allgemeinen nutzen die Autoren Gansebohms Salon nicht mehr als halböffentliche Probebühne, sondern als attraktiven literarischen Veranstaltungsort. Es gibt inzwischen junge Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die lieber im Salon als in einem der drei großen Berliner Literaturhäuser – Literarisches Colloquium am Wannsee, Literaturhaus in der Fasanenstraße, Literaturwerkstatt Pankow – lesen, weil sie sich bei Britta Gansebohm gut aufgehoben fühlen. Hier haben sie es nicht mit einer anonymen Institution, sondern mit einer Literaturvermittlerin zu tun, die sich im Vorfeld mit den Autoren trifft, deren Bücher noch liest, die Vorankündigungstexte für die Einladungen selbst verfaßt. In diesem Engagement erkennt man noch die Salonière, deren Salon ein wichtiger Bestandteil ihrer Identität und ihres Lebens ist.

»Die Podewil-Männer«, sagt Britta Gansebohm, »sprechen dagegen von Blümchen und Kerzchen in der abwertenden Diminutivform.« Die Organisatoren des Hauses, die das Konzept der schmucklosen Avantgardeveranstaltung zu neuen Medien und neuer Musik verfolgen, sind heimlich auch ein bißchen neidisch. Ihre eigenen Veranstaltungen leiden eher unter Besuchermangel und einem geringen Interesse von Seiten der Presse. Daß sie den Salon in ihrem Programm unter der Rubrik »Literatur im Klub« ankündigen, entspricht allerdings eher dem Charakter der Lesung, die zwar äußerlich auf das Salon-Ambiente setzt, aber die eigentliche Idee des Salons als Ort der Begegnung seiner Besucher nicht mehr erfüllt.

Als ich Britta Gansebohm in ihrer großzügigen Altbauwohnung in Moabit besuche, stehen in ihrem hellen Wohn- und Arbeitszimmer noch die Lilien- und Rosensträuße vom Salonabend mit dem Schweizer Autor Flurin Spescha. Auf und neben dem Schreibtisch stapeln sich zugesandte Manuskripte, Verlagsanfragen und aufgeschlagene Akten-

ordner. Der Rowohlt-Verlag hat ihr zum Beispiel den ersten Roman seiner neuen Reihe »Golden Girls« mit der versteckten Aufforderung zugeschickt, die Debütantin Sarah Khan einzuladen, und der Suhrkamp-Autor und Foucault-Kenner Wilhelm Schmid hat sich mit seiner »Philosophie der Lebenskunst« für eine Lesung beworben. »Der literarische Salon Britta Gansebohm«, der zweimal im Monat immer dienstags stattfindet, ist schon ein halbes Jahr im voraus mit Veranstaltungen ausgebucht. Gansebohm geht selbst zu Poetry Slams und Open-Microphone-Lesungen oder läßt sich auch mal schwer erkälten mit dem Taxi ins »Bergwerk« zu den »Surf-Poeten« fahren, um neue Talente zu entdecken.

Die Auswahlkriterien für die Autoren, die zwischen Mitte zwanzig und Mitte vierzig sind und ihre ersten Bücher veröffentlicht haben, sind dennoch schwer durchschaubar. Neben literarisch hochbegabten Schriftstellern, die, wie im Fall von Felicitas Hoppe und Jan Peter Brehmer, noch vor ihren Preisverleihungen im Salon vorgestellt wurden, gibt es auch Mißgriffe, wie Susanne Spengler mit ihrem seichten historischen Unterhaltungsroman »Die Ballerina«. »Das muß nicht immer den super-literarischen Anspruch haben und kann auch einmal eine leichte Lektüre sein, die ich im Salon vorstelle«, sagt die Salonière, und: »Es gibt eben nicht so viele Judith Hermanns.« In den meisten Fällen hat man eher den Eindruck, nicht Gansebohm wählt die Autoren, sondern die Autoren wählen sich Gansebohm. Und sie verfährt in letzter Instanz nach dem alten Salonieren-Prinzip von Interesse und Sympathie gegenüber denjenigen, in deren Dienst sie sich mit jeder einzelnen Salon-Veranstaltung stellt.

Bei ihrem Engagement für experimentelle Literatur verwundert es, wenn Gansebohm auf die Frage nach ihren Lieblingslektüren die gleiche Antwort gibt, wie einst Henriette Herz und Rahel Varnhagen. Goethes »Die Leiden des jungen Werthers« habe sie schon in der 9. Klasse begeistert, weshalb sie dieses Buch auch zum Thema einer ihrer ersten Gästerunden erklärte, die sie mit 15 zu Hause in ihrem Jugendzimmer veranstaltete. »Das persönliche Gespräch, der Blick des anderen auf die Welt und dessen Lebensphilosophie«, ist das, was sie am Gastgeben schon immer gereizt habe.



Auch Germanisten, wie die mit ihr befreundete Literaturwissenschaftlerin und Salonière Carolin Fischer, stellen im Salon ihre Arbeiten vor. Die Lesung aus ihrem Buch »Gärten der Lust – Geschichte erregender Lektüren« eröffnete vor zwei Jahren den Podewilschen Salon-Reigen. Fischer, die ebenfalls seit frühester Jugend Gäste empfängt, verfolgt in ihrem privaten Zirkel ein ganz ähnliches Konzept wie Gansebohm: Auch sie will junge deutsche Gegenwartsliteratur vorstellen. Zwischen beiden Salonieren gibt es sogar den einen oder anderen Autoren-Tausch.

Manuskriptlesungen sind im »Podewil« allerdings selten geworden und ein überraschender Abend mit der Überschrift »Die Rufnummer wird Ihnen angesagt« – Rainer Merkel, Jörg Paulus und David Wagner lesen aus ihren Telefonbüchern« – eine große Ausnahme. Dieser war einer der wenigen Salons, bei dem Gansebohm, wie früher, den Text nicht kannte. Zum Vergnügen des Publikums sind die drei jungen Autoren ihre eigenen Adreßbücher durchgegangen, haben zu den Namen verblichener Freundinnen Geschichten assoziiert und zu einem gemeinsamen Text verwoben.

Gansebohm selbst tritt als Künstlerin – Rezitatorin oder Sängerin – auf ihren Salons nicht mehr in Erscheinung. Sie beschränkt sich auf die knappe Begrüßung der Gäste zu Beginn der Lesung und auf die Eröffnung der Diskussion am Ende. »Ich bin eben kein Bühnenmensch«, sagt die Salonière mit dem verletzlichen Blick, die lieber im Hintergrund die Fäden zieht. Sie habe Lust, Menschen zu begegnen, deren Ansichten kennenzulernen, und es gefalle ihr, wenn unter ihren Gästen Gemeinschaftsprojekte, Freundschaften oder gar Liebesbeziehungen entstehen. Die Besucher beklagen dagegen, daß sich Gansebohm als Gastgeberin nicht mehr einbringe. Im Anschluß der Lesung sieht man sie eher einmal auf dem Schoß eines Autors, als in eine kontroverse Diskussion verstrickt.

Hält sie die Furcht der Salonieren des 19. Jahrhunderts, als unweiblich zu gelten, davor zurück, ihre intellektuellen Fähigkeiten stärker in den Vordergrund zu stellen? Denn offensichtlich scheinen männliche Gäste genau das alte Verhaltensmuster zu erwarten. Im Gästebuch hat ein Besucher moniert, daß der Schlitz in ihrem Rock nicht hoch genug wäre, um ihre schönen Beine ganz zu sehen.

Zu unserem Gespräch in ihrer Wohnung haben wir es uns auf dem korbgeflochtenen Canapé bequem gemacht und trinken Wein aus langstieligen Gläsern. Während sie jede Menge Zigaretten raucht, erfahre ich, daß Blau ihre Lieblingsfarbe ist, und daß sie aus dem Wendland kommt und darum »eine Wendin« ist. Von dort erging, neben einem Salon-Angebot aus München, auch kürzlich die Anfrage an sie, einmal eine Landpartie in die Heide als Salon zu gestalten. Ihr neuestes Berliner Projekt ist eine monatliche literarische Soiree in der in Mitte liegenden Cocktail-Bar »Rheingold«, die von einer der ehemaligen Salonieren vom »Boudoir« betrieben wird. In dieses schummrige exklusive Ambiente zieht es tatsächlich nur noch Leute mit Geld, die Literatur als Häppchen zu Austern und Cocktail zu sich nehmen. Daß die frisch diplomierte Literatur- und Kunstwissenschaftlerin selbst von ihren vielfältigen Aktivitäten nicht leben kann, steht auf einem anderen Blatt. Von dem Erlös aus dem Eintritt im »Podewil« zieht sie die Kosten für die Raum-Miete und die Salon-Ausstattung ab, der Rest geht mehrheitlich als Honorar an die Autoren. Kürzlich hat sie sich deshalb mit ihrem Salon um Senatsförderung für das Lesungs-Projekt »Vom Fin de siècle zum Millennium« beworben. Vergleicht man Texte aus der Jahrhundertwende mit dem, was junge Autoren jetzt zur Jahrtausendwende schreiben, so kann man laut Gansebohm damals wie heute in Berlin eine »unruhige Aufbruchs- und Umbruchsstimmung« erkennen.

»Der literarische Salon Britta Gansebohm« befindet sich offenbar in einer neuen Transformationsphase, denn durch den konzeptionellen Rahmen dieses Projekts könnte sich der Veranstaltungsort zu einem Podium für junge europäische Autoren, die in deutscher Sprache schreiben, entwickeln. Als Auftakt dazu hat der Züricher Schriftsteller Spescha der Salon-Initiatorin nach der Lesung ein Buch seines neuen Erzählungsbandes zum Verschenken hinterlassen. Weil beim anschließenden Salatessen im italienischen Restaurant im »Podewil« etwas Balsamico-Essig auf den Umschlag getropft ist, hat er es mit einer italienischen Widmung versehen, die in der Übersetzung lautet: »Für die unbekannte Person, die den starken Augenblick des Balsamicos schätzt.«

*Cornelia Saxe: »Das gesellige Canapé – Die Renaissance des Berliner Salons« erscheint mit 30 Fotografien von Annett Ahrends im September 1999 im »Quadrige Verlag« für 29,90 DM.*

# Wie es der Ratlosen entspricht

von Karin Nungeßer



Foto: Annett Ahrends

**In ihren Erzählungen ist die deutsch-jüdische Schriftstellerin Barbara Honigmann schreibend auf der Suche nach der eigenen Geschichte.**

Ist eine Friedenauer Konditorei der passende Ort für ein Gespräch über autobiographisches Schreiben? Mit einer Schriftstellerin, die (Ost)deutschland vor fünfzehn Jahren verlassen hat und die in ihrem »Selbstporträt einer Jüdin« von der »Unmöglichkeit, in Deutschland über die »jüdischen Dinge« unbelastet, unverkrampft zu sprechen« geschrieben hat? Gibt es für so eine Begegnung überhaupt einen Ort?

Barbara Honigmann jedenfalls hat mit dem Korso-Café keine Probleme – es lag zufällig in der Nähe und war offen, also hat sie es zielstrebig angesteuert. Irgendwelche Bohème-Attitüden sind ihr ohnehin fremd, und da die Zeit der Wilmersdorfer Witwen zu dieser frühen Stunde noch nicht angebrochen oder vielleicht ohnehin schon vorüber ist, fallen wir hier auch gar nicht weiter auf.

Wach und sehr lebendig ist Barbara Honigmann, eine schöne Frau in ihren besten Jahren, redet, gestikuliert, erzählt von ihrem ältesten Sohn, der mittlerweile in Paris studiert, und von ihren eigenen jüdischen Studien in Straßburg, die sie jetzt, wo sie mehr Zeit hat, wieder intensiver betreiben kann. Schwärmt unbekümmert berlinernd von den Texten des Maimonides – »12. Jahrhundert, sehr beeindruckend, sehr inspirierend« – die sie zur Zeit in einem Kurs liest, weil das, wie sie sagt, sowieso das einzige ist, was sie am Judentum wirklich interessiert: Der Zugang zu den Texten.

Von ihren eigenen Texten spricht sie weniger gern – auch wenn sie das so direkt natürlich nicht sagt. Also erzählt sie, wie alles angefangen hat, damals noch im Osten, als sie »fast heimlich« ihre allererste Erzählung schrieb. Und davon, wie sie dann in Straßburg »zwischen Kinderstreß, Umzugsstreß, Französisch-Lernstreß« die übrigen geschrieben hat, bis schließlich ein Buch daraus wurde.

»Roman von einem Kinde« heißt diese erste Sammlung kurzer Prosatexte, die 1986 erschien und ihrem neuen Buch in vielerlei Hinsicht eng verwandt ist, obgleich dazwischen noch drei weitere liegen. Zum einen formal, denn Erzählungen im gängigen Sinne enthält das erste sowenig wie das letzte. Eher sind es literarische Skizzen, scheinbar einfach, in Wirklichkeit genau durchkomponiert und mit einem unendlich genauen Blick für die entscheidenden Details geschrieben. Und auch die Haltung, mit der Barbara Honigmann erzählt, ist dieselbe, nämlich suchend, oder, wie sie selbst in ihrem neuen Buch es nennt, »so wie es dem Ratlosen entspricht«. Was sich gleichwohl verändert – oder sollte man besser sagen: herauskristallisiert? – hat, ist der Tonfall: Zugleich leichter und präziser ist er geworden, weniger bedeutungsschwanger, selbstbewußter, reifer.

»Sehr autobiographisch, sehr jüdisch.« so hat sie selbst die Erzählungen ihres neuen Bandes bei ihrer Lesung am Vorabend genannt. Wobei das eine mit dem anderen eng verknüpft ist: Denn wie die Erzählerin in »Damals, dann und danach« ist Barbara Honigmann als Kind jüdischer Emigranten in Ostberlin geboren und aufgewachsen und hat erst später in ihrem Leben beschlossen, »daß auch das Jüdische darin Platz haben sollte«. Und weil ihr das in keinem der beiden deutschen Staaten möglich schien, lebt sie seit fünfzehn Jahren in Straßburg und findet es entspannend, daß »man dort nicht als verrückt oder bescheuert angesehen wird, wenn man sagt, daß man am Schabbes nicht fährt.«

Und doch ist das Jüdische, von dem ihre Bücher erzählen, mehr als das Befolgen religiöser Vorschriften, mehr auch als das Torastudium mit ihren sefardischen Freundinnen, das sie seit über zehn Jahren betreibt. Es zeigt sich vielmehr in der ungeheuren Fülle, dem Reichtum unterschiedlicher und doch auch verwandter Lebensgeschichten, in denen Flucht und Vertreibung, Exil und Ankunft ihre Spuren hinterlassen haben. Viele Lücken und Narben – gewiß! – aber eben auch eine beeindruckende Vielfalt von Erfahrungen, ein fast intuitives Wissen um die Vorläufigkeit, die Begrenztheit, die Unsicherheit der eigenen Existenz und eine große innere Stärke, mit diesem Wissen weiterzuleben.

Fast beiläufig, die großen Gesten wie die großen Worte scheuend, sammelt Barbara Honigmanns Erzählerin die Spuren dieser Geschichten ein: Entdeckt sie in der unbeugsamen und lakonischen Haltung ihrer Mutter, die stolz darauf beharrt, nicht in der Erinnerung zu leben und dennoch ihre Ferien regelmäßig fernab vom realsozialistischen Alltag im Kreise ehemaliger Emigranten in Wien verbringt. Findet sie in der »eher uneingestandenen Nostalgie nach dem Lande Israel«, die sich der ehemalige Emigrant Heini in den vier Jahrzehnten seit seinem vergeblichen Einwanderungsversuch dorthin bewahrt hat, ebenso wie in der Bemerkung ihrer sefardischen Freundin, sie habe sich dort ganz verloren gefühlt so »ständig unter meinesgleichen«. Verortet sie nicht zuletzt in der Vielfalt der Sprachen der Diaspora: Im Ungarischen und im Wienerischen ihrer Mutter, in ihrer ungeheuren Wertschätzung für das Englische, die alle ehemaligen Emigranten in Wien teilen, »auch wenn die breiten Vokale und das oft gerollte ›R‹ nicht gerade nach Oxfordenglisch klangen«, und im Gewirr der hebräischen, französischen,

italienischen, arabischen, deutschen und elsässer jiddischen Wendungen, das den Torakurs von fünf Frauen in einer Straßburger Küche begleitet.

»Tagebuchführen einer Nation«, nannte Franz Kafka ein Schreiben wie dieses, das ihm für eine »Kleine Literatur« wie die jüdische angemessen erschien und das er darum streng von der »Geschichtsschreibung« abgrenzte. Und wie in Kafkas Tagebüchern geht es auch bei Barbara Honigmann immer wieder um das Schreiben selbst. »Ich will nicht behaupten«, heißt es in ihrem neuen Buch, »daß der Anfang des Schreibens wirklich etwas zu tun hat mit dem Thema, das beschrieben wird, doch hat wohl jeder, der schreibt, von Anfang an sein Thema, oder besser gesagt: sein Thema hat ihn.«

Was aber ist das für ein Zentrum, um das alle ihre Texte kreisen, das die Erzählerin »mal besser und mal schlechter versteckt, auch vor sich selbst«? Von dem das Jüdische nur ein, wenn auch wichtiger, Teil ist, ein Aspekt so wie das Mutter-Sein, das Schreiben und das Malen?

Zumindest soviel läßt sich sagen: Es ist die Suche der Erzählerin nach sich selbst, die alle diese Teile zusammenhält – dieser häufig scheiternde, und dennoch notwendige, der manchmal glückliche, und immer schwierige Versuch, all diese Facetten ihres eigenen Lebens, das Jüdische und das Deutsche, das Malen und das Schreiben, die Kunst und das Mutter-Sein, zusammenzubringen. Und nirgendwo gelingt dies Barbara Honigmann so brilliant wie in der letzten Erzählung ihres neuen Buches, die den Ausnahmestatus schon im Titel trägt.

»Ein seltener Tag« beginnt mit einer Aufzählung all dessen, »was ich nicht tun werde: Nicht kochen, nicht abwaschen, nicht auf den Markt laufen, keine Taschen zurückschleppen, keine Wäsche in die Waschmaschine stopfen, bügeln sowieso nicht, mich um nichts kümmern, mich nichts fragen und mir nichts sagen lassen, wie wann wenn aber es muß es müßte bitte denk an, niemandem zuhören, nichts erklären, keine Ratschläge geben. Keine Unruhe, keine Bange, keine Angst. Keine Diskussion. Kein Streit. Kein Krach. Niemanden abholen. Nichts zu besprechen. Kein Kommentar. Keine drei Leben, die ich noch mitleben muß, sondern nur eines. Meines. Mein einziges Leben«. Und auch wenn es der Erzählerin nicht gelingt, all ihre Vorsätze einzuhalten – ein kurzes Telefonat, ob es dem Sohn bei seinem Freund auch gutgeht, eine Maschine Wäsche, weil die Sonne

scheint und alles so schön trocknet, ein Pflaumenkompott, bevor die Früchte verderben – endet der Tag in einem furiosen Finale vor der Staffelei, mit einem weiblichen Akt in Öl, einem neuen Selbstporträt der Malerin.

Die Kraft dazu schöpft die Erzählerin aus der Erinnerung an eine seltsame Bestätigung ihrer Kunst: Ausgerechnet auf einem kleinen religiösen Fest unter Männern rühmt kein Geringerer als der Rabbi selbst vor den erstaunten Anwesenden die Kühnheit ihrer Bilder, schwingt sich sogar zu der Behauptung auf, wenn sie Talmud studierte, könne sie ein großer Talmud-Gelehrter werden. Und obwohl sie die Passage mit leiser Selbstironie beschließt, als müsse sie ein wenig davon zurücknehmen, so fällt doch in diesem Zusammenhang der eine Satz, der wie ein Motto über ihrem gesamten Werk stehen könnte: »L'art consiste à retrouver le visage« – »Die Kunst besteht darin, das Gesicht wiederzufinden«.

Und weil das so ist, spricht Barbara Honigmann von ihrer Prosa am liebsten wie von Bildern. »Wissen Sie«, sagt sie auf die Frage nach dem Autobiographischen ihres Schreibens, »das ist wie bei einem Selbstporträt: Man guckt in den Spiegel und sucht etwas bestimmtes und das holt man dann auch da 'raus, aber ob ich das jetzt bin – das wissen Sie nicht, das weiß ich nicht, das weiß niemand.« Dann lächelt sie noch einmal verschmitzt und auch ein wenig stolz, bevor sie wieder zurückkehrt in ihre französische Provinzstadt, an ihren Schreibtisch und an ihre Staffelei.



»Damals, dann und danach«, Hanser, 1999



von Agnes Wegner und Birgit Dahlke

# Um die eigene Angst zu wissen

Vor einem nächtlichen Himmel geht schwebend ein kopfloser weiblicher Körper über einen schuppigen Grund. Gefolgt von Totenschädelmonden trägt die Gestalt den eigenen Kopf wie eine Sonne in den Händen. Aus dessen geschlossenen Augen leuchten helle Strahlen in das Dunkel, über den Bildrand. Das ist der nächtliche Kosmos, aus dem die neuen Geschichten Anke Feuchtenbergers stammen.

... letzte Nacht ... Im grellen Schein geht eine weibliche Gestalt an einer Wand entlang. Ihr harter Schatten fällt dagegen. Dahinter steht das nächtliche Dunkel. ... von Dingen geräumt ... Der gezeichnete Traum in der Sprechblase: Die Frau durchgestrichen; mit etwas beworfen; vom Blitz getroffen. ... die ich lieber ... Sie geht immer an der Wand entlang, um viele Ecken. Der Himmel darüber bewölkt sich. ... aus dem Wege ... Sie fängt an zu laufen. Der Kopf im Bild der Sprechblase wird vom Hals gerissen. Langsam kommt der Mond ins Bild. ... geräumt ... Perspektivenwechsel. Der abgetrennte Kopf

fällt aus der Sprechblase ins Bild. Auf der anderen Seite der Mauer stegt Wasser an. Sie geht weiter. In der Sprechblase gibt es nichts zu zeigen. Der Kopf liegt dampfend hinter ihr. Sie streckt die Hand abwehrend aus, um ihn hinter sich zu lassen. ... **Großmutter sagt:** ... Über der Szene steht der volle Mond, doch es ist nicht sein Licht, das so hart ins Bild strahlt. Geruch steigt ihr in die Nase. ... **lass' liegen** ... warnt der Mond, die Großmutter. Entsetzt bleibt sie stehen. Der dampfende Schädel liegt ihr wieder im Weg. ... **lass' liegen.** Ruft erneut die Mondgroßmutter. Doch sie gräbt ein Loch. ... **Das Wasser** ... Sie nimmt den Schädel. ... **ist hoch** ... Noch ehe sie ihn vergraben kann, ... **angestiegen** bricht die Flut über alles herein und trägt den Schädel auf den Wellen davon.



aus: »Traumgebilde 18«

mit hoch geschwungenen Beinen voran. Sie dreht den Kopf nach links, da von dort im Flug ein Wirbelwurm naht. Man kann sich dem Charme der Figur nicht entziehen, die in diesem ersten winzigen Moment des gestoppten Laufs gezeigt ist. Sie vereint trotz der wenigen Striche, aus denen sie besteht, den Vorsatz der Zielstrebigkeit und Verblüffung, neugieriges Abgelenktsein vom eigentlichen Ziel. Hier entwickelt Feuchtenberger ihre bildnerische Poesie. Solche wunderbaren Seiten gibt es viele, keine, die nicht in sich stimmen würde. Der klare bewußte Strich, das ausgewogene Verhältnis von hell und dunkel, geben dem Buch seine skurrile Eleganz.

»Somnambule« ist keine geeignete Lektüre am hellen Vormittag, wenn die letzte Nacht traumlos glücklich war und der Tag schwungvoll begann. »Somnambule« enttäuscht die Erwartung auf einen schnellen Comic. Dies sind keine Zeichnungen für kurzweilige Zerstreuung, für Wut oder drastische Selbstironie, deren Energie man sich praktischerweise zur Selbstermutigung einverleibt. Feuchtenberger hat vielmehr ein Bilderbuch geschaffen, dessen Zeichnungen jede einzeln für sich stehen, aber sich auch zur fortlaufenden Geschichte ergänzen. Dadurch ergeben sich verschiedene Lesarten: eine auf der Suche nach Erzählung und eine mit Lust am Einzelbild.

Geht man davon aus, daß es sich um Geschichten handelt, muß man nach dem Verhältnis von Bild und Text fragen. Bei Feuchtenberger dominiert das Bild deutlich. Wo Text erscheint, dient die Schrift auch als grafisch-bildnerisches Element. Manche Buchstaben sind rätselhaft wie Hieroglyphen. Nicht immer hat dieses Verfahren der Verfremdung eine erkennbare ästhetische Funktion. Nur selten bilden Bild und Text eine Einheit im Sinne der konventionellen Comic-ästhetik. Feuchtenberger verwendet Text eher als Subtext. In der ersten Geschichte greifen die Bildunterschriften der Handlung vor und verweisen damit bereits auf das nächste Bild. In der Bildfolge »Rosen« (aus dem Album Mutterkuchen von 1995) konterkarieren die Texte die Bilder sogar und eröffnen eine zweite abgründige Bedeutungsebene. Zur Zeile »Der Mann, der mich liebt« ist ein heftig an der Leine ziehender Jagdhund zu sehen. Zur Fortsetzung des Textes »er wünscht sich drei Kinder von mir« zeigt das Bild einen Mann mit groben Gesichtszügen, der das gejagte Tier ausweidet.

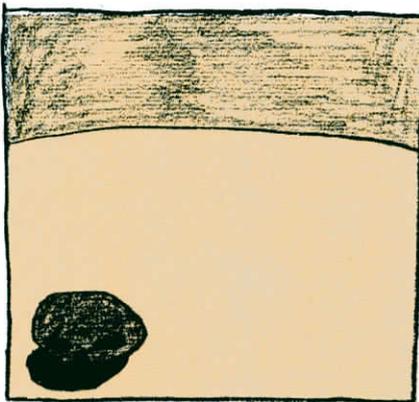
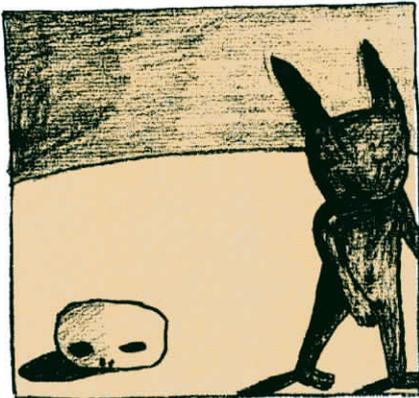
In »Somnambule« entfällt der Text mitunter vollständig oder wird als inspirierende Vorlage verwandt. In der Geschichte »März kommt ins Museum« zeichnet Feuchtenberger das »Traumgebilde 18« von Claudia Cleinschmidt auf 31 Seiten. Dem intensiven Blick entgeht nicht, daß die Tür, die das einsame Haus und seine Bewohnerin vor dem ungewiß drohenden Draußen schützen soll, gar nicht verschließbar ist. Unweigerlich dringt das Dunkel herein und steht im letzten Bild als schwarzes Quadrat auf der Fläche. Cleinschmidts Text ist souverän in eine Sprache der Bilder übersetzt. Text und Bild stehen in keinem dienenden, konfrontativen oder hierarchischen Verhältnis zueinander. Sie existieren unabhängig und werden auch nicht zusammen abgedruckt. Ob dies ein Verlust ist, kann man unterschiedlich beurteilen. Danach gefragt, fühlt sich die Autorin keineswegs übergangen, auch wenn auf sie nur namentlich verwiesen wird. Feuchtenbergers Ergebnis ist konsequent. Es verweigert die sprachliche Rezeptionsbrücke. Die BetrachterInnen sind auf das Bild angewiesen.

In diesen Zeichnungen liegt die wahre Meisterschaft Anke Feuchtenbergers. Gekonnt setzt sie ihre Heldinnen in deren bildnerische Räume, kann ihnen jeden erdenklichen Ausdruck verleihen. Beispielsweise geht die kleine hasenohrige Person auf einem Bild



aus: »Blindschleichsong«

Was aber sind das für Figuren? Die Frau aus der ersten Geschichte in »Somnambule« ist kahlköpfig und nackt, flachbrüstig. Ihr Kopf ist von kindlicher Größe. Der weiche Strich, mit dem die Figur auf's Papier gebracht wurde, unterstreicht diesen kindlichen Eindruck noch. Sie wirkt unschuldig, läßt zugleich aber auch Attribute landläufiger Lebenslust vermissen. Diese Figur ist hilflos und beschützenswert, romantisch in ihrer Sehnsucht. Ihr unbestimmtes Sehnen ist auch anderen Gestalten eigen. Deren Charaktere bewegen sich immer mehr weg von Feuchtenbergers selbstironisch-sarkastischen Plakatheldinnen des Unabhängigen Frauenverbandes hin zur symbolisch aufgeladenen Schlafwandlerin. (Eine Tendenz, die sich auch an den jährlichen Kalenderblättern des »weiblick« beobachten läßt.) Diese neue Gesellschaft entrückter Gestalten ist in ihrer Melancholie faszinierend und irritierend zugleich: Die »Hure H« (1996), die Seejungfrau und »Die kleine Dame« (1997) und die Schlafwandlerinnen in »Somnambule« (1998) – sie alle sind Gestalten innerer Welten, die Licht am Grunde des Dunkel >>



suchen – wohlvertraut einerseits und wenig gemocht in der Aura der Melancholie und Verglebarkeit, die sie umgibt, andererseits. Was spricht dagegen, schutzlos innere Welten zu zeigen? Wieviele abgetrennte Köpfe blieben einfach verdrängt, entgegen dem Rat der Großmutter vergraben? Woher regt sich also unser Widerspruch?

Mit ihrer starken eigentümlichen Handschrift zeichnet Feuchtenberger Befindlichkeiten, die der Eigenart ihrer Mittel nicht entsprechen. In den Erzählungen, die sie im gesamten Buch ineinander verwebt, bleibt sie letztlich unbestimmt. Die Skurrilität verliert sich in Unschärfe. Das Schädelmotiv etwa zieht sich durch das gesamte Buch. Mal erscheint der Schädel auf der Suche nach dem eigenen Spiegelbild, dann wieder wird der Schädel vom Leib eines Wurms bei dem Versuch getrennt, diesen Wirbelnden aufzuhalten. Der Schädel verwandelt sich in den Mond und scheint von dort auf die schla-

ist nur auf seiten der Frau. Es sind Frauen, die sich diesem Schädel gegenüberfinden; Frauen, die den Mann bei seinem wirbelnden Himmelsflug aufhalten, bis ihm der Kopf wegfiegt. Warum diese Festschreibungen? Werden damit nicht erneut Stereotype produziert, die es aufzuweichen gilt? Die Zahl vergleichbarer versöhnlich-romantischer Bildideen anderer Künstler ist groß. Allerdings sind dies meist männliche Bilder der Angst vor dem existentiellen Nichts. Es ist somit legitim, als Frau einer Frau die Hauptrolle zu geben. Schließlich ist es auch eine Form der Freiheit oder gar des Luxus, die eigene Angst ins Bild zu setzen. Feuchtenbergers Zeichnungen kreisen darum, klären jedoch nicht, sondern verklausulieren und mystifizieren im erzählerischen Zusammenhalt bis zur Unverständlichkeit. Feuchtenbergers somnambule Figuren und Welten versuchen nicht, sich mitzuteilen, ja sie verweigern vielleicht sogar die Kommunikation und behaupten damit Exklusivität. Am Ende des Buches



Bild oben: aus »Gewächshaus«  
Bilder links: Endsequenz aus dem besprochenen Band

fende Mörderin herab, die sich in der verbliebenen leeren Hülle zur Ruhe bettet. Später ist der Wirbelnde ein Mann und verliert ebenso seinen Kopf. Dann wieder ist der Schädel der Mond. Bei einer orgiastisch den Mond anbetenden Himmelfahrt wird er aus dem Gestirn gerissen und verwandelt sich in diesem Moment wieder nur in den stinkenden Schädel – in Erinnerung, Schuld und Last. So entsteht ein Gesamteindruck von unbestimmtem Schmerz. Die Trauer jedoch

tritt die Heldin einfach aus dem Bild. Nach vielen Nächten und Traumabenteuern muß sie den Schädel nicht mehr vergraben; sich vorsichtig nach rechts und links vergewissernd, läßt sie ihn einfach liegen und geht.

Anke Feuchtenberger:  
»Somnambule«,  
Jochen Enterprises,  
Berlin 1998, DM 29,90



von Birgit Dahlke

# Postfeministische Comic-Girlies



Aus der schönen, neuen Comicwelt von Lillian Mousli, Evelin Höhe u.a.

spricht nicht girlielike Blindheit, sondern viel ironische Gelassenheit

»Fräuleinwunder« ist ein sehr deutsches Wort. Schon die ironische Aufnahme der Anredeform »Fräulein« weist auf ein Spiel mit Rollenzuschreibungen hin. »Fräuleinwunder« heißt das erste Heft der Fraucomic-Reihe »XX«, die Lillian Mousli (38) und Evelin Höhe (27) seit 1998 in den boomenden Berliner Comic-Himmel schicken. Sie können dabei immerhin statt auf männlichen Widerstand, sogar auf Unterstützung rechnen: der Kreuzberger Verlag Jochen Enterprises bot Aufnahme in eine inzwischen illustre Vielfalt der Comic-Kultur, die aus dem westöstlichen Szene-Untergrund schon lange in die City-Magazine vorgedrungen ist. Im Unterschied zu so manchem Edel-Album sind die Publikationen des kleinen Enthusiasten-Verlags noch immer bezahlbar.

Mal davon abgesehen, daß es Zeit wurde, diese Kultur nicht weiterhin vornehm-zurückhaltend den Männern zu überlassen (in den USA machten Roberta Gregorys »Zimtzicken« und »Bitchi Bitch« schon Ende der 80er Furore), was macht einen Comic zum Fraucomic? Ist jede Bildergeschichte, weil von weiblichen Wesen gezeichnet, notwendig feministisch?

Wenn sich der Comic von seiner aufklärerischen Strategie der Anfangszeit verabschiedet hat, so wird das niemanden verwundern. Nicht zwangsläufig muß damit ja Entpolitisierung einhergehen, wie der »Mouse«-Comic von Art Spiegelman beweist. Im Gegenteil, kein Thema, das für die Comic-KünstlerInnen tabu wäre, ob Gewalt gegen Frauen oder Holocaust, Skins oder Konterganschäden, all das ist auch in ihren Comics zu finden.

Diffizile Szenen aus dem alltäglichen Geschlechterkampf, wie wir sie von Claire Bretècher kennen, sucht frau in der ersten Nummer von »XX« umsonst. Was zunächst ob seiner verwunschenen Belanglosigkeit verwirrt, stellt sich bei näherer Betrachtung als um so brisanter heraus: Die naiven Pop-art-Kinder von Evelin Höhe bringen mit ihren schwarzen Kugelaugen die Alltagswelt

des »Normalen« in eine Schräglage, aus der sich keine der auftretenden Gestalten mehr erholt. Sind das die »postfeministischen« Girlies im Comic? In den Bildgeschichten wird mit tradierten Rollenzuschreibungen gespielt, man könnte fast sagen »gedealt«, denn die Anspielungen bleiben durchaus mehrdeutig. Sie greifen nicht nur auf die bekannten Stereotypen zurück, sie bedienen sie durchaus auch. Dynamik gewinnen die unterschiedlichen Fabelwesen durch eine (wenn auch oft zaghafte) Verbindung mit Klischees und Codes der Comic-Kultur: Die Undercover-Agentin Gretchen und Gangsterin »Dame Dolores« als Gegenspielerin (Isabel Kreitz), Batwoman (Lisa Brown), »L'experts de Fuckytown« (Evelin Höhe) oder eben »Fräulein Wunder« (Anke Hellmich). Auch im Großen bleiben die XX-Geschichten weitgehend im Rahmen etablierter Genre-Kategorien: dem Rahmen, der ein Draußen und ein Drinnen voneinander abgrenzt, der Organisation des Blattes in Sequenzen, den standardisierten Personen und Situationen, den Bewegungslinien, Sprechblasen mit eigener Syntax und Semantik, der Hierarchie der Schriftgrößen und – Typen, dem Spiel mit dem »classic end« usw.

Die extreme Stilisierung führt, auf weibliche Figuren angewandt, zum ambivalenten Spiel mit Rollenmustern: »Fräulein Wunder« verwandelt sich, wenn sie ausgeht, von der struppigen Zicke in die romantisch-fließend gestylte Ikone. Wir stoßen auf Figuren, die ungelent und häßlich sind (wunderbar in den Zeichnungen von Charlotte Brinkmann), auf die eiskalte Agentin mit Gretchen-Schnecken, auf die Femme fatale mit Kopftuch und Sonnenbrille und auf das Püppchen mit Kußmund und Blume im Haar. Und wir stoßen auf unterschiedliche Bildsprachen und Erzählweisen, von denen die von Kat Menschik gewählte vielleicht die bekannteste ist: Sätzen über innere Verletzungen wörtlich zu nehmen und sie in äußere Körperschnitte zu übersetzen, diese Methode kennt man von der Zeichnerin Anke Feuchtenberger.

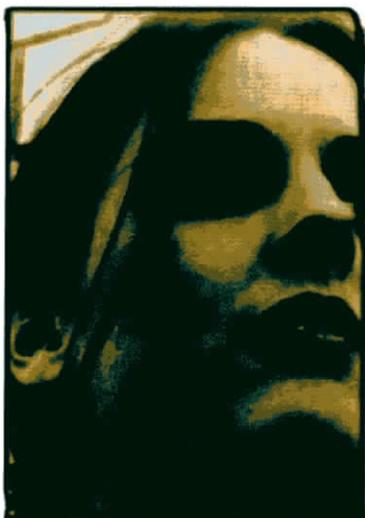
In der Vielfalt nur eine postfeministische Verniedlichungsstrategie zu erkennen, heißt, den Spaß an der selbstironischen Erfüllung von Erwartungen zu übersehen. Lillian Mouslis Bemerkung, die Reihe solle »leicht und unterhaltend« sein, klingt aus ihrem Munde ebenso mehrdeutig wie die Bezeichnung »Mädchen-Comic« für »XX«: Statt Girlie-Blindheit spricht hier ironisch-sehende Gelassenheit und selbstverständliche Souveränität. Wenn in der etablierten Comic-Szene die Frauen interessierenden Inhalte, Figuren, Welten fehlen, so muß eben eine eigene Reihe her.

Der Blick in die zahlreichen Comic-Alben, die Mousli selbst in den letzten sieben Jahren veröffentlicht hat, zeigt, welche Bereicherung die Comic-Kultur so erfahren hat: »Stray Cats« Nummer 1 bis 4 (1997–98) z.B. vereint erstaunlich poetische wie unheimliche Visionen aus Alpträumen mit aufregenden Kindheitsgeschichten um Ängste, Mißhandlung und Mißbrauch, Macht und Ohnmacht. Dabei entfalteten die vier Hefte trotz des ernstgenommenen Themas keine agitatorisch-didaktischen Züge, nie ist die kommende Seite vorhersehbar.

Die Künstlerin außerdem bietet, zusammen mit der um knapp zehn Jahre jüngeren Kollegin, den noch jungen Anfängerinnen ein Podium, das sie ermutigt, sich auch dieses Feld zu erobern. In welchen Aufbruch führen kann, zeigt schon der Titel der Nummer 2 von »XX«, »Tigerschlüpfer«. Irgendwas da wohl erst in der ersten Nummer 3, »Lady Dämon«, zu erwarten ist?

XX Nr.1, Fräuleinwunder (1998) und  
Nr.2, Tigerschlüpfer (1999),  
Hrsg. Lillian Mousli und Evelin Höhe,  
JOCHEN enterprises Berlin 1998 und 1999,  
je 9,95 DM

Redaktionsadresse:  
XX, Kottbuser Damm 3 10967 Berlin



zu wollen. Es klappte. Sofort! Ihr Zauberspruch? »Ich will!«. Das zog. Nur genügte das Praktikum noch nicht, um an einer Kunsthochschule Malerei studieren zu können. Berlin bot ein Kolleg mit dem Leistungsfach Kunst an. Also packte sie ihre Koffer und stürzte sich hinein in das Auf und Ab von Wohngemeinschaften, lernte für die 13. Klasse und spielte nebenbei Musik. Die Leute vom Comicmagazin RENATE kreuzten ihren Weg, sie zeichnete mit ihnen jede Woche, beendete das Abi, bewarb sich an der Kunsthochschule und – wurde abgelehnt. Das war der Moment, in dem sie eine Seifenblase platzen hörte.

Was jetzt? »Ich will aber malen!« Da waren schon die Kußmund-Figuren geboren. Und die heißen eigentlich alle Evelin. Runde, dickköpfige Gesichter, die durchs Leben gehen. Glatt, aber nicht grinsend. Mit Schleifchen, Spängchen, Röckchen, Krägelchen. Persönchen, die sich eingerichtet haben im hier und jetzt, und die alles wollen, nur



# Ich will Spaß, es macht Spaß,

von Annette Maennel



nicht »den ideologisierenden Mief«, und die vor nichts anderem so sehr Angst haben, als »das alles so ernst ist, daß man bald einschläft.« Keine Nabelschau bitte! Aber Qualität! Und die äußert sich für Höhne zum Beispiel darin, daß eines der weiblichen Persönchen ein Schild in der Hand hält auf dem zu lesen steht: Ich bin kein Staubsauger. Sie spielt mit den Klischees und findet ihre Spur auf den kleinen Labels der »FanArt«. Überhaupt sieht sie sich vorwiegend durch die Musik von Velvet Underground bis zu den Beasty Boys inspiriert. Sie weigert sich hartnäckig, in irgendeiner Weise moralisch zu sein, sollen doch die anderen »triefig hoff-

nungslos« daherkommen. Zwangsläufig muß sie sich aber doch ab und zu damit auseinandersetzen. Nämlich immer dann, wenn sie gemeinsam mit Lillian Mousli die Zeichnungen aus den Einsendungen für ihr gemeinsam herausgegebenes Magazin »XX« auswählt. Das sind Momente, in denen sie beim Anblick auf das Leiden der Menstruation aufstöhnt und sagt: »Warum soll ich was Häßliches machen? Ich mach' was schönes!«

Danach gefragt, ob ihr nicht manchmal die Persönchen auf die Nerven fallen, antwortet sie mit dem ihr wirklich sehr eigenen tiefen, abgehackten Lachen: »Ich muß Geld verdienen. Und die Leute mögen es. – Und Sie? Für 100 Mark sind Sie dabei.«

Kontakt: (030) 283 29 77

»Früher mochte ich Pferde, warum sollte ich da nicht Kinder mögen?« sagte sich die damals 16jährige Evelin Höhne aus Espenau bei Kassel, als sie dem Vorschlag ihres Vaters folgte und Kinderkrankenschwester lernte. Dem Medizingenieur schien dieser Beruf als Perspektive für seine älteste Tochter nach eingehendem Studium der Stellenangebote gerade richtig.

Leider wurde aber der Tochter schon drei Wochen nach Abschluß der Ausbildung klar, daß sie das familiäre Miteinander der Damen im weißen Kittel auf der Intensivstation nervte, und sich die Kinder auch nicht gerade zum fröhlichen Spielen anschnickten. Als sie sich zu langweilen begann, fiel ihr ein, daß sie eigentlich Malerin werden wollte. Also hängte sie ihren Kittel an den Nagel und stellte sich kurzerhand dem Chef vom Staatstheater Kassel mit dem Anliegen vor, ein Praktikum in der Bühnenmalerei machen



# Voll im Leben. Ehrlich.



von Christiane Kloweit

Wow! Es ist soweit! arte hat es geschafft! Raus aus der intellektuell-versponnenen multikulti-Gutmenschen-Nische und rein in die Welt der Seifenoper! Wo alle sind! Aber keine Angst! Wir dürfen weiter glauben, daß arte anders ist als Klo 7, Lokus TV oder Satt (Schw)eins. Denn arte bietet eine – Doku-soap! Seifenoper ja! Krankenhaus ja! Und doch so anders als all die anderen 1000 Krankenhausserien! Der Zusammenhang zwischen Seife und Krankenhaus liegt auf der Hand: soap macht clean. Aber zu soap und Krankenhaus kommt bei arte die Doku(mentation): echtes Blut, echte Schreie, echte Schmerzen!

Eine Frau bringt ihr Kind unter Ach und Wehen und Kamerablicken zur Welt. Und dann? Hält sie den Daumen hoch! Super! Denkt nicht nur an sich, ihr Baby, ihre Familie, sondern auch ans Publikum. Sagt uns mit dem Daumen: Hey Leute, ich bin gut drauf! Ich hab's geschafft. Das könnt Ihr auch schaffen, o.k.? Wow! Kommt toll! Bestimmt auch bei denen, die sich sonst action pur reinziehen.

Denn die arte-Dokusoap bietet action und ist gleichzeitig positiv! Leben wird geboren. Aber nicht in der privaten Nische, sondern im vollen Licht der demokratischen Öffentlichkeit mündiger Bürgerinnen und Bürger. Das ist politische Bildungsarbeit pur! Und so clever gemacht, daß man es fast gar nicht merkt. So muß das sein! Echtes Leben, und sofort ins Fernsehen hinein geboren! Aber bis es soweit ist, müssen schon eine Menge Schmerzen sein. Sieht man ganz deutlich an der Gebärenden, ehe sie den Siegesdaumen hochhält. – Was für ein Gleichnis! Auch für Jugoslawien. Schmerzen müssen sein, aber dann, also irgendwann...

Dieses Irgendwann ist nun schneller gekommen als gedacht. Jetzt heißt es Abschied nehmen vom allabendlichen Original-TV-Flüchtlingseleid bei Nüßchen, Chips und Bier. Jetzt heißt es wieder selber leiden. Denn nachdem sich die Bundesregierung erfolgreich daran beteiligte, ein anderes Land in die Steinzeit zurückzubomben, steht die Frage: Wohin mit dieser gesunden Aggressivität, die so ein hübscher kleiner humanitärer Kriegszug mit sich bringt? Schröder hat es schon gesagt: Wir müssen ein paar Grausamkeiten begehen. Da das auswärtige Soll erfüllt ist – vorerst jedenfalls – kann er nur Bei-uns-daheim gemeint haben. Ehrlicher geht's nicht. Und was ist der Dank? Die Leute wählen CDU, wenn sie überhaupt wählen. Daran sieht man's wieder: Der Ehrliche ist der Dumme.

Auch Weimar, die Kulturhauptstadt Europas 1999, bietet Beweise dafür. Zum Beispiel mit der Ausstellung »Aufstieg und Fall der Moderne«. Nach näherem Hinschauen sagt der Titel, daß die Moderne in die Hände von zugereisten Ausstellungsmachern gefallen ist, die ein todsicheres Gespür für den Skandal haben. Aber es ist alles halb so schlimm. Es ist nicht DIE Moderne, und es ist nicht einmal DIE DDR-Malerei. Es sind nur Ausschnitte daraus, ein bißchen Depot-Ware wurde gelüftet. Für die paar Bilder von Mattheuer, Tübke, Metzkes, Ticha und Consorten reicht es doch weiß Gott, ein paar Preßplatten hinzustellen, LKW-Planen davor zu spannen

und die Bilder, nun – eben zu hängen. Der Aufruhr ist groß. Advokaten klingeln bei Gericht. Die Dukaten klingeln in Weimar in der Ausstellungskasse. Der Menschenstrom in die mangels Gedanken immer noch »Gauforum« genannte Hängestätte reißt nicht ab.

Ein schöner Erfolg also. Was schert der Inhalt, wenn es sich rechnet. Und was ist der Dank für so ein grundehrliches Konzept? An seiner Verwirklichung durften übrigens auch die Ehefrauen der Hänger – nein, man sagt Macher, nicht? – mitwirken: Nach dem siebenten Umhängen, hätten sie ihre Frauen zum Hängen dazu geholt, plauderte ein Macher in der »Zeit«. Und was ist der Dank? Weimar wird wieder einmal durchs hohntriefende Große Deutsche Feuilleton geschleift. Hat Weimar das wirklich verdient? Ich denke: Ja. – Nein, pardon, die Frage muß heißen: Hat Weimar wirklich daran verdient? Die Antwort lautet: Hoffentlich nicht zu knapp.

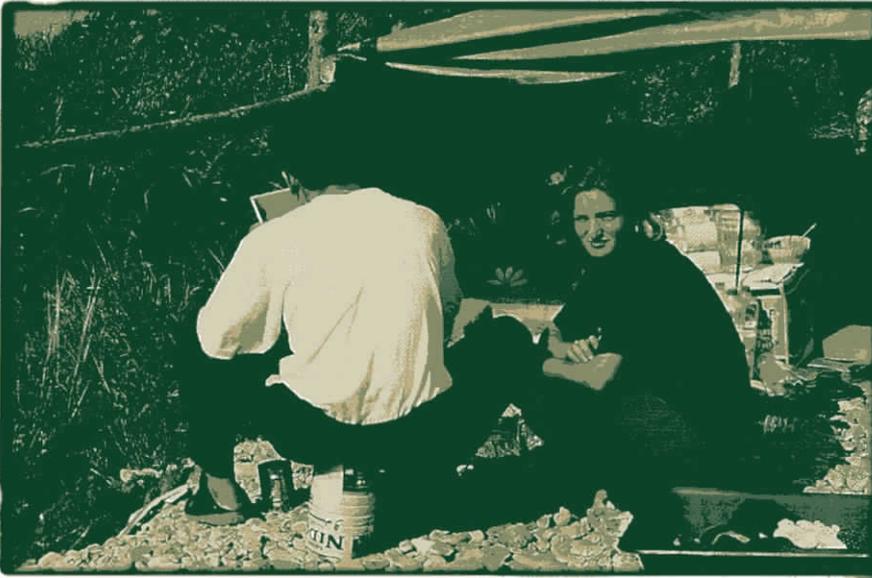
Ein Bett  
für sich  
alle in



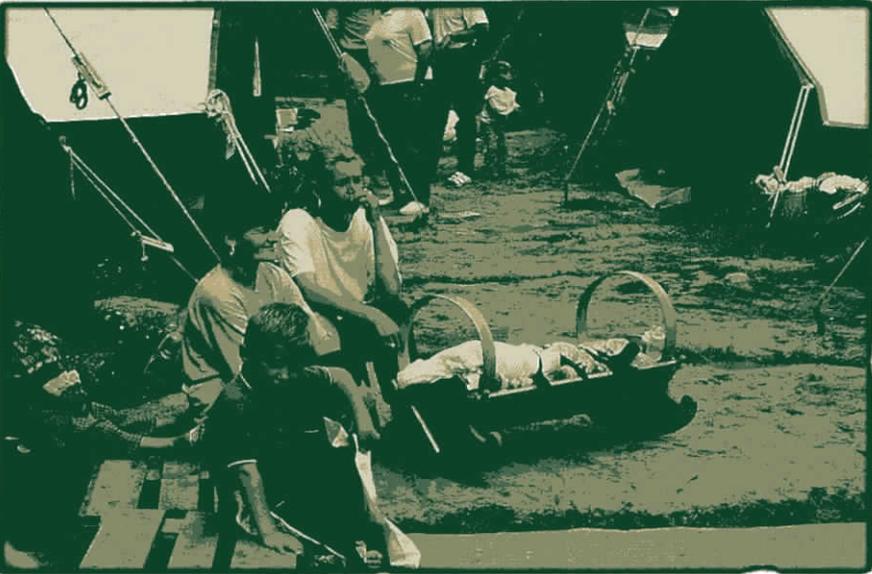


Sie sind mit dem letzten Hemd geflohen, in einem  
Flüchtlingslager untergekommen und jetzt zu tausenden  
wieder auf dem Weg zurück. Was die Kosovo-Albaner  
noch ihr Eigen nennen können, ist nicht viel.

*von Petra Welzel*



Die kleine Kasserole mit dem langen Stiel will einfach nicht geradestehen auf dem Gasbrenner. Und schwupps. Als Festim mit einem Teelöffel den Mocca umrührt, kippen Töpfchen und Campingkocher um. Auf dem Zeltboden, einer blauen Plasteplane des UNHCR, der UNO-Hilfsorganisation, wächst ein dunkelbrauner See zwischen blauen Tälern und Bergen, die die Falten der Plane formen. Festims Eltern haben heute früh das Piscina-Camp, eines von vier Flüchtlingslagern für die Kosovo-Albaner in Tirana, der albanischen Hauptstadt, verlassen. Sie besuchen den Bruder des Vaters, der mit seiner Familie in einem anderen Camp der Stadt untergekommen ist.



Der Tag ist noch jung, einer der vielen schwülwarmen Maitage in Albanien. Für die kleinen Kinder im Flüchtlingslager hat in den Schulzelten der Unterricht begonnen. Sie malen, lernen schreiben und rechnen, singen Kinderlieder. Für Festim, der 17 Jahre alt ist, gibt es nur zweimal in der Woche Englischunterricht. Von den Jugendlichen unter den insgesamt 800.000 Flüchtlingen aus dem Kosovo erwartet man, daß sie sich selbst beschäftigen. Aber was tut man, nun schon sieben Wochen lang, in einem Schwimmbad, dessen Becken leer sind und wo auf den ausgedörrten Wiesen ein Zelt neben dem anderen steht, hunderte, und die man sich manchmal mit zehn anderen Menschen teilen muß? Was soll man machen, wenn wie dieser Tage der Frieden noch nicht in Sicht ist, das noch wochenlang so weitergehen kann? Und selbst wenn der Krieg zuende ginge, zu Hause doch alles in Schutt und Asche liegt? Wohin? Was tun, wenn nicht einmal mehr die Hanglage mit Ausblick darüber hinwegtäuscht, daß einem als einzige Rückzugsmöglichkeit ein mannsgroßes Bett mit einer Woldecke vom UNHCR geblieben ist?



Festim versucht vergeblich, Kaffee zu kochen. Dabei sieht er gar nicht ungeschickt aus mit seiner sportlichen Figur, den O-Beinen eines Fußballers und dem breiten Lächeln in einem sonnegegerbten Gesicht. Vielleicht wollen ihm einfach seine Hände ebensowenig gehorchen wie die Locken seines krausen dunklen Haars. Mit einem dreckigen Hemd trocknet er den See aus, der sich gerade erst eingebettet hatte. Dann kriecht er mit einer kurzen Körperdrehung auf sein Bett zurück. Viel mehr Platz als zum Verknoten von Armen und Beinen gibt der Raum vor seinem und den sechs anderen Betten nicht her. Aufrechtes Stehen kann man ganz vergessen, wenn man aus den Kinderschuhen gewachsen ist.

Mit einem Griff hinter sich holt Festim einen Fußball hervor: »Hier, den habe ich von schwedischen Missionaren bekommen.« Nach einem weiteren Griff steht ein etwa schuhschachtelgroßer Karton auf seinem Schoß: »Und all diese Englischbücher. Und hier, die Easy-to-read-Bible haben sie mir auch gegeben, aber im Moment lese ich nicht darin.« Es ist nicht viel, was Festim sein Eigen nennen kann: die schwarze 501, das graue T-Shirt und die blauen Badelatschen, die er trägt, eine Handvoll ausrangierter Schulbücher und eine Bibel in Englisch. Und: »Die Turnschuhe da draußen vor dem Zelt haben mein Bruder und ich auch von den Schweden bekommen, und dazu ein Fußballtrikot. Wir hatten ja nur die Klamotten, die wir auf dem Leib trugen, als wir geflohen sind«, sagt er noch und zeigt auf zwei Paar nigelnagelneue Trainer unter Badelatschen und ausgetretenen, schmutzigen Lederschuhen vor dem eigenen und allen anderen Zelten. Ein Wunder, daß sie da überhaupt noch stehen. Nur einen Tag zuvor hatte sich das halbe Lager um ein paar kleine Plastikhocker, die der UNHCR brachte, geprügelt.

Dabei geht es Festim und den übrigen 5.000 Flüchtlingen im Piscina-Camp vergleichsweise gut. Nur wenige Kilometer entfernt im Flüchtlingslager im Basketballstadion von Tirana haben einzelne Familien nicht einmal ein eigenes Dach über dem Kopf. In der durch Vorhänge abgedunkelten Turnhalle, die sich durch die Sonne von außen nicht unnötig aufheizen soll, ist der Hallenboden mit Schaumstoffmattren gepflastert, um die teilweise größere Kartons wie Jägerzäune gezogen sind. Außerhalb der Halle, auf der oberen Galerie mit den Zugängen zu den Zuschauerrängen besitzen die Flüchtlinge noch nicht einmal eine Matratze. Ihr Lager ist eine grobe Woldecke auf dem harten Steinfußboden. Nur ein einziges junges Mädchen liegt scheinbar entspannt auf dem Bauch, die Beine in der Luft baumelnd und den Kopf in die aufgestützten Arme gelegt. Sie liest in einer Zeitung. Rechts neben ihr, auf einer anderen Decke, kuschelt sich eine Mutter mit einer Fußverletzung, die eine alte Plastiktüte vor Dreck schützen soll, in den Schoß ihrer Tochter und läßt sich das Haar entlausen. Wenige Meter weiter kauert eine Frau und starrt mit aufgerissenen Augen ins Leere. Ansprechbar ist sie nicht.



Ein albanischer Zweig des Mutter-Theresa-Ordens kümmert sich um dieses Aufnahmelaager. Im Prinzip sollen die Flüchtlinge hier nur wenige Tage bleiben, bis sie in anderen Lagern untergebracht werden können. Ende Juni wollen sie am liebsten gleich wieder zurück in den Kosovo. Der Krieg ist ja zuende. Es gibt drei Mahlzeiten pro Tag, eine Putzkolonie wienert einmal am Tag die Gänge, Toiletten und Waschräume. In den ehemaligen Umkleidekabinen haben sich albanische Ärzte einquartiert und werden von Alten und Frauen mit schreienden Kindern belagert. Dr. Lance, einer der Ärzte, hat die Frau oben auf der Galerie gesehen, aber helfen kann er ihr nicht: »Das größte Problem ist, daß es hier kaum Psychologen gibt, die mit den Traumatisierten umgehen können. Sie haben einfach keine Ausbildung

dafür«, sagt der kleine Mann mit der gelbsüchtigen Haut, schwenkt mit der linken Hand seine Lesebrille und malt mit einer französischen Zigarette in der rechten beschreibende Kreise in die Luft. Dabei tänzelt er in seinen Turnschuhen von einem Fuß auf den anderen und sieht mit seinem schütterten Haar ein bißchen aus wie Woody Allens Stadtneurotiker. »Die Frauen, die zu uns kommen, haben Probleme mit ihren Babys. Hochschwanger waren sie oft Tage und Wochen auf der Flucht«, erklärt er und: »Manchmal kommen auch Frauen zu uns, die vergewaltigt wurden, und wollen eine Medizin. Aber sie sagen nicht, warum sie sie brauchen. Viele sehen gesund aus und hüten die Vergewaltigung wie ein Geheimnis.«



Mit etwas Glück finden die Frauen in den Lagern gerademal ein Bett für sich allein. Abends, wenn die Kinder schlafen und versorgt sind, Tagüber bleibt der Zelthaushalt und das Ranschaffen von Nahrungsmitteln meist an ihnen hängen. Ihre Männer, wenn sie überhaupt mitfliehen konnten und nicht von Serben festgesetzt oder erschossen wurden, fallen zunehmend in Lethargie, sind kaum noch zum Handeln fähig. Selbst in den Schulzelten arbeiten fast ausschließlich Lehrerinnen, obwohl jedes Lager einen Querschnitt durch die Gesellschaft bietet: Mit Professoren und Chefärzten, Lehrern und Bauern ließe sich in jedem Camp ein kleines Kosovo kopieren. Doch nur wenige der qualifizierten Männer stellen ihre Fähigkeiten tatsächlich zur Verfügung.

Die Gegensätze zwischen arm und reich, gebildet und weniger gebildet haben sich in den Flüchtlingslagern nahezu aufgelöst, während die Gesellschaftsschere unter der albanischen Bevölkerung in Tirana kaum größer klaffen könnte. Draußen vor dem Zaun des Piscina-Camps dreht täglich ein Autoscooter den Lärmpegel auf Jahrmarktsstimmung, und am Wochenende flanieren die wohlhabenden Tiraner Bürger am nahegelegenen, fast ausgetrockneten Stadtsee oder picknicken im verwilderten Stadtpark. Aber nur einige hundert Meter entfernt türmen sich vor und zwischen den Häusern der Stadt Müllhaufen, auf denen Hunde und Katzen nach Essensresten suchen, schleichen Kinder ohne Schuhe und in zerissenen Klamotten über die sandigen, mit Schlaglöchern wie in einem Leerdamer Käse versehenen Straßen und betteln. Die Regierungsgebäude am großen Boulevard werden zwar von schwerbewaffneten Soldaten bewacht, gammeln aber ansonsten in der Substanz vor sich hin. Andererseits dürften auf Albaniens Straßen europaweit die meisten Limousinen verkehren. Reger Baubetrieb und Rohbausiedlungen in allen vier Himmelsrichtungen sind Zeugen des Aufschwungs, seit sich das Land nach 45 Jahren Kommunismus seit 1990 auf dem Weg zur Demokratie befindet. Doch nicht zu übersehen sind auch die zerstörten, zerfallenen und nie fertiggestellten Häuser an allen Wegesrändern. Sie sind die stummen Zeugen des finanziellen Zusammenbruchs und Bürgerkriegs von 1997, bei dem nicht nur die Staatskasse, sondern auch tausende von privaten Geldanlegern bluten mußten.

Heute haben viele Flüchtlinge die Rohbauten besetzt und sich häuslich eingerichtet. Denn wer von den 100.000 Kosovo-Albanern allein in Tirana nicht einen der etwa 20.000 Lagerplätze der Stadt bekommen oder Unterschlupf bei Verwandten gefunden hat, sitzt buchstäblich auf der Straße. Nur an ein Bett zu denken, ist purer Luxus. Um das von der italienischen Hilfsorganisation Misericordia organisierte Flüchtlingslager an der Hauptstraße vor den Toren der Hafenstadt Durres brüten erschöpfte Kosovo-Albaner zwischen Gosse, Müll und Lagerzaun unter notdürftig aufgespannten Plastik- oder Wolleckenplanen. Aus den unmittelbar hinter dem Zaun stehenden Klohäusern wehen beständig Urin- und Kotwolken herüber, von der Straße Staub und Diesel. Manchmal fallen für sie von den Hilfslieferungen Weißbrot und Fischkonserven ab, während sich die Flüchtlinge im Lager beschweren, daß es noch einmal die aufgewärmten Makkaroni vom Vortag zu essen gebe.

Wenn die Kosovaren dieser Tage zu tausenden in ihre Heimat zurückströmen, wird sich an ihrem Flüchtlingsalltag kaum etwas ändern. Ihre Häuser sind vielfach abgebrannt, die Felder zerstört. Sie werden wieder Nahrungsmittel von den Hilfsorganisationen bekommen, viele ein Zelt oder einen Container, in denen sie überwintern können. Auch Nazmie Berisha aus Rugova wird mit ihren zwei Töchtern und zwei Söhnen das Piscina-Camp wieder gen Kosovo verlassen: »Das Schwierigste ist wirklich, in einem Zelt zu leben. Manchmal braucht es ganze Tage, bis wir genug Wasser haben, um unsere Wäsche zu waschen«, sagt die 30jährige Frau, die jeder im Lager kennt. Auch Festim weiß, daß ihr Mann am 29. Januar von Serben massakriert wurde. Während Nazmie ihren fünf

Jahre alten Sohn in den Armen wiegt sagt sie: »Meine Kinder haben gesehen, wie ihr Vater mit Messern getötet wurde – nicht einmal Hitler hat so etwas getan wie Milosevic. 24 Männer wurden zusammen mit meinem Mann umgebracht.« Für einen Moment schweigt Nazmie und schließt ihre Arme fester um den Sohn. »Sie haben ihm die Augen ausgestochen und die Ohren abgeschnitten. Als ich den Körper meines Mannes sah, steckten Baumwollfetzen dort, wo seine Augen hätten sein sollen – ich habe ihn nur an der Narbe an seinem Kinn erkannt«, erzählt sie stockend weiter.

Nazmie ist wie viele andere Schwersttraumatisierte nie mehr allein, nicht einmal nachts in ihrem Bett. Der Alp verfolgt sie im Traum, ein Leben lang. Doch ins Leere starrt sie nicht: »Wir haben den Frieden in unseren Herzen«, sagt sie, »aber wenn mir ein Serbe gegenüberstünde, dann würde ich ihn umbringen, allerdings nicht in Gegenwart der Kinder.« Nazmie weiß an diesem Tag noch nicht, daß sich einen Monat später die ersten Rückkehrer genau so an den Serben im Kosovo rächen werden.

# Der Abbau von Feindbildern

von Ulrike Gramann



**Der Kosovo-Krieg ist vorerst beendet, die mit ihm geschürten Konflikte noch lange nicht. Noch immer stehen sich Serben und Kosovo-Albaner feindlich gegenüber, streiten sich Kriegsbefürworter, Innenminister und Organisationen wie Pro Asyl. Der Weg der gewaltfreien Konfliktlösung ist steinig.**

»Nicht, Mutti, die kleinen Flieger, die tun uns nichts?« Weinend zitiert sie sich am Telefon, die Freundin, deren erste Lebensjahre gleichzeitig die letzten Jahre eines Krieges waren, der von deutschem Boden ausgegangen war und zuletzt auch auf deutschem Boden stattfand. Als Vierjährige lernte sie, tieffliegende Bomber von »ungefährlichen« Militärflugzeugen zu unterscheiden. Deshalb machte sie es später zu ihrem politischen Leitsatz, daß von einem Staat, in dem sie lebt, kein Krieg ausgehen dürfe. Und jetzt? Ein deutscher Staat, vereint wie selten in der Geschichte, und schon kurz nach dem jubelnd propagierten Ende der Nachkriegszeit beginnt gleich die Vorkriegszeit und dann der Krieg. Die mediale Begleitmusik ist ein zackiger Marsch aus verdrehten Worten, wie »Menschenrechte«, »humanitäre Hilfe«, »friedenssichernd«, deren Schlußpunkt darin besteht, daß jeder, der den Krieg zu kritisieren wagt, entgegengehalten wird: »Willst du etwa einem Völkermord zusehen?« Vor solcher Frage, sagt die wütende Freundin, fühle sie sich ohnmächtig. Jeder Verweis auf Völkerrecht und Grundgesetz werde ihr entrissen durch die verbale Ohrfeige »Völkermord«. Früher wußten wir ganz sicher, daß Kriege nicht gewonnen werden. Zur Bilanz der Zerstörungen des Krieges gegen Jugoslawien gehört, daß ein beträchtlicher Teil der Öffentlichkeit dazu gebracht wurde, Krieg als Mittel der Politik zu befürworten und als einzige Alternative zu Nichtstun und Zusehen. Sich dazu bringen ließ. Links, pazifistisch und antifaschistisch besetzte Begriffe wurden umgewertet und so zugerichtet, daß wir die Worte im eigenen Munde nicht mehr kennen.

## Geschichtsrevision von oben

Die deutschen Minister Rudolf Scharping und Joseph Fischer haben alles getan, um Milosevic zu einem neuen »Hitler« zu stilisieren, und dann den Anschein erweckt, als könnten deutsche und NATO-Luftangriffe auf Jugoslawien nachträglich Auschwitz verhindern und die Geschichte der Deutschen ungeschehen machen. Deutsche Auschwitz-Überlebende haben zu Recht gegen diesen Vergleich protestiert und betont, daß die Forderung »Nie wieder Auschwitz« als Losung für einen Angriffskrieg ungeeignet ist (1). Die vielfältigen Menschenrechtsverletzungen der serbischen Führung über die letzten Jahre hinweg wären Grund genug gewesen, mit nichtmilitärischen Mitteln am Kosovo-Konflikt zu arbeiten. Doch um gewaltfreie Konfliktbearbeitung hat sich der Westen im Kosovo nie ernsthaft bemüht. Die Kosovo-AlbanerInnen, unter ihnen Ibrahim Rugova, wurden nicht unterstützt, als sie nach ihrer politischen Entrechtung lange Jahre hinweg und vom Westen nahezu unbemerkt gewaltfrei daran gearbeitet haben, im Kosovo eine eigene Wirtschaft und Infrastruktur sowie ein unabhängiges Bildungssystem aufzubauen. Die Mittel, die der Westen in gewaltfreie Bemühungen im Kosovo investierte, waren verschwindend gering im Vergleich mit den Kosten für auch nur einen einzigen Tag der NATO-Angriffe.

Die Parallele Hitler-Milosevic war notwendig, um eine Parallele der NATO-Politik zur Politik der Alliierten im 2. Weltkrieg zu suggerieren. Da der NATO-Angriff unter Bruch des Völkerrechts, nämlich ohne UN-Mandat erfolgte, mußte ein außerordentliches Argument geschaffen werden, das es Scharping und Fischer ermöglichte, Menschenrechte gegen Völkerrecht auszuspielen und dem Völkerrecht bedauernd den geringeren Rang einzuräumen. Dieses Argument lieferte das Wort »Völkermord«, mit dem beispielsweise Rudolf Scharping Verfolgungen von Serben gegen Kosovo-AlbanerInnen bezeichnete (2).

Aber die späteren Alliierten des 2. Weltkriegs haben das nationalsozialistische Deutschland eben nicht bekämpft, um die Shoa zu verhindern. Im Gegenteil, die Westmächte haben der Verfolgung von Jüdinnen und Juden jahrelang untätig zugesehen, obwohl ihnen rechtzeitig ausreichende Informationen zur Verfügung standen. Weder das Münchner Abkommen, noch der »Anschluß« Österreichs, noch die Wiener Schiedssprüche, mit denen Hitler sich anmaßte, über die staatliche Zugehörigkeit außerhalb Deutschlands liegender Gebiete zu entscheiden, wurden von den Westmächten in Frage gestellt. Die Sowjetunion hat sich im Hitler-Stalin-Pakt sogar mit Deutschland verbündet. Militärisch zu handeln begannen die späteren Alliierten, weil sie militärisch angegriffen wurden. Daß Überlebende in KZs die einrückenden Alliierten als Befreier erfahren haben, steht dieser Aussage nicht entgegen. Wenn es eine Parallele gibt, dann diese: Auch die Vertreibung von wahrscheinlich mehr als einer Million Kosovo-AlbanerInnen wurde durch die NATO-Angriffe nicht verhindert, sondern

## Erinnern Sie sich an die Bosnierinnen?

sicherlich sogar beschleunigt. Der Unterschied aber besteht darin, daß die NATO-Staaten von Jugoslawien niemals angegriffen wurden, sondern ihrerseits einen souveränen Staat mit Krieg überzogen haben. Die Vereinten Nationen wurden nicht geschaffen, um die Menschenrechte abzuwerten, sondern ihre Arbeit begann mit der Deklaration der Menschenrechte. Deshalb hat auch nur der UN-Sicherheitsrat die Kompetenz, einen internationalen Militäreinsatz zu beschließen. Die NATO mißbraucht den Begriff der Menschenrechte zur Durchsetzung eigener Ziele.

### Schwarze Pädagogik

Die Gleichsetzung Milosevics mit Hitler hatte aber noch einen anderen Effekt: Sie bewirkte die Entsolidarisierung mit den Opfern der Angriffe. Die Anhänger eines »Hitler« kann man ja ruhig bombardieren, noch dazu wenn sie, unbotmäßig und mit Target-Zeichen an der Kleidung auf Brücken tanzen. Dabei haben diese Menschen exakt erfaßt, was sie in der Militärlogik sind: »soft targets«, weiche Ziele. Das zynische Wort vom »Kollateralschaden« bemäntelt, was die Bomben in Wahrheit sind, eine Strafaktion, die selbstverständlich nicht auf militärische Ziele beschränkt blieb. Die NATO hat die jugoslawische Wirtschaft und Infrastruktur auf Jahre, wenn nicht Jahrzehnte hin zerstört und der Million geflüchteter Menschen aus dem Kosovo eine unbekannte Anzahl von Flüchtlingen hinzugefügt, die aus den jugoslawischen Städten aufs Land geflohen sind und Arbeitsplatz, Wohnung, Ernährungsgrundlage und Perspektive verloren haben. Die jetzt von Clinton geäußerte Idee (3), Jugoslawien nur dann beim Wiederaufbau zu unterstützen, wenn die Bevölkerung Milosevic stürze, entspringt dem gleichen Reservoir der politisch schwarzen Pädagogik wie die Luftangriffe. Als wenn nicht das Beispiel Iraks gezeigt hätte, daß es eben nicht zum Sturz eines Diktators führt, wenn die Zivilbevölkerung ausschließlich mit der Organisation des Überlebens beschäftigt ist. Zweifelhaft ist, ob Milosevics Herrschaft auch nur im Ansatz geschwächt wurde, sicher dagegen, daß die demokratische serbische Opposition einen schweren Schlag erlitten hat. Und nicht zuletzt fragt sich, ob die NATO-Staaten oder die USA wirklich Interesse am Sturz Milosevics und damit am Verlust des Feindbilds haben.

Die Geschichte bundesdeutscher Militäreinsätze außerhalb deutschen Territoriums ist von zunehmender Militanz gekennzeichnet – und von abnehmendem öffentlichen Widerspruch. Beim Einsatz in Bosnien waren es detaillierte Berichte über Vergewaltigungen an bosnischen Frauen, mit denen die Öffentlichkeit gerüttelt wurde, bis die Stimmung für einen Einsatz von Bundeswehrsoldaten out of area gut war. Das heißt nicht, daß es diese Vergewaltigungen nicht gegeben hätte. Massenvergewaltigungen sind seit jeher fester Bestandteil des Vorgehens bewaffneter Männer, und Krieg ohne Vergewaltigung gibt es ebensowenig wie Krieg ohne Mord. In den Konflikten in Jugoslawien bzw. Ex-Jugoslawien haben Vergewaltigungen allerdings eine außerordentlich wichtige Rolle für die Kriegspropaganda auf allen Seiten gespielt. Die emotionale Aufladung dieses Themas und die Geilheit des Publikums ergaben genau die Mischung, die einen Einsatz ausländischen Militärs in Bosnien einfacher erscheinen ließ als den steinigen Weg der gewaltfreien Konfliktlösung. Die bosnischen Frauen mit ihren schweren Traumatisierungen sind inzwischen aus den Medien verschwunden. Vor Abschiebung geschützt sind sie nicht, und auch nicht davor, daß ihre Glaubwürdigkeit öffentlich aufs Peinlichste in Frage gestellt wird, wenn sie als Zeuginnen gegen Kriegsverbrecher aussagen (4).

### Ein katastrophaler Mangel an Humanität

Jetzt ist »Humanität« das große Schlagwort für den Krieg, praktischerweise gleich in »humanitärer Einsatz« umbenannt. Doch es war und ist nur allzu offensichtlich, daß die deutsche Politik von der Befürchtung geleitet wird, daß die Flüchtlinge nach Deutschland kommen könnten. Tatsächlich hat die BRD seit dem Beginn der NATO-Angriffe 14.000 Flüchtlinge von etwa einer Million geflohener Kosovo-AlbanerInnen aufgenommen. In den Nachbarstaaten des Kosovo waren Mitte Juni 780.000 kosovo-albanische Flüchtlinge registriert. Die Flüchtlinge, die in der BRD aufgenommen wurden, haben einen völlig ungesicherten aufenthaltsrechtlichen Status, nämlich eine auf drei Monate befristete Aufenthaltsbefugnis, die nach Ablauf immer wieder verlängert werden muß. Dabei sind das Menschen, die nach Kategorien wie Alter, Krankheit, Traumatisierung ausgewählt wurden. Rita Kantemir, Sprecherin des Flüchtlingsrates und flüchtlingspolitische Mitarbeiterin der bündnisgrünen Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus,

berichtet, daß die Flüchtlinge in Sammelunterkünften untergebracht wurden. In Berlin erhalten sie Chipkarten, mit denen sie in wenigen ausgewählten Supermärkten einkaufen können. Billigmärkte sind nicht dabei. Wie weit die 80 Mark Taschengeld, die eine erwachsene Person monatlich erhält – Kinder die Hälfte – reichen, wenn es darum geht, telefonisch nach Angehörigen zu suchen, kann sich jede und jeder selbst ausmalen. »Am allerschlimmsten« findet Rita Kantemir, »daß die Flüchtlinge ihre Sozialhilfe nach dem Geburtsdatum erhalten. Die Sozialämter sind nach dem Geburtsdatum zuständig. Viele Flüchtlinge sind in Marzahn untergebracht und müssen dann nach Zehlendorf oder Spandau fahren je nach Geburtsdatum. Das betrifft wiederum Alte, Kranke, Traumatisierte. Es gibt aber gar keine BVG-Karten für sie, wenn überhaupt, bekommen sie die einzeln ausgehändigt und müssen nachweisen, wofür sie die brauchen.«

Pro Asyl weist auf die schwerwiegenden sozialen Folgen des ungesicherten Status der Kontingentflüchtlinge hin: Eine Familienzusammenführung – wie sie eine Asylberechtigung ermöglichte – ist wegen der zahlenmäßigen Begrenzung des Kontingents nicht möglich. Die Menschen dürfen ihren Aufenthaltsort nicht frei wählen. Da sie nach dem Asylbewerberleistungsgesetz versorgt werden, steht ihnen medizinische Betreuung nur bei akuten Schmerzzuständen und unaufschiebbarem Behandlungsbedarf zur Verfügung (5). Die seelisch und körperlich erschütterten Menschen finden in der kurzen Zeit, die ihnen die Aufenthaltsbefugnis ermöglicht, keine Gelegenheit, ihre Erschütterungen zu verarbeiten. Darauf weist auch Rita Kantemir hin. »Die Frauen kommen doch nicht an und sagen: Guten Tag, ich bin vergewaltigt worden und möchte hierbleiben.« Es braucht Monate, bis die Menschen über ihre Erlebnisse auch nur sprechen können. >>

# eine Klasse gegen Krieg



## Einigkeit ganz oben

Die Bombardierungen durch die NATO waren noch nicht eingestellt, da begannen deutsche Länder-Innenminister schon über die »konsequente Rückführung« der Flüchtlinge zu reden, wie es der Berliner Innenminister Werthebach ausdrückte. Die taz berichtete, Werthebach wolle eine baldige Rückreise, damit die Flüchtlinge vor Winterbruch beginnen könnten, ihre Häuser aufzubauen. Sonst bestehe die Gefahr, daß sie »anfangen, sich zu integrieren« (6). Baldige Abschiebung nicht ausgeschlossen!

Abgeschoben wurden Kosovo-AlbanerInnen auch vor dem 23. März 1999. Bis zu diesem Zeitpunkt nämlich gab es »offiziell«, das heißt aus bundesdeutscher Sicht, gar keine Verfolgung im Kosovo. Noch im November 1998 stufte ein Lagebericht des Auswärtigen Amtes die »Wahrscheinlichkeit, daß Kosovo-Albaner im Falle ihrer Rückkehr in ihre Heimat massiven staatlichen Verfolgungen ausgesetzt sind ... insgesamt als gering« ein (7). Fischer mußte dies später als Fehleinschätzung eingestehen. Das 1996 abgeschlossene Rückübernahmeabkommen

mit der Bundesrepublik Jugoslawien bildete die Grundlage für Tausende »freiwilliger Rückführungen« und Abschiebungen, auch von Personen aus dem Kosovo, und in der Regel über Belgrad. Rita Kantemir erzählt vor Empörung bebend: »Und der Milosevic soll ja jetzt Kriegsverbrecher sein, habe ich gehört. Aber bis zum Schluß hat man mit ihm verhandelt und auch Geld geboten für jeden Flüchtling, den er zurückerhält. Da hat man nicht gefragt, ob das Verfolgte sind, sondern sie sind alle nach Belgrad abgeschoben, wo viele von ihnen schon am Flughafen verprügelt wurden.« Das Abkommen ist bis heute nicht gekündigt.

## Eine Alternative zum Nichtstun

Ist Nichtstun die einzige Alternative zum Krieg? Ist Ohnmacht die einzige mögliche Reaktion auf den bösen Vorwurf, einem Völkermord zuzusehen? Selbst wenn – was nicht sicher ist – mit der Besetzung des Kosovos durch NATO- und russische Truppen Verfolgung und Vertreibung beendet sein sollten, selbst wenn es nun zu keinen kriegerischen Handlungen im Kosovo kommen sollte, ist Nichtstun keine Perspektive. Deshalb reden nun sogar die Kriegspolitiker von einem »Stabilitätspakt« für die Balkanregion. Was wäre eigentlich die Alternative vor dem Krieg gewesen? Unabhängige Vermittlung, Wirtschaftliche Unterstützung für den Aufbau und die Stabilisierung der gesamten Region. Kooperation. Humanitäre Hilfe für die Flüchtlinge. Eine ständige internationale Konferenz ähnlich der KSZE. Der Abbau von Feindbildern..., eine Vielzahl von Maßnahmen, wie sie Friedensbewegte und KonfliktforscherInnen seit Jahren propagieren (8). Ohne solche Maßnahmen wird es nun auch nach dem Krieg nicht gehen.

- 1 vgl. *Offener Brief an die Minister Fischer und Scharping*, FR vom 23. 04. 1999
- 2 FAZ 30. März 1999
- 3 *Meldungen in der Woche* vom 7. Juni 1999
- 4 vgl. z.B. *Interview mit Monika Hauser in weiblick 2/1999*
- 5 *Presseerklärung von Pro asyl vom 10. Mai 1999*
- 6 vgl. *taz* vom 7. Juni 1999
- 7 *dokumentiert durch Pro Asyl*
- 8 vgl. z.B. *die Vorschläge von Andreas Buro in »Krieg auf dem Balkan. Deutschland ist wieder dabei«*, hg. vom Komitee für Grundrechte und Demokratie.

Abb.: Die spontane Reaktion von Jungen einer 2. Klasse aus einer Berliner Grundschule

# Frauen im Krieg

Fragen, die sich mit der Verschränkung von Militär, Gewalt und Geschlecht beschäftigten, wurden in den 90er Jahren anlässlich des Gewaltausbruchs im ehemaligen Jugoslawien diskutiert. Ursache dafür war der explizite Einsatz von Vergewaltigungen als Kriegsstrategie. Der Krieg um den Kosovo, der Einsatz der Nato, brachten es mit sich, daß die Institution Militär wieder ins öffentliche Interesse gerückt ist.

**Ein Gespräch mit Christine Eifler, die sich mit Fragen von Gender in militärischen Institutionen beschäftigt, und derzeit die Reaktionen von Männern bei Eintritt von Frauen ins Militär untersucht.**

Welche Rolle nehmen Frauen in einer Kriegssituation ein?

Historisch gesehen gingen Kriegssituationen immer mit einer gesellschaftlichen Aufwertung der Frauen einher. Frauen mußten zum einen die Tätigkeiten der Männer übernehmen, zum anderen hatten sie den Familienzusammenhalt zu sichern. In Kriegssituationen sind sie aber auch der geschlechtsspezifischen Erfahrung sexueller Gewalt ausgesetzt.

80% der Flüchtlinge sind Frauen und Kinder. Sie werden weder als Opfer struktureller Gewalt anerkannt, noch in der Geschichtsschreibung benannt. Daran wird deutlich, daß Frauen bis heute nicht als ein Teil der kriegerischen Auseinandersetzung wahrgenommen werden.

Welche Zuschreibungen werden Frauen in der öffentlichen Debatte zuteil?

Kriegsgeschichte wurde und wird umgeschrieben. Krieg, Militär und Gewalt werden als sinnvolle Verteidigung der eigenen Kultur und als Schutz von »Frauen und Kindern« (Enloe) anerkannt. Frauen werden als passive Opfer und Leidtragende gezeigt, um die man(n) sich kümmern muß. Männer werden als aktive Subjekte dargestellt, die gemäß ihrer Bestimmung als Beschützer oder Verteidiger handeln. Sehr deutlich konnten wir diese Zuschreibungen im Krieg um den Kosovo sehen. Die übermenschliche Leistung der Frauen, die das Überleben auf der Flucht und in den Flüchtlingslagern organisierten, fand und findet kaum Beachtung.

Wie beurteilen Sie den öffentlichen Umgang mit den Opfern von Gewalt und Vergewaltigungen jetzt?

Seit dem Bosnienkrieg scheint es endlich als ein öffentliches Thema anerkannt zu sein. Jedoch so, wie die Debatte geführt wurde – als ein Grund für die moralische Rechtfertigung des Einsatzes der NATO – kam es einer Instrumentalisierung gleich. So lange Vergewaltigung nicht als Asylgrund anerkannt ist, das Militär nicht als ein Hort von Männlichkeit thematisiert wird, im dem Gewalt als Mittel der Auseinandersetzung anerkannt ist, bleibt es eine Farce mit einem voyeuristischen Anstrich.

Immer mehr Frauen drängen in die Institution Militär. Die deutsche Bundeswehr hält sich dabei sehr zurück. Frauen bleiben ausgeschlossen vom Dienst an der Waffe, ihnen sind die Plätze in den Schreib- und Krankenzustuben oder im Musikkorps vorbehalten. Die feministische Debatte in Deutschland scheint sich in dem Spannungsfeld zwischen den »Gerechtigkeitsethikerinnen« und den »Friedensethikerinnen« zu bewegen. Gehen die einen davon aus, daß die Präsenz von Frauen die Institution Militär als Hort reiner Männlichkeit verändern würde, argumentieren die anderen gegen das Militär im allgemeinen, und schreiben Frauen ein nachweislich stärkeres Interesse am Frieden zu. Wie muß Ihrer Meinung nach die Debatte geführt werden?

In Deutschland ist die Bundeswehr einer der größten Arbeitgeber für Frauen. Trotzdem kommen Frauen in der militärischen Hierarchie nicht vor, ihnen wird die berufliche Karriere innerhalb dieser Institution vorenthalten, sie werden vorsätzlich davon ausgeschlossen. In der Auseinandersetzung über die Zulassung von Frauen im Militär wird deutlich, daß es sich nach wie vor bei Kampfgruppenhandlungen um eine männliche Angelegenheit handelt.

In den USA verlief der Weg ins Militär über die Frauenbewegung mit ihrer Grundforderung nach Gleichberechtigung. Das ist ein anderer Zugang, als wenn das Militär Mitstreiterinnen wirbt. Ich will damit sagen, daß sich die Institution Militär in ihrem Verständnis nicht verändert hat.

Meiner Meinung nach sollte prinzipiell jede Frau nach eigenem Ermessen entscheiden können, ob sie zum Militär will oder nicht. Und diese Entscheidung hat sich auf alle Bereiche der Institution zu beziehen. Es muß aber eine Debatte darüber geben, wie Militär und Gender bisher historisch funktioniert haben. Man darf dabei auch nicht vergessen, daß es bis in die 50er Jahre hinein als normal galt, im häuslichen Bereich körperliche Gewalt anzuwenden. Wir haben es also mit einem kulturellen Muster zu tun, das die Frau als »verletzungsoffen« wahrnimmt. Daß Militär männlich ist, schlägt sich letztendlich auch in den Sicherheitskonzepten nieder. Es muß eine Debatte um die Bestimmung von Militär geben, das Bedrohung nur über militärische Stärke zu rezeptieren scheint, und politisches Handeln als Schwäche versteht.

Die Stellung der Frau innerhalb der Männerbastion Militär wird immer von den Rahmenbedingungen, vom kulturellen Kontext abhängig sein. Es ist doch eine unhaltbare Situation, daß Frauen in Kriegssituationen trotz der Emanzipation ungeschützt dastehen. Das Gespräch führte Annette Maennel.



zum Weiterlesen:  
Christine Eifler,  
Ruth Seifert (Hrsg.)  
»Militär und Geschlechterverhältnis«,  
Westfälisches Dampfboot, 1999.

Katrin Gerlof

# dickes Fell bekommen Federn

**Der erste Krieg der Grünen wird am Ende ein Erfolg sein, denn was sie nicht umbringt, macht sie stark**

**Was du getötet hast, sollst Du auch lieben.**  
(*Hamletmaschine, Heiner Müller*)

Die schwierigen Situationen, in denen sich die Grünen in regelmäßigen Zeitabständen befanden und befinden, sind immer weniger existenziell. Von Mal zu Mal werden Krisen geschmeidiger überwunden, vor kurzem vermeintlich noch unumstößliche Prinzipien ins Gegenteil verkehrt, Gegnerinnen und Gegner solcher Entwicklungen kaltgestellt (bald wahrscheinlich mit einem Posten als Kulturattaché in Monaco). Die Grünen sind richtig gut geworden, eine Feststellung, der jeglicher Zynismus abgeht, denn wir reden von Konkurrenzfähigkeit und nicht von Moral. Wer das traurig findet, ist ein Nostalgiker oder eine Nostalgikerin, ein sentimentaler Altlinker oder die entsprechende Altlinke, ein Gefühlsoptioneller oder sein weibliches Pendant. Der Krieg hat sie alle als menschliche Anachronismen mit Parteibuch entlarvt und zur Niederlage verurteilt.

Die Grünen haben den Krieg nicht gewollt, aber bislang hervorragend geführt – vielleicht in jener Hoffnung gefangen, die 1914 auch ein Teil der Sozialdemokratie hegte, daß am Ende die gewährten Kriegskredite, das Ideal des Völkerfriedens um so strahlender erscheinen lassen mögen. Was die Grünen zusätzlich für sich in Anspruch nehmen können ist: Sie haben zu keinem Zeitpunkt wirklich über Beginn oder Ende des Krieges entscheiden können. Ihr Einfluß auf den Kurs der Regierung, der sie angehören, ist in dieser, wie in fast jeder anderen Frage marginal und in der NATO wird man sich wohl den Namen Joschka Fischer immer noch buchstabieren lassen.

**Soll ich weils Brauch ist ein Stück Eisen stecken in das nächste Fleisch oder ins übernächste mich dran zu halten weil die Welt sich dreht Herr brich mir das Genick im Sturz von einer Bierbank**  
(*Hamletmaschine*)

Das Problem ist: In einer solchen Situation befanden sich die Grünen schon oft, und nicht nur das, solche Situationen sind lange konstituierend für die Öko- und Friedenspartei gewesen, die sie einmal waren. Gegen etwas zu sein, trotz Parteiorganisation eine ganz individuelle Art der Opposition zu pflegen, völlig neue Prämissen in die gesellschaftliche Debatte zu verankern, auch wenn die Entscheidungsgewalt woanders lag – all das machte die Grünen lange aus.

Nach und nach sind die Wurzeln gekappt worden. So wird Bonsai gezüchtet, ein wunderschön verkrüppeltes Gebilde, das in seiner Form noch daran erinnert, was aus ihm hätte werden können. Ein Kunstwerk also. Auf dem Bielefelder Parteitag ist das so entstandene Kunstwerk vervollkommenet, die letzte Wurzel abgeschnitten worden. Kehraus für die Reste eines antikriegerschen Gestus – Pazifismus gab es ja schon längst kaum noch. Unterlegen war auf diesem häufig zum wichtigsten in der Geschichte der Grünen stilisierten Parteitag eine qualifizierte aber völlig machtlose Minderheit, der die Einstellung der NATO-Bombardementes auf dem Balkan wichtiger war als eine möglicherweise ins Haus stehende Koalitionskrise. Teile dieser Minderheit mußten sich im Nachhinein gefallen lassen, als Gefühls-pazifisten, Gewissens-pazifisten – was mag schlimm daran sein, seine Gefühle und sein Gewissen ins Spiel zu bringen? – beschimpfen zu lassen.

In Bielefeld haben die Grünen endgültig gelernt, einen Krieg als notwendig zu akzeptieren, der Logik folgend, die sich aufzwingt, wenn man einmal die Kriegskredite mit durchgestimmt hat. Die Gegnerinnen und Gegner dieser Logik sind zum großen Teil in der Partei geblieben – aus unterschiedlichsten Gründen – Feigheit mag dabei gewesen sein.

Sie sind ruhig in die zweite und dritte Reihe zurückgetreten, wie Christian Ströbele, und wenn sie mutig waren, gingen sie ganz, wie die fünf GAL-Abgeordneten in Hamburg oder sie redeten, wie die grüne Bundestags-abgeordnete Annelie Buntenbach, die bereits im Vorfeld des Parteitages mit einigen anderen versuchte, lautstark auf die Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit des NATO-Krieges aufmerksam zu machen. In einer gemeinsamen Erklärung tat sie, gemeinsam mit sechs anderen Abgeordneten des Bundestages kund, daß ein Militärbündnis wie die NATO, das seine Wurzeln im Kalten Krieg habe, nicht legitimiert sei, militärische Einsätze zur Friedenserhaltung durchzuführen.

Annelie Buntenbach und ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter haben auf der ganzen Linie verloren. Ihnen wird Populismus vorangeworfen von jenen, die in jedem zweiten Satz wie Joschka Fischer fordern: »Geht doch mal dorthin und redet mit den Menschen, mal sehen, was die dazu sagen« oder wie Cohn-Bendit den Schwachsinn auf die Spitze treiben: »Wir haben die Pflicht, Unrecht zu tun, damit dieser Krieg schneller aufhört.« Frauen wie Annelie Buntenbach: »Ich halte militärische Mittel grundsätzlich nicht zur Durchsetzung von Menschenrechten geeignet – auch Krieg ist Menschenrechtsverletzung«, oder Männer, wie Christian Ströbele: »Etwas tun gegen die Vertreibung kann doch nicht nur heißen, Krieg zu führen«, sind bei den Grünen ein für alle mal als Traumtänzer diskreditiert.

**Mein Drama findet nicht mehr statt. Hinter mir wird die Dekoration aufgebaut. Von Leuten, die mein Drama nicht interessiert, für Leute, die es nichts angeht. Mich interessiert es auch nicht mehr. Ich spiele nicht mehr mit.**  
(*Hamletmaschine*)

Annelie Buntenbach hatte auf dem Parteitag viel Erfolg. Das gönnten ihr die meisten GegnerInnen und Gegner, denn niemand sollte vollends gedemütigt aus dem Saal gehen. Im Nachhinein gab sie zu, Angst davor zu haben, für die Partei nur nützliche Idiotin zu sein, in Zeiten, da »Papiere und

ge l a s s e n,



Protest während des Umzuges der »Kulturen der Welt« in Berlin, Foto: Annett Ahrends

Vereinbarungen nichts mehr gelten, weil große Männer den Weg gehen, den sie gehen müssen.« Am Ende war sie es doch, trotz oder besser wegen ihres Widerstandes. Auch jetzt noch brüsten sich die grünen Vorständlerinnen und Vorständler mit Bielefeld, wo unter Beweis gestellt worden sei, daß die Grünen wirklich koalitionsfähig sind. Das entspricht der Wahrheit. Mit der Theaterinszenierung in Bielefeld, in der der Hauptdarsteller ständig damit drohte, die Rolle zu schmeißen, kein Ersatzbarde in Sicht war und ein Farbbeutel unfreiwillig Schützenhilfe leistete, in der die Moralkeule von jenen geschwungen wurde, die den Kriegsgegnerinnen und –gegnern gleichzeitig immer Moralismus vorwarfen, haben die Grünen so gut wie nie zuvor ihre Regierungsfähigkeit bewiesen. Dabei waren die Frauen der ersten Reihe so gut wie die Männer. Und auch hier ist Zynismus nicht angebracht, wenn Frau schreibt: Na endlich, das hat ja lange gedauert. Daß die Reste einer Antikriegspartei zu Grabe getragen wurden, ist schon ein trauriger Anblick – es müssen ja nicht auch noch weibliche Reste sein.

Ludger Volmer spricht angesichts der Erinnerung, daß die wirklichen und die vermeintlichen Linken bislang auf den grünen Parteitag immer eine Mehrheit stellten, von einer »Entmischung« und das klingt fast genauso schrecklich und falsch wie »humanitäre Katastrophe«. Anfang Juni versuchten sich Teile der aus dieser »Entmischung«

hervorgegangenen noch mehr zersplitterten Linken, wieder zusammenzufinden. Es scheint, als wäre dies nur etwas für die geprügelten Seelen. Die Linke trifft sich wieder in Hinterzimmern, während die Parteiführung immer neue Synonyme dafür findet, weitere Bombardierungen zu befürworten, Tote zu versachlichen und euphemistische Erklärungen abzugeben.

**Die Dekoration ist ein Denkmal. Es stellt in hundertfacher Vergrößerung einen Mann dar, der Geschichte gemacht hat. Die Versteinierung einer Hoffnung. Sein Name ist auswechselbar. (Hamletmaschine)**

Da die Bombardements nicht bedenklich sind und auch nicht Unbehagen bereiten, daß verhandelt und geschossen zugleich wird, ist bei den Grünen eines nicht mal zum Thema avanciert: Semantisch richtig – im Gegensatz zur humanitären Katastrophe – könnten die einstigen Umweltschützerinnen und Umweltschützer über das ökologische Desaster reden, das die NATO mit ihrer Schützenhilfe auf dem Balkan anrichtet. Sie könnten darüber reden, ob es erstrebenswert ist, Flüchtlinge in ein, zum großen Teil durch die Zerstörung der Fabriken, verseuchtes Gebiet zurückzuschicken. Später – dessen kann man gewiß sein – werden die Grünen sich mit dafür einsetzen, daß die Kinder vom Balkan vielleicht mal Urlaub im schönen Schwarzwald machen können, um die Lungen freizukriegen. Im Moment gibt es Wichtigeres als verpestete

Luft, verseuchtes Wasser und vergiftete Erde. Bis zum Beweis des Gegenteils – auch die Grünen haben die Unschuldsvermutung verdient – kann behauptet werden, es ginge ihnen bei all dem nicht um die Macht, sondern die Sorge um das europäische Haus, die Verzweiflung über das Flüchtlingselend, die Wut auf Milosevic treibe sei um. Man kann behaupten, für den Frieden würden sie so manches opfern – nie wird ihnen ein Beweis abverlangt werden. Deshalb kann es auch kein Urteil geben, so sehr es manchmal auf der Seele brennt und auf der Zunge liegt. Was steht zu erwarten? Der Krieg ist zuende und die Grünen endgültig da verortet, wo sich hierzulande alles drängelt: In der sogenannten Mitte. Joschka Fischer hat Federn gelassen und ein dickes Fell bekommen. Er hat mitgemischt und ist nicht auf die Schnauze gefallen. Die Konsequenz, mit der sich der größte Teil der Grünen für den Krieg auf dem Balkan ausgesprochen hat, läßt manches befürchten. In Afrika zum Beispiel drohen sechzehn Konflikte in Kriege umzuschlagen: Burundi, Ruanda, Uganda, Somalia, Eritrea-Äthiopien, Demokratische Republik Kongo, Republik Kongo, Komoren, Lesotho, Sudan, Angola, Nigeria, Sierra Leone, Guinea-Bissau, Senegal, West-Sahara. Man kann nur hoffen, daß deutsche Grüne da künftig nichts zu melden haben.



## Rau statt Frau - eine Nachlese

von Doro Lieber

Was unterscheidet kleine Jungs von kleinen Mädchen außer dem »kleinen Unterschied«? Kleine Jungs klettern auf Zäune und rufen: »Ich will da rein.« Und dann kommen sie manchmal auch rein. Oder sie haben Träume vom Leben, die sie sich mit unterschiedlichen Mitteln auf unterschiedlichen Wegen verwirklichen. Kleine Mädchen hingegen wollen meist »wieder lieb« sein. Alles dies ist übrigens keine Besonderheit von kleinen Leuten. Nein, auch von sogenannten großen Leuten sind solche Verhaltensweisen schon bekannt geworden.

Da stritten sich monatelang die Leut' herum, ob es beim nächsten Wechsel einen Ersten Mann oder eine Erste Frau im Staate geben solle. Erst benannte die eine Partei, die in der Opposition damals Frauenfreundlichkeit ganz groß auf die rote Fahne geschrieben hatte, ihren Kandidaten. Es war der mit dem Lebenstraum. Auf solch strategisch denkende Wesen kann ein Staatswesen natürlich schlecht verzichten. Zumal dessen Freunde ihm schon versprochen hatten, daß er der künftige Oberspielleiter werden dürfte.

Danach, wen wundert's, zauberte die nunmehrige Opposition – kein Kaninchen, wo denken Sie denn hin? – eine Frau aus dem Zylinder, dem schwarzen. Genau aus demselben, in dessen Röhre viele Parteifrauen jahrelang offensichtlich kein Land hatten sehen können. Nun aber standen sie wie ein Mann hinter ihrer Frau. Ein bißchen hatten sie wohl auf so etwas aus der Mode Gekommenes wie Solidarität vertraut angesichts der drohenden Mehrheitsverhältnisse. Aber hier beweist sich wieder die Richtigkeit der alten Weisheit: »Hoffen und Harren hält manche zum Narren.« Und außerdem sollten auch Frauen die Politikregel nicht außer acht lassen: »Ein Feind ist ein Feind auch, wenn sie eine Feindin ist.« Oder dafür gehalten wird. Und die andern Frauen standen, wie die Parteisoldatinnen, in Reih und Glied und stimmten ab und zu. Nur wenige tanzten aus der Reihe und da es eine geheime Wahl war, ist noch nicht mal bekannt, welchen Geschlechts die Ausbüchser aus der Parteiräson waren.

Da ist es doch tröstlich, sich ein paar Worte des scheidenden Ersten Mannes in diesem Staat ins Gedächtnis zu rufen: »Wer politische Gegensätze durch Kungelei im Hinterzimmer lösen will, schadet dem Vertrauen in unsere Demokratie.« Ja und, fragen Sie? Eben. Demokratie ist, wenn man's trotzdem macht. Oder?



## Schein-Heiligung

von Jutta Redmann

Eine bigotte Schein-Lösung haben sich die deutschen Bischöfe einfallen lassen, um ihrem Papst Gehorsam zu leisten: Sie wollen in der staatlichen Schwangerschaftskonfliktberatung bleiben. Ihre Beratungsscheine erhalten aber künftig den Zusatz: »Diese Bescheinigung kann nicht zur Durchführung straffreier Abtreibung verwendet werden.«

Solch klerikaler Etikettenschwindel stinkt zum Himmel. »Die Bischöfe stehen mit reinem Gewissen da, den Frauen wird ein schlechtes Gewissen gemacht«, empört sich die Pro-Familia-Vorsitzende Eva Rühmkorf. Sogar die Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Annette Schavan (CDU), warnt: »Der Konflikt wird auf die Frau verschoben«. Gläubige katholische Frauen müssen künftig gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Amtskirche verstoßen, wenn sie trotz des Zusatzes auf dem Beratungsschein abtreiben. Hauptsache, die katholische Kirche macht sich die Finger selbst nicht schmutzig und distanziert sich mit Abscheu von der Abtreibung. Das ist heuchlerisch und frauenfeindlich. Eine solche »Pilatus-Lösung« (Theologe Hans Küng) verunsichert die ÄrztInnen und BeraterInnen in den 270 katholischen Beratungsstellen, deren Arbeit allgemein geschätzt wird. Und sie verstößt ganz klar gegen die Vorschrift im Schwangerenhilfegesetz von 1995, wonach die Beratung »ergebnisoffen« sein muß.

Wer nun eine konsequente Antwort der Politik erwartet hätte, sieht sich getäuscht: Prompt machten sich die CDU-regierten Bundesländer dafür stark, daß die Katholiken mit staatlichem Segen und vor allem mit staatlichen Geldern weiter beraten dürfen – da können Pro Familia und Arbeiterwohlfahrt noch so protestieren. Ebenso prompt gab Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin (SPD) der »Scheinlösung« ihren juristischen Segen. Keine strafrechtliche Bedenken, befanden auch die anderen Länder. Nur die Ergebnisoffenheit der Beratung sehen sie noch gefährdet. Da soll aber noch nach einem Weg gesucht werden, um die Katholiken im Beratungssystem zu halten. Eine saubere Lösung scheint damit vom Tisch zu sein: Denn dann würde die katholische Kirche aus der staatlichen Konfliktberatung aussteigen, sich nicht mehr an der »Lizenz zum Töten« beteiligen, wie der Fuldaer Erzbischof Josef Dyba den Beratungsschein nennt. Katholische Laienorganisationen unter dem Dach des Vereins »Frauenwürde« übernehmen die Beratung. Den katholischen Frauen bliebe dort die moralische Keule erspart. Sie könnten sich wieder frei entscheiden – für oder gegen ein Kind.



Gute Seele und Hausdrachen, liebenswert und gefürchtet: Die »starken« Frauen von Barcelona zeigen sprichwörtlich, wo es langgeht. Sie sind die erste Adresse für Fremde, argwöhnisch und zugeknöpft. Für die Bewohner der pittoresken Miethäuser in Barcelona jedoch sind sie Nachrichtenagentur und gern gesehener Sicherheitsdienst.

Niemand kommt an ihnen vorbei. Sie sitzen in ihrer kleinen Kammer mit Blick auf die Eingangstür. Sie kennen jeden Bewohner, wissen um den neusten »Klatsch«, bringen den Mietern ihre Post, putzen das Treppenhaus, kümmern sich um Strom, Gas oder die Probleme mit dem Wasserdepot auf dem Dach. Sie sind der Puffer zwischen Mieter und Vermieter. Arbeiteten sie früher täglich von 8.00 Uhr morgens bis 22.00 Uhr abends, ohne Urlaub und ohne Sozialversicherung, wurden auch sie mit dem 1976 beschlossenen Arbeitsgesetz bedacht, das ihnen den 8-Stunden-Tag, eine Versicherung und eine Berufsbezeichnung brachte. Inzwischen müssen immer mehr der alten Türwächterinnen ihren Platz für Putzservice und Gegensprechanlage räumen. Andrea Probosch

(Fotos) und Rut J. M. Govisaez besuchten einige von ihnen.



»Du bist zu Hause und kannst dich nicht bewegen«

Montse lebt mit ihrem Mann und ihrem Baby auf 25 Quadratmetern ohne Fenster. Vor 30 Jahren kamen ihre Eltern aus Andalusien nach Barcelona. Hier, in der Porteria, wurde Montse geboren und verbrachte ihre Kindheit und Jugend, bis sie 1994 den Job als Portera übernahm. Einerseits mag sie ihre Arbeit, weil sie hier Zeit für ihr Kind hat, lesen und Musik hören kann, andererseits würde sie gern etwas anderes tun: »Du bist zu Hause und kannst dich nicht bewegen«. Abwechslung und Entspannung sucht sie im Kino.

## »Die Portera ist mein Refugium«

Teresa braucht ihre Arbeit als Ablenkung und die Leute um sich herum. Sie liebt die Nachbarn und die Nachbarn lieben sie. Jeden Tag bleibt sie von 9.00 Uhr morgens bis 9.00 Uhr abends. Ihre Mittagspause verbringt in einem Restaurant nebenan. Dafür gibt sie mehr Geld aus, als sie verdient. Bevor sie Portera wurde, spielte sie 12 Jahre als Profisportlerin bei



»pelota basca«. Als dann die letzte Damenmannschaft wegen Nachwuchsmangel geschlossen werden mußte, hätte sie nach Mexiko gehen und ihre Schwester allein lassen müssen. Davor hatte sie Angst und blieb. Heute leben sie gemeinsam in einem anderen Teil von Barcelona. Und das einzige, was sie wirklich vermisst, sind Blumen: »Ich liebe Blumen, aber in meiner Porteria habe ich nur welche aus Plastik. Es gibt nicht genug Licht.«



»Ich war 17 als sie versuchten mir Schreiben und Lesen beizubringen – aber ich war immer unkonzentriert, also schickten sie mich in die Küche«, erzählt die heute 61jährige Carmen, die nach dem Tode ihrer Mutter in einem katholischen Waisenhaus aufwuchs. Mit 21 begann sie als Altenpflegerin und Putzfrau zu arbeiten, bevor sie die Arbeit als Portera annahm, weil sie dafür »Wohnung, Wasser und Strom umsonst bekam«. Carmen ist Mutter von drei Kindern, ihre Älteste kam bei einem Verkehrsunfall um's Leben, die andere Tochter hat selbst eine Familie, und der Sohn wohnt bei ihr, wenn ihm die Drogentherapie am Wochenende freigeht. Carmen ist das letzte Jahr hier, das Haus hat seinen Besitzer gewechselt und die neuen brauchen keine Portera mehr. »Es macht mir nichts aus, woanders zu arbeiten. Ich habe niemals Schreiben gelernt und ich kann nur ein klein bißchen lesen, aber ich weiß genug, um eine Abfindung zu bekommen.«





»Ich bin sehr gerne Portera«

Dolores ist 38 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Ihre Mutter Maria hütete 25 Jahre lang den Eingang des Hauses, bevor Dolores ihren Platz einnahm: »Als Portera zu arbeiten, macht mich sehr glücklich. Für viele ist die Arbeit der Portera weniger rechtschaffend und anständig als andere Berufe, das stimmt aber nicht. Für mich ist es das gleiche, wie wenn ich Fisch oder Obst verkaufen würde.« In ihrer freien Zeit macht sie Handarbeiten und: »Ich liebe es, einzukaufen und zu flanieren. Ein Sonntag ohne einen Spaziergang auf der Avenida Gaudi ist kein richtiger Sonntag.«



### «Ich mag romantische Musik und Filme».

Seit zwei Jahren arbeitet die 53jährige Ines aus Extremadura für drei Stunden als Portera. Es ist ihre erste Arbeit mit Sozialversicherung und Rentenanspruch. Ihre Kindheit verbrachte sie bei ihrem Onkel, nachdem ihre Mutter in der Nachkriegszeit an den Folgen einer Hepatitis starb. Ines hatte noch fünf Geschwister, um die sich die Großmutter kümmerte. Der Vater blieb als Mienenarbeiter in Asturias zurück. In Barcelona hielt sie sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, bis sie mit 25 heiratete, und sich nur noch um die Familie kümmerte. Heute leben immer noch beide Kinder, 25 und 23 Jahre, im Haus. »Die haben seit Jahren eine feste Beziehung, aber kein Geld für eine eigene Wohnung.«

»Ich habe genug Geld verdient, um meinen Sohn und meine Mutter zu mir zu holen. Sie war nicht von meinem Vater geschieden, wollte aber nicht mehr mit ihm zusammenleben.«

Donvina aus Galizien ist 65 und geht im September nach 11 Jahren in Rente. Während des Bürgerkrieges arbeitete sie als Dienstmädchen in einem reichen Haus in Sant Boi, später dann in Barcelona als Portera. Aus Galizien floh Donvina vor dem Klatsch der Leute, den sie ihr als



unverheiratete Frau mit einem Kind anhängen. Sie gibt zu, daß auch heute noch Leute eine Wohnung mit Schwarzgeld kaufen wollen und versuchen, über die Portera an Informationen über den Besitzer heranzukommen. »Als Portera bist du schon ein kleines bißchen ein Spitzel, aber das muß auch so sein. Der Besitzer eines Hauses kann seine Augen nicht überall haben.« Heute kann Donvina kaum noch gehen, starke Schmerzen plagen ihre Knie. Donvina liebt es, Dinge zu sammeln. Seit 1950, dem Geburtsjahr ihres Sohnes, hat sie alle spanischen Briefmarken bis heute zusammengetragen.

# Volk ohne Hinterland

Romas in Rumänien

Text: Annette Maennel

Fotos: Georg Schönharting/OSTKREUZ





Sie erregen Aufsehen, werden beschimpft und beneidet. Seit Jahrhunderten ertragen sie Verachtung und Verfolgung. Auf sie konzentriert sich immer wieder Haß und Abneigung, wie es wieder aktuell die letzten Meldungen aus dem Kosovo bestätigen. An den dort lebenden Roma, den Schwächsten der Schwachen, rächen sich die Kosovo-Albaner mit der Begründung, die Roma hätten als Kollaborateure der Serben agiert. Nach dem Fall der Mauer und der Liberalisierung der Reisebestimmungen tauchten einige Romni im Berliner Behandlungszentrum für Folteropfer auf und beklagten ihre gewalttätige Verfolgung in Rumänien, bis sie plötzlich nach zwei Jahren von einem Tag auf den anderen nicht mehr kamen. Spricht man mit Asylbewerbern in Wohnheimen, in denen auch Romas untergebracht sind, können sich alle auf einen ungeliebten Mitbewohner einigen – den Zigeuner.

»Gum, Gum, Zigaretti!« rufen Kinder und umstellen in windeseile das Auto der Reisenden, die einfach zu langsam durch die spärlichen Dörfer in Rumänien fahren, noch ganz betrunken von den landschaftlichen Reizen, die in diesem Land so verschwenderisch versammelt sind. Das stille Gebirge, die vorwiegend von Männern bewohnten Klöster, das Betreiben von Landwirtschaft, die Kultur im deutschsprachigen Hermannstadt. Und die große Armut, die außerhalb von Bukarest überall gegenwärtig zu sein scheint. Eine Ziege, eine Kuh hinterm Haus, Hühner scharren im Dreck, einige Quadratmeter Erde für den Anbau von Eßbarem umschließt jedes der Häuser. Selbstversorger, wie es im landwirtschaftlichen Sprachgebrauch heißt, sind hier die meisten, um wenigstens das nötigste auf dem Tisch zu haben.

Die Kinder kleben wie Fliegen an den Scheiben, klettern auf das Dach und lassen nicht ab vom Betteln. Wer gibt, darf sich nicht wundern, dabei immer noch etwas anderes losgeworden zu sein. Werten es die einen als Überlebensstrategie, die das Spiegelbild der ökonomischen Verhältnisse des Landes zeigt, sehen sich andere in ihrem Vorurteil bestätigt, von der Vorhut der Gauner und Betrüger umzingelt zu sein, den Roma-Zigeunern.

Das europäische Bild vom arbeitsscheuen, stehlenden »Zigeuner« ohne Anstand und Moral gehört nach wie vor zum »kulturellen Code« der Mehrheitsgesellschaft, und erkennt nicht nur die klare hierarchische Struktur und den streng organisierten Lebensablauf der Roma, sondern ist eine Folgeerscheinungen eines gepredigten Internationalismus in Rumänien, der in der Realität unterdrückt und mit staatlichem Segen bekämpft wurde.

Schon seit dem 14. Jahrhundert erregten sie mit ihren farbenfrohen und glitzernden Kleidern, ihrer fremden Musik, ihrem dunklen Teint Aufsehen, als sie in kleinen Gruppen in der Moldau, in der Walachai, Serbien und der späteren Tschechoslowakei eintrafen. Ihr Lebensstil machte Angst. Auf Pferdewerken führen sie ein, ihre häuslichen Gerätschaften brachten sie mit. Sie campierten auf Lagerplätzen und in Zelten, besorgten sich eine Aufenthaltserlaubnis, verdingten sich als Kesselflicker, Scherenschleifer, Roßhändler oder Schmied, und zogen dann irgendwann weiter, unantastbar für die anderen. Das Netz der Familiensippe war engmaschig und verwehrte allen Nichtzigeunern, Gadsche genannt, den Zugang.

Wenn man sich die Geschichte der Roma-Zigeuner ansieht, fällt immer wieder eins auf: Sie wurden zu jeder Zeit verfolgt, verachtet und zur Assimilation gezwungen. Egal welche Jahreszahl man sich anschaut, die Roma wurden immer als eine minderwertige Ethnie wahrgenommen, deren Verfolgung mit der systematischen Vertreibung und Vernichtung im dritten Reich durch die Deutschen unter Mithilfe der faschistischen rumänischen Diktatur unter Antonescu ihren Höhepunkt erreichte. Doch auch das kommunistische System, in dem Gleichheit und Brüderlichkeit gepredigt wurde, brachte den Roma unter Ceausescu keine wirkliche Erleichterung, auch wenn der rumänische Staat den Romas Bildungsangebote machte, und einige führende Roma-Zigeuner erkannten, daß ein sozialer und politischer Aufstieg Bildung voraussetzte.

Die so zur Seßhaftigkeit gezwungenen Kortorara, Wanderzigeuner, unterwarfen sich als letzte und nur dann den Gesetzen, wenn sie diese nicht mehr umgehen konnten. Ihre Eigenart, ihre Sitten und Bräuche, die Bindung an die Großfamilie aber gaben sie nicht auf. Wollte man zum Beispiel die Romni zwingen, ihre traditionellen Faltenröcke abzulegen, zogen sie es vor, abzuwandern. Die ungewollte Seßhaftigkeit hat trotzdem das Leben der Kortorara in andere Bahnen gelenkt. An ihren ethnischen Eigenschaften festhaltend, paßten sie sich den ländlichen Strukturen an. Schlugen einige wenige in der ersten Zeit ihre Zelte noch in Zimmern auf, bedeutet ihnen heute das Bett und feste Dach überm Kopf genauso viel.

Zwischen den einzelnen Roma-Gruppen bestehen große Unterschiede. In den heruntergekommenen Siedlungen wohnen die armen und meist ungebildeten Roma, die mit ihrem Gewerbe nie viel verdienen konnten. Im Gegensatz dazu bauen sich die Roma mit mehr Geld gute Häuser, von denen einige durchaus den Vergleich mit kleinen Schlössern aufnehmen können.

Die Mehrheit der Roma gaben besonders Ende der 70er Jahre dem Druck der beständigen Erniedrigung nach und siedelten sich an den Rändern von Ortschaften an, bzw. wurden beispielsweise in Hermannstadt in Wohnhäusern untergebracht, die ehemalige Exildeutsche verlassen hatten. Das provozierte nicht selten die Nachbarschaft, da die Vorstellung von einem »reinlichen« Wohnen nicht gegensätzlicher hätte sein können. Für sie waren die Zigeuner dreckig und laut. Um die Gleichschaltung aller >>



*Kinder nehmen bei den Roma-Zigeunern ein zentralen Platz ein, sie sind Teil ihres Lebensinhaltes. Das läßt auch die Stellung der Frau in der Familie in einem anderen Licht erscheinen, da sie ja bei der Erziehung der Kinder die zentrale Rolle einnimmt. Bekamen früher die Frauen ihre Kinder auf Stroh, unter strenger Abwesenheit der Männer, entbinden sie heute vorwiegend in Entbindungsheimen. Folgt man den Schilderungen in der Literatur, lehnen die Romas eine jegliche Züchtigung ihrer Kinder ab. Aufeines achten sie genau: daß ihre Kinder schon von klein auf abgehärtet werden.*





Die Romnia tragen lange bunte Faltenröcke. Selbst kleine Mädchen kleiden sich schon wie Erwachsene. Sie flechten sich gelochte goldene oder silberne Münzen in ihre Haare. Als Zeichen ihres Standes bindet die Romnia bei den Kortorara ihr Haar in drei Zöpfen zusammen und geht sommers wie winters ohne Kopfbedeckung. Erst nach der Heirat wird der hintere Zopf gelöst und ein Kopftuch getragen.





*Der Mann ist bei allen Roma das Oberhaupt der Familie, die Frau trägt die Verantwortung für die Erziehung der Kinder. Verlobt werden die Kinder mit 3–5 Jahren, um dann im Alter zwischen 15 und 17 Jahren zu heiraten. Die Braut folgt dem Bräutigam in seine Familie. Bis zur Heirat bleiben die Mädchen in der Nähe ihrer Eltern, ab 8 dürfen sie nichts mehr mit Jungs zu tun haben. Heute sind die höher gebildeten Romni nicht immer bereit, den Entscheidungen ihrer Eltern Folge zu leisten.*





Roma-Zigeuner legen weder großen Wert auf Sachen, noch auf Schuhwerk. Sie sparen auf Goldmünzen oder Pokale. Gold gilt als das einzig erstrebenswerte Eigentum. Dukaten, aufgereiht zu Halsbändern, sind der begehrteste Schmuck der Romnia. Die Roma-Zigeuner sind auch dafür bekannt, daß sie lange und fröhliche Feste feiern. Dabei legen sie auf gute Musik großen Wert. Viele von ihnen sind begnadete Musiker und werden gern als Musikanten zu anderen Feierlichkeiten eingeladen.



rumänischen Staatsbürger durchzusetzen, verbot man den Romas das Feiern ihrer Feste und erzwang von ihnen ohne eine Entschädigung die Herausgabe ihrer Goldmünzen, dem wirklich traditionellen Schatz der Familien. Von willkürlichen polizeilichen Übergriffen gegen Familien ist die Rede, von der Wut der rumänischen Bevölkerung, die die Romas immer aggressiver ablehnten und sie mit ihren vielen Kindern in der gewünschten »Vielkinderpolitik« Ceausescus für die wirtschaftliche Misere verantwortlich machten. Auch erzählte man sich, daß besonders Roma-Kinder in den Waisenhäusern zu Securitate-Schlägern ausgebildet werden würden. Obwohl diese Vorwürfe nicht zu beweisen waren, und die Romnis ihre Kinder wie Glucken behüteten, schürten sie den Haß. Nicht selten reagierten die so Angefeindeten darauf mit der Verleugnung ihrer Volksgruppe oder aber änderten besonders dann ihren Namen ab, wenn sie Bildung genossen hatten, und sich in einer höheren sozialen Stellung befanden.

Mitte der 80er Jahre versuchten viele Romas illegal über die Grenzen nach Jugoslawien oder Ungarn zu flüchten, um sich dann nach Kanada, den USA oder in die Bundesrepublik Deutschland abzusetzen. Wurden sie dabei aufgegriffen, büßten sie ihre Flucht mit Gefängnisstrafen unter unmenschlichen Bedingungen. Immer mehr an den Rand des öffentlichen Lebens gedrängt – zum Teil wurde ihnen der Zutritt zu Klubs und Gaststätten untersagt – kam es zu Protesten, die sich zuerst gegen die Stadtoberen, später gegen die Regierung in Bukarest richtete. »Ein unheilverkündendes Summen lag in der Luft«, beschrieb damals ein Bürgermeister die Szene, als sich die aufgebraute Menge mit Äxten, Knüppeln und Steinen bewaffnet dem Stadtteilzentrum näherte, das für sie als geschlossen galt, um es zu zerstören.

Die Roma-Zigeuner waren aber auch am Sturz des Diktators Ceausescu im Dezember 1989 mitbeteiligt. Getragen von der Vorstellung, daß auch sie in einem demokratisch regierten Land als gleichberechtigte Bürger anerkannt werden würden, fand ihre Hoffnung Ausdruck in politischen Forderungen an die neue Regierung. Sie verlangten, als größte in Rumänien lebende Minderheit wahrgenommen zu werden, in der Geschichtsschreibung berücksichtigt zu werden, oder daß die Medien über das größte Fest der Roma, dem Tag der Heiligen Maria, öffentlich zu berichten hätten.

Das wirtschaftlich ruinierte Land, dessen alten Strukturen zerschlagen und die neuen noch nicht installiert waren, bildete den idealen Nährboden für neue Aggressionen. Mit der Öffnung der Grenzen zu den westeuropäischen Ländern blühte der Schwarzhandel, an dem auch Romas beteiligt waren. Angeboten wurde die Schmuggel-Waren auf Märkten zu Preisen, die sich bei dem geringen Einkommen der Rumänen nur wenige leisten konnten. Daß einige Roma von diesem Handel ganz gut leben konnten, wurde ihnen verübelt. Die Rumänen betitelten die Verachteten als Diebe, Einbrecher und Gewalttätige. Hinzu kam, daß sich besonders hartnäckig die Gerüchte hielten, daß die Romas besonders dienstefrig für die Securitate gearbeitet hätten, und daß Ceausescu eigentlich selbst ein Rom gewesen sei. Denn nur ein Zigeuner hätte es fertig bringen können, sein Land so zu Grunde zu richten. Nicht einmal der Gedanke daran, daß sie den Apparat als »reine Rumänen« Jahrzehnte stützten, war ihnen bei diesem Blödsinn eine Überlegung wert. Dafür konnte sich rückwärtsgewandtes Gedankengut wieder als durchaus hoffähig etablieren. Antonescu, der Juden und Zigeuner vernichtete, hätte ihrer Meinung nach nur unter dem Druck der deutschen Nazis agiert, um seine rumänischen Landsleute zu schützen. Er gilt als Nationalheld und Patriot, man goß ihn inzwischen in Bronze.

So konnten die vom politischen Wechsel Enttäuschten wieder die Zigeuner als Verantwortliche ihres Übels ausmachen. Es kam zu regelrechten Tumulten und Treibjagden, bei denen Menschen getötet und Häuser zerstört wurden.

Die Schriftstellerin Luminitia Mihai Cioaba, 42jährige Tochter des Königs der Zigeuner, Cioaba, ist eine der wenigen Frauen, die Zugang zu einer höheren Bildung fanden und im Gegensatz zu ihren mehreren Tausend Landsleuten die Universität im rumänischen Bukarest besuchen konnte. Sie gehört zu denen, die nicht ihre Herkunft verleugnet und in ihren Gedichten und Erzählungen von den Sitten und Bräuchen der Roma-Zigeuner erzählt, aber auch darauf eingeht, wie hemmend sich das Befolgen von Traditionen für die soziale und berufliche Entwicklung auf die Roma auswirkt. Zu dem Autoren Franz Remmel, einem überaus excellenten Kenner der rumänischen Zigeuner, antwortet sie darauf angesprochen: »Unsere Sitten fordern von der Romni – erst recht von der Tochter des Großen Bulibassen, das unterwürfige Weib mit dem

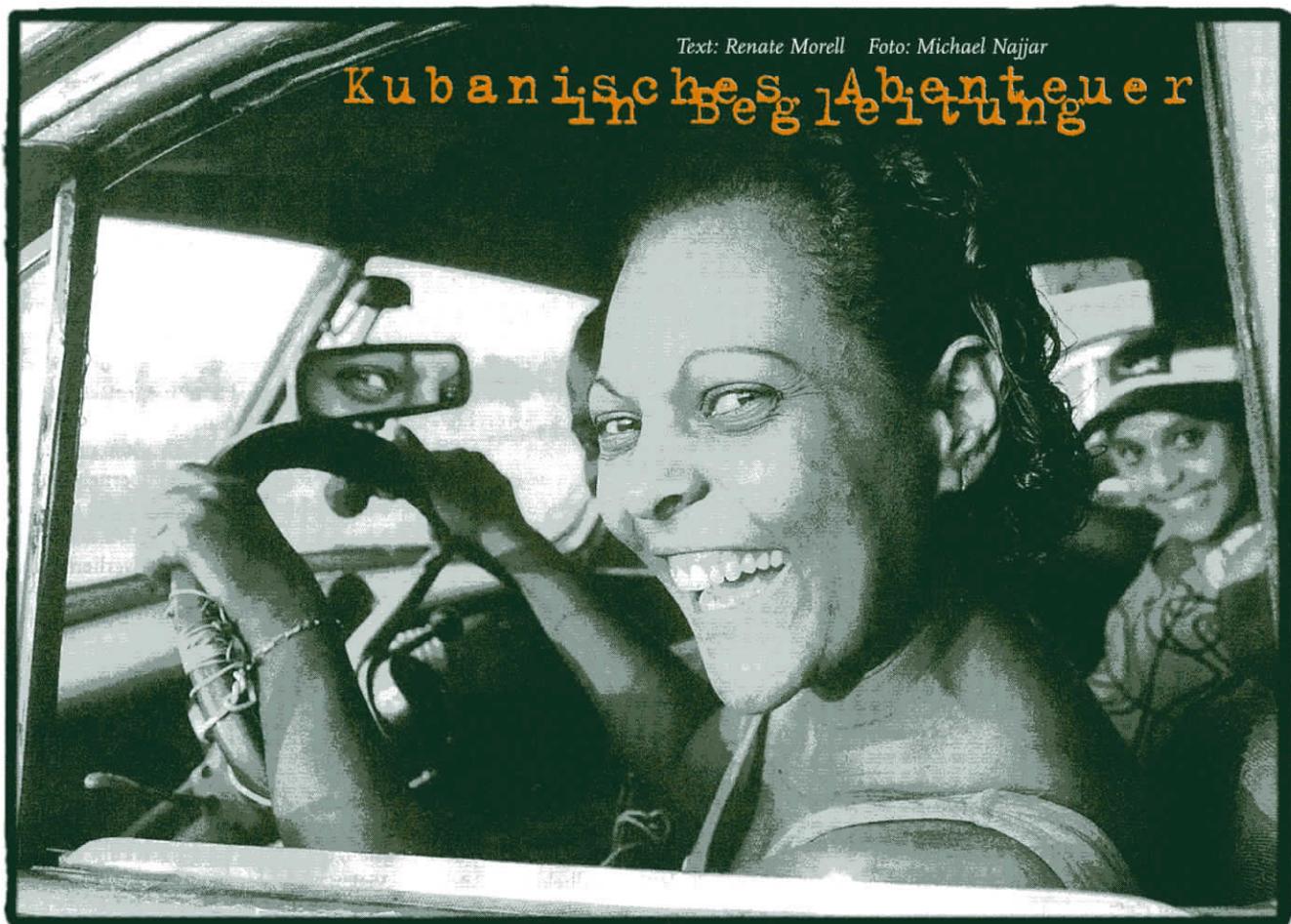
langen Rock und Münzen im Haar. Das ist Tradition, das sind unsere selbstauferlegten Fesseln. Für unsere Mentalität ist Gleichberechtigung überhaupt noch nicht denkbar. Deshalb findet meine Arbeit auch so wenig Verständnis. Eine schreibende Zigeunerin, das geht vielen zu weit.«

Auch die Roma können sich den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen nicht verschließen. Immer schwieriger wird es für sie, sich und ihre zahlreiche Kinderschar durchzubringen, da ihre traditionellen Berufe kaum mehr nachgefragt sind. Viele gingen als Leiharbeiter in die Städte, um dort die niedrigsten und schlecht bezahltesten Arbeiten zu übernehmen. Als wenig gebildete Leute, und nicht gern gesehene Gäste im eigenen Land, sind sie die ersten, die ihre Jobs wieder verlieren und auf der Straße landen.

Um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, haben westeuropäische Hilfsprogramme in Zusammenarbeit mit Roma-Vereinen begonnen, ideelle und materielle Unterstützung zu gewähren. Sie investieren beispielsweise in die Bildung der Kinder und appellieren an das Verständnis der Zigeuner in den Stämmen, die aller Erfahrungen zum Trotz eine Vision vom freien, glücklichen und geachteten Zigeuner im Herzen tragen.

#### Literatur:

Franz Remmel: »Die Roma Rumäniens«  
Picus, Wien 1993



Text: Renate Morell Foto: Michael Najjar

## Kubanisches Abenteuer in Begleitung

alegría

### Althavanna – vor der Tagesschau

Auf Kuba gibt es Züge, Fernbusse und die Flieger der *Cubana*, um sich von einem Ende der Insel zum anderen zu bewegen, circa 1000 Kilometer von Havanna im Westen bis Santiago de Cuba im Osten. Auf Kuba gibt es fast alles, aber nur manchmal. Zwischen 1991 und 1996 war ein Manchmal, wo es gar nichts gab. Jetzt ist ein Manchmal, wo es manchmal fast alles gibt. Und manchmal nichts oder nur manches.

Heute sollten unbedingt ein Zentner Lebensmittel und eine Torte von Havanna nach Camaguey geschafft werden. Das sind 600 Kilometer und sieben von vierzehn kubanischen Provinzen nach Osten. Der Sohn einer Santera, einer in den afrokubanischen Kult der Santeria Initiierten, hatte in Althavanna einen unbeleuchteten Radfahrer mit einem beleuchteten Auto umgefahren. Er war nicht schuldig, Alkohol war nicht im Spiel. Der Autofahrer war unschuldig, aber straffähig und für drei Jahre im Gefängnis in Camaguey. In Kuba muß immer einer bestraft werden, lautet ein Kernsatz kubanischer Rechtsvorstellungen.

Althavanna ist jener Teil der Hauptstadt, wo das Netz der *amigos-de-amigos-de-amigos* am dichtesten ist. Nichts geht ohne, fast alles mit Netz. Einem Sohn und amigo von so vielen amigos, wie dem Sohn der Santeria, mußte geholfen werden. Hilfe heißt auf Kuba zualererst: Überlebensmittel, Lebensmittel. Es trifft sich, daß einer der amigos in einem staatlichen Lebensmittelladen arbeitet, wo die staatliche Zuteilung pro Kopf erfolgt und immer etwas ab- bzw. in den Sack fällt. Die Torte ist Heimarbeit, Größe XXL.

Diesen Juli ist es so heiß wie sonst im August, Havanna ein Brutofen, jeder Regenschauer ein Saunaaufguß. Ist es El Nino, der karibische Wetterrowdy, der stets bemüht wird, wenn das Klima Kapriolen schlägt? Zürnte Changó, der für Krieg, Gewitter und ungebremste Virilität zuständige Oricha-Gott? – Wenn der Wassertank in der Wohnung ausläuft, etwa um 20.30 Uhr während der kubanischen Tagesschau, oder beim Hahnenkampf am Samstag sowie bei metereologischen Erörterungen habe ich gelernt nicht nachzufragen und zu verzichten.

Sack und Torte hintertrieben zudem an diesem Abend jede weitere Debatte. Ihr Inhalt drängte unerbittlich zur Eile. Und gerade ging die Tagesschau zuende. – Aber wie reist es sich auf Kuba, abends um neun, zu dritt, mit Sack und Torte? Ein Flieger geht mittags für Kurzentschlossene sowieso nur gegen Dollars, für Kubaner ebenso unerschwinglich wie Langstreckentaxis. Pesopasagiere müssen Bus oder Bahn vorbestellen, Dollarreisende zumindest die Abfahrzeiten beachten.

Fernbusse und Züge stoßen außerdem in der Regel auf ebenso erbitterten kubanischen Widerstand wie die innerstädtischen Linienbusse: immer pünktlich und überfüllt, keine Aircondition, schlechte Gesellschaft – alles abgrundtief unter der Würde eines echten *cubano*, in dessen Kopf das lebenslange Recht auf Taxifahren fest verankert ist. Nebst dem auf Schweinefleisch und Farb-TV.

Etwas anderes kommt hinzu: Für Kubaner gibt es auf Kuba wenig Abenteuer. Für Fremde beginnt das Abenteuer Kuba beim Verlassen

des Flughafens, für Kubaner begänne es mit dem Verlassen der Insel. Das staatlich organisierte Transportwesen mit Bus und Bahn, mit Reservierung und Pesoticket verheißt weder Freiheit noch Abenteuer, höchstens Verspätungen. Es ist Teil des nicht nur zermürbenden, sondern auch langweiligen Normalzustands der Insel.

Ganz anders das Parallelsystem: ein 24-h-Nonstop-Beförderungsnetz auf allem, was Räder hat, für Menschen, Dinge und Tiere, quer durch die Insel und zurück. – Und obwohl heute nacht Beförderung von Sack und Torte für einen guten Zweck auf dem Programm steht, geht es meinen Freunden auch um's Abenteuer. Wie sie zu dritt so dastehen, mit ihren XXL-Klamotten, offenen Turnschuhen und schrägen Baseballmützen steht ihnen der *vagabondo* ins Gesicht geschrieben.

Der Abenteuervirus erweist sich als hochgradig ansteckend. Mich reizt beides: das nächtliche Reisen *en camión* und das Reiseziel Camaguey, jenes aufmüpfige Puerto Príncipe in Zentral-Kuba, dessen »Neigung zu Aufständen von seiten der Bevölkerung« schon 1871 vermerkt wurde. Zudem ist es die Geburtsstadt von so illustren Schriftstellern wie Gertrudis Gómez de Avellaneda, der kubanischen *femme fatale* des 19. Jahrhunderts, und Nicolás Guillén, dem poeta laureatus Kubas. Deshalb packe ich jetzt, während die Tagesschau läuft, das Notwendigste in einen Plastikbeutel.

#### 21.00 – 2.00 Uhr: Von Havanna nach Sancti Spiritus

Gleich nach der Tagesschau steht ein vierter amigo mit Lada vor der Haustür. Mit Bob Marley aus vier Lautsprechern und fünf Kehlen wippen wir hügelan, hügelab, hügel auf bis zur Autobahnbrücke in Guanabacóa. Dann verläßt uns der Lada. Gerade noch ist zu erkennen, daß es 100 bis 150 andere amigos mit bemerkenswerten Gepäckstücken ebenfalls zur autopista geschafft haben. Dann wird es stockfinster. El Niño liefert im Jointventure mit Changó ein ohrenbetäubendes Feuerwerk, daß die Erde bebte und der Himmel reißt. Für eine halbe Stunde ist die fröstelnde Menge von rabenschwarzer Nässe verschluckt und drängelt sich unter der Brücke. Dann zieht es die Wetter gen Hauptstadt, die Moskitos zu uns und den spärlichen nächtlichen Verkehr hügelan in unsere Richtung.

Entschlossenheit ergreift meine Freunde. Kaum blinkt ein Scheinwerfer zu uns her, blinken sie unmißverständlich mit Rum-

flasche und 10-\$-Billete zurück. Das wirkt. Stop der Fahrzeuge, sachliche Verhandlungen über das Woher und Wohin, nüchterne, keineswegs mißbilligende Blicke auf vier Leute nebst Sack, Pappkarton, in dem die Torte reist – und Dollars. Der fünfte Kompanion hätte uns verladen und scheitert an meinem Veto. Gutmütig akzeptieren meine amigos mein kategorisches »Ich esse nie Schweinefleisch und fahre nie mit Schweinen«. *La princesa* gehört entschieden nicht auf einen offenen Schweinetransport.

Schließlich klappt's mit einem Lastwagen bis Sancti Spiritus, immerhin 400 von 600 Kilometern und 6 von 7 Provinzen weiter östlich. Wir werden verstaubt. Zwei von uns strecken sich auf dem Wellblechboden des Anhängers aus. Man hatte ihnen auch die weichere nichteingeschaltete Tiefkühltruhe angeboten. Ich plus Torte und Begleiter darf neben dem Fahrer sitzen. Hinter uns legt sich der Beifahrer zu einem Nickerchen nieder, mein matter Freund tut's ihm nach, nur der Fahrer und ich, die ihn argwöhnisch beäugende *amiga alemana* bleiben zusammen wach. Wir reden nicht viel. Ich lausche den Bremsen, den Zylindern, dem Zwischen gas, er zeigt mir die schwarzblauen Wolkenriesen. Ich gebe die Rumflasche nach links, er bietet mir *aroma* an, meine hochgiftige Lieblingszigarette. Als sich die Gelegenheit bietet, setzt er seinen Laster über den Grünstreifen, um etlichen auf der Gegenfahrbahn Liegendebliebenen unsere Hilfe anzubieten. Da sie nichts brauchen, sondern, unter der Ladefläche sitzend, etwas über dem Gaskocher brutzeln, rumpeln wir ein zweites mal über den Grünstreifen. Und den sanften Bergen von Santa Clara entgegen, über denen der Mond als Suppenschüssel am Himmel aufgeht.

#### 2.00 – 4.30 Uhr: Von Sancti Spiritus nach Ciego de Ávila

Fünf Stunden nach der Autobahnbrücke in Guanabacóa stehen fahrerhaus- und wellblechgezeichnete Laderaumpassagiere auf der Höhe von Sancti Spiritus neben der autopista. Meine amigos putzen sich im Waschraum, streunen umher, schwärmen aus, sondieren unverständlich im Dunkeln. Ich nippe still an einem Kaffee, 400 Kilometer von Havanna entfernt, nachts um Viertel nach zwei, an einem Autobahnkiosk, und tröste mich vorerst damit, daß mich, so lange ich Sack und Torte bin, meine *vagabondos* wieder abholen werden.

Als ich weißbezogene Badewannen und schaumgekrönte Betten halluziniere, tauchen sie wieder auf. Der Linienbus nach Ciego de Ávila hält in dreißig Meter Entfernung mit laufendem Motor. Auf der Autobahn. Nachts um drei. Ich steige ein und frage gar nichts. Ich bin froh, daß das Abenteuern einen Linienbus gestattet. Im Mittelgang wird die Bußstoßstange mitgeführt. Kaum in den Sitz gesunken, läßt sich der Schaffner auf meiner Armlehne nieder, was meinen Platz empfindlich reduziert. Das ist selten auf Kuba. Man hält hier einen höflichen Sicherheitsabstand. Er aber hat einen guten Grund: Eine Provinzschönheit, die ihn von jenseits des Mittelgangs anhimmt. Und was sie dabei so alles sehen läßt, läßt an Beschwerde nicht denken. Ich sehe dafür zwei Stunden lang seinen Hintern.

#### 4.30 – 9.00 Uhr: Von Ciego de Ávila nach Albaisa

Um vieruhrdreißig kippt uns der Bus in Ciego de Ávila auf den frischgeputzten Bahnhofsvorplatz. Noch 85 Kilometer bis Camaguey. Der für fünf annoncierte Bus ist inzwischen für kaputt erklärt. Im riesigen Wartesaal unter grell-blassem Neonlicht vor graubraunen Wänden Menschenmassen in allen Erstarrungsposen, die die Plastiksessel hergeben. Vor der Damentoilette ein kleiner Stau beim Abholen der Papierration, im Kartenhäuschen kein Kartenverkäufer, dafür ein 3x3-Meter-Ölbild eines hiesigen Künstlers mit Schlingpflanzen und Frauenkörper – weit weniger beeindruckend als die Choreografie der Wartenden im nichtinszenierten perfekten Bühnenbild.

Ich strecke mich auf dem kühlen Steinfußboden des Bahnhofsvorplatz aus, lehne am Sack, er lehnt gegen. Meine amigos verhandeln mit dem unverschämten, weil einzigen Taxi, sie flüstern mit Privatautos und Pferdekuhschen, dem ortstypischen Verkehrsmittel für Kurzstrecken, 85 Kilometer gehören nicht dazu, das sehe ich angesichts der Pferdchen ein. Die aroma schwinden, der Rum geht in die vorletzte Neige, die Torte sagt keinen Mucks mehr.

Pünktlich um sechs kommt der für fünf stornierte Bus. Anscheinend will er nicht entdeckt werden, er hält genau wie sein Autobahnwilling außerhalb des Bahnhofs im Dunkeln. Das nützt ihm nichts, es drängelt gewaltig am Eingang. *La princesa* nimmt gegen 2 \$ bei Fahrer und Schaffner auf dem Bock Platz, ein Bein rechts, eins links vom Schaltknüppel.

Es ist noch kühl, es geht gemächlich gen Camaguey, es dämmt, es geht durch hügeliges Land, die Mangos leuchten aus den Bäumen, Fahrräder, Fahrradtaxen, Fahrradfahren, Pferde, Pferdewagen, Pferddekutschen rechts und auch links vom Bus, es herrscht eine aberwitzige grüne Bukolie mit Flammeninseln sich überblühender Flamboyants. Ruhigster Rhythmus, havannafern, weit und breit kein Tourist. Ich kriege Sehnsucht nach Kuba minus Havanna: 1000 Kilometer schnurgerade Landstraße, grünüberzogene Berge, Seen mit Badeverbot, von Touristenstränden und Dollarzweitwirtschaft keine Spur ... Und dann taucht sie auf, die Sonne steigt – inflationierter Postkartenfeuerball – eine gute halbe Stunde über den Hügelsum, gnadenloses Orange, das erst wärmt, dann heizt, dann glüht.

Auf der Kreuzung von zwei Ausfallstraßen winken mich meine Freunde vom Bock. Ich frage nicht, wo sie die letzten 85 Kilometer waren, ich sehe im abfahrenden Bus nicht die kleinste Lücke. Aber auch nicht die geringste Spur von Camaguey. Das klärt sich schmerzlich auf. Die drei haben im Bus erfahren, daß das Gefängnis, in das Sack und Torte müssen, nicht in Camaguey, sondern in Albaisa ist, einer reinen Gefängnisstadt, die mit dem 20 Kilometer entfernten Camaguey nichts zu tun hat. Es herrscht betretenes Schweigen bei meinen Reiseanstiftern. Langsam begreife ich: Das Reiseziel war nicht Camaguey, dessen Stadtplan unnütz in meinem Hosenbund steckt, sondern ein Gefängnis in der kubanischen Pampa, in das ich nicht hinein darf. Ich falle neben meine verlegenen amigos in eine Pferdekutsche und lasse mich sprachlos die lange Anhöhe bis zur nächsten Kreuzung ziehen. Für das allerletzte Stück leisten wir uns ein Taxi.

#### 9.00 – 11.00 Uhr: In Albaisa

Der Warteraum auf dem Gefängnisgelände ist ungefähr so voll wie der Busbahnhof von Ciego de Ávila. Meine amigos glätten die Haare, putzen die Zähne, ziehen Frischgewaschenes über die XXL-Klamotten, packen aus, um, ein. Sie sind nervös und prüfen die auf Schritt und Tritt mitgebrachten Ausweise. Es ist neununddreißig. Die Besucher-schlange wird seit neun in-Millimeterscheiben eingelassen, es wird Stunden dauern, bis die letzten – das sind meine amigos ohne mich – durch die spaltbreit geöffnete Eisentür dürfen. Wir trennen uns.

Hinter der Besucherwarte Halle übt eine Wachmannschaft Karate gegen imaginäre Gegner. Gegenüber ist der Kinderzoo. Vögel, Meerschweinchen und Namenlose sehen im

dämmrigen Halbschatten hinter dem Maschendraht so traurig aus wie die Fische im trüben Wasser des Aquariums im Park Lenin zu Havanna. Die Wachmannschaft beendet ihren Frühsport und tritt schweißgebadet von dannen. Vor einem Drahtverhau gehe ich in die Knie. Ich sehe nichts, aber ich werde gesehen. Zögernd nähert sich ein mardergerotes Pelztier mit Greifschwanz und Schaufelhänden. Unter dem sanften Blick dieses abgrundtief traurigen Gefängnistieres überfällt mich eine der größeren Kubakrisen. 27 Stunden ohne Schlaf, 15 ohne Dusche, 7 ohne Kaffee.

Mit Krisen hält man sich auf Kuba nicht lange auf. Sie sind dazu da, umgehend zu verschwinden, da die nächste umgehend heraufzieht. Mein Krisenmanagement naht in Form von Lob, Trost und einem praktikablen Vorschlag: Ich hätte mich wacker geschlagen, wird mir versichert, ich und mein amigo kehrten auf der Stelle nach Havanna zurück und kämen im Januar wieder, da wäre Camaguey sowieso viel angenehmer.

#### 11.00 – 13.30 Uhr: Von Albaisa nach Sancti Spiritus

An der Ausfallstraßenkreuzung fragen wir nach den amarillos. Die amarillos tragen gelbe Plastikwesten und regeln in offiziellem Auftrag den Personentransport am Tage. Sie fragen die Menschenhaufen, wohin sie wollen, und die Lastwagen, wohin sie fahren. Das wird laut ausgerufen und schon sind die Lastwagen voll. Heute sind die amarillos vor zwei Minuten in die Mittagspause gesaust, und das kann dauern. Uns rührt das nicht, wir haben sieben Provinzen, 600 Kilometer und 15 Stunden Mobilität ohne amarillos gemeistert, wir werden das jetzt genauso halten. Mit Erfolg. Nach zwanzig Minuten halten zwei Benettonvertreter die Schiebetür ihres funkelneuen Kleinbusses auf und fahren direkt nach Havanna. Hinter der Fahrerbank stehen zwei braungemusterte Wohnzimmer-sessel. Die sind für uns. Ohne Umschweife fällt mein Begleiter in den wohlverdienten Tiefschlaf. Ich würde auch gern, aber ich lauere auf das Fahrvermögen von Bus und Fahrer. Nach zwei Minuten ist klar: Der Bus fährt tadellos, der Fahrer ist kriminell, und an Schlaf ist nicht zu denken.

#### 14.00 – 19.00 Uhr: Von Sancti Spiritus nach Havanna

In Sancti Spiritus scherbelt der Bus in eine Seitenstraße. Es ist zwei Uhr, und wenn etwas nicht vergessen wird, dann ist es das Mittagsschwein. Selbst die scheuen aus-

gehungerten Hunde, die jeden kubanischen Kiosk umlagern, verziehen sich um diese Zeit in die letzten Schattenlöcher der Insel, aber unsere übergewichtigen Chauffeure, denen die Hemden nicht einmal im Fahrtwind trocknen, verputzen bei 50 Grad auf der schattenlosen Staubstraße Schweinefleisch mit dem obligatorischen Reis und schwarzen Bohnen. Ich schütte zwei vollchemische kubanische *refrescos* in mich hinein und lade in einem Anfall von Amtsanmaßung zwei weitere Reiseanwärter zur Mitfahrt ein. Im Bus erinnern sich die Fahrer an ihre leistungsstarke, scheppernde Stereoanlage. Erst als die vier Boxen, und wir mit ihnen, unter einer hiesigen Marianne-Rosenberg-Version erbeben, wird mir bewußt, daß mir auf der gesamten Fahrt keine Manolitos, Paulitos und Los Van Van in den Ohren lagen – ein dem freiwilligen Rücktritt Castros vergleichbares Wunder! Das wird auf den 300 Kilometern gnadenlos revidiert. Machtlos schlaflos werden wir von der Musikkonzerte in die Sessel gebannt.

In der Pinkelpause, 50 Kilometer vor Havanna, wechseln die Fahrer. War der erste leichtsinnig, ist der zweite wahnsinnig. Genau in dem Moment, in dem El Niño und Changó die abschüssige autopista in schiffbares Fließgewässer verwandeln, übernimmt ein Kamikazekandidat die Regie im Bus.

Und dann ist alles überstanden. Schon sind wir auf der Küstenstraße. Santa María del Mar, flüstere ich erlöst. Wir sind halbtot und hellwach, rechts stürmt das Meer türkisblau, ein tiefblauer Himmel strahlt uns an. Bevor wir den letzten Hügel abwärts in den Hafentunnel rasen, sehen wir sie, in unfäßbaren Rosa-, Blau- und Grautönen, irdisch, strahlend schön, in voller Pracht in die Bucht geschmiegt: La Habana, die Stadt, *la real maravillosa*.

#### Althavanna – nach der Tagesschau

Ich bin zu Hause. Die Füße stehen zwischen Eiswürfeln. Kein Gewitter mehr, keine Tagesschau, keine *telenovela*, keine Musik.

Einer meiner Freunde in Havanna hat mir einmal das Wünschen auf Kubanisch beigebracht: Man steckt die erste Zigarette verkehrt herum zurück in die angebrochene Packung und raucht sie zuletzt. So hat man am Ende jeder Schachtel einen Wunsch frei. In dieser Nacht habe ich zwei ersteletzte Zigaretten. Ich rauche sie beide: eine für das Reisen in Zug oder Bus oder Flugzeug, mit Ziel, Vorbestellung und Fahrplan, und eine – für das Abenteuer en camión.

Ulrike Baureithel

# Wie von der Kamerakurbel

## überdreht

Bianca Dörings rasanter und filmreifer  
50er-Jahre-Roman kommt

in fast gesungenen Wortkaskaden daher.

Ihre Biografie hat ihn ihr diktiert.

Schriftsteller, so ließ Hanns-Josef Ortheil kürzlich wissen, seien in drei Sparten einzuteilen, den episch-fabulierenden, den bildlich-anschaulichen und den phonetisch-klanglichen Typ. Nach Ortheil unterscheiden sich die beiden ersten Vertreter durch die Leichtigkeit des *Texteinstiegs*, während der letztere auf einen Einstieg ohnehin verzichten kann, weil er Handlung durch Phonetik ersetzt und überhaupt starke Affinitäten zur Musik aufweist. Schlüge man Bianca Döring über Ortheils literarischen Leisten, müßte man die in Berlin lebende Autorin wohl der dritten Kategorie zurechnen, denn die klangliche Qualität ihrer Sprache ist unüberhörbar, und auf Handlung, das hat sie mit ihren ersten, vielgelobten und wenig bekannten Texten »Ein Flamingo, eine Wüste und Schnee und Niemand« bewiesen, legt die gelernte Sängerin ohnehin keinen großen Wert: Ihre Prosa wird nicht vom Geschehen, sondern von der Sprache angetrieben.

Glücklicherweise ist Ortheils poetisches Regelwerk nur graue Theorie, und Autoren müssen sich nicht ans Schema halten. Bianca Döring hat nach den als »Erzählungen« apostrophierten Momentaufnahmen nun einen Roman vorgelegt mit rasenden Szenen, als habe sie eine Kamerakurbel überdreht. Einen »Einstieg« hat sie – oh Wunder bei einem Ortheilschen »Sprachspielertyp« – auch gefunden, der überdies einlädt weiterzulesen. »Die Idee, ein solches Buch zu schreiben, mit diesem Thema«, erzählt die 1957 in Schlitz im einstigen nordhessischen »Zonenrandgebiet« geborene

Autorin zu Beginn unseres Gesprächs, »hatte ich schon länger. Ich habe aber nie gewußt, wie ich es genau machen kann.« Eines Tages sei es dann plötzlich passiert. »Ich habe eine Arie gesungen, nach dem Singen geht es mir immer ziemlich gut, und als ich fertig war, dachte ich, jetzt setzt du dich hin an den Computer und plötzlich war das da, es war wie aus dem Nichts einfach da. Ich lebte plötzlich in dieser Welt und in dieser Geschichte, und es hat mich selbst gewundert.«

Klingt ein wenig, als habe die Muse sie geküßt und tröstet die Unglücklichen, die sich täglich mit ihren Schreibblockaden plagen. Irgendwann hat sich die Muse dann auch von Bianca Döring verabschiedet und sie ihrem Schicksal überlassen: »Ich habe ein Jahr dagesessen, allerdings mit mit einem Gefühl, als hätte ich eine Pistole im Nacken... es war dann einfach Arbeit.« Das mit der Pistole könnte stimmen. Zwar läßt sich die Geschichte ruhig, fast beschaulich an, doch spätestens mit dem Auftauchen von Bill Kiesel beginnt im Goldmannschen Haus »die Maschinerie der unglaublichen Vorgänge«, wie es im Roman heißt.

Erzählt wird von einem heißen Sommer in einer kleinen Stadt im Wirtschaftswunderland Deutschland der fünfziger Jahre. Augusta Goldmann, frustrierte, tyrannische Kriegerwitwe und in zweiter Ehe mit dem unvergleichlichen Hieronymus, ihrem »Männlein«, liiert, hat ein scharfes Auge auf ihre beiden Töchter Annie und Trudie, siebzehn und neunzehn. Trotzdem entgeht ihr, daß Hieronymus, der »wandernde Zahlenmacher«, der jüngeren Adoptivtochter mitunter ein wenig zu nahe rückt und daß Trudie von Bill Kiesel träumt, oder, alternativ, von einer Karriere als Modistin in Paris, die vorerst im Bekleidungs-lädchen der alten Grellwicks steckenbleibt. Im Oberstübchen des Goldmannschen Häuschens haust Augustas Mutter Elisabeth, einsam und vergessen, mit einem fügellahmen Pfauenauge als einzigem Gesellschafter.

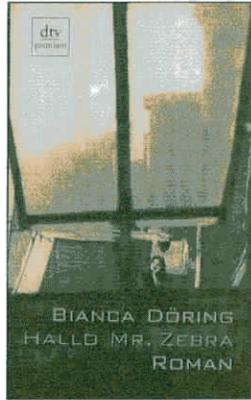
Die Geschichte habe mit ihrer Familie zu tun und der Art, wie sie selbst groß geworden sei, erklärt die Autorin. Sie war interessiert an der Geschichte ihrer Eltern, speziell ihrer Mutter, die als junge Frau die fünfziger Jahren erlebte. Die fünfzig Jahre in der Provinz,



das bedeutet sexuelle Verklemmtheit und religiöse Borniertheit: »Das kenne ich noch aus meiner eigenen Kindheit. Ich habe in einem katholischen Dorf gelebt, ich und ein paar weitere Vereinzelte waren die einzigen Evangelischen. Da gab es fast terroristische Attacken, ich durfte mit einem Kind nicht mehr spielen, weil sein Vater sagte, »das sind Evangelen, die glauben das falsche.« Morgens wurde das Kreuz geschlagen und ich durfte es nicht mitschlagen.«

Den Alltag der Goldmanns mit Plumpsklo und anschließender Dungverwertung im heimischen Garten beschreibt Döring realistisch, mitunter sogar drastisch. Doch jede dieser realistischen Szenen öffnet sich, weitet sich aus ins Überrealistische, Phantastische. Eben noch liegen die beiden Mädchen im Bett und sprechen ängstlich, gehemmt von ihren sexuellen Gefühlen, dann entgleist das Gespräch, öffnet sich und versackt in den Traumschichtungen, in denen adolozente Stereotype hochzeiten mit dem vorgestellten, ersehnten Leben: »Augen sahen schwer und voll Wasser aus, kleine Labyrinth flimmerten in der bernsteinbraunen Iris, Äderchen, Risse, Wirbel, in denen schwarze Habichte und weiße Turteltauben umeinanderflogen, junge Mädchen in hellblauen Badekostümen sprangen von einer Klippe und ertranken, wieder und wieder, Kutschen durch tiefe Wälder rasten, aus denen Blut troff, Küchenherde in Flammen aufgingen und aus riesigen Kesseln sich kochendes Wasser in die schreienden Mäuler von Walfischen ergoß... Mit schräggestellten Köpfen, die Knie angezogen, saßen die Mädchen auf ihren Betten und warteten gespannt auf etwas, von dem sie nicht genau wußten, was es sein würde...«

Als schließlich Bill Kiesel, dieser Lump und »Halbstarke«, in den geordneten Sommer der Goldmannfamilie einbricht, verlassen Hieronymus' »Zahlenkolonnen das Revier«, und nichts ist mehr so wie vorher. Annie flüchtet sich vor dem Zugriff des Stiefvaters in die Ver-rückung, in eine Art Wahn, Trudie entzieht sich dem mütterlichen Blick, und selbst Hieronymus rebelliert gegen das Regiment seiner Frau, indem er sich ausgerechnet und eher wider Willen mit dem »Halbstarke« verbündet. Es kommt zu turbulenten, filmreifen Szenen, die einem die Tränen in die Augen treiben und das Lachen im Halse stecken lassen, denn alles, was komisch daherkommt, ist gleichzeitig traurig und grausig und mitunter auch tragisch wie die Ehe der Goldmanns. Darüberhinaus verwandelt Döring das Erzählte, indem sie es heranholt und vergrößert ins Überdimensionale,



Groteske: Die Figuren suchen eine Ordnung, aber, so Bianca Döring bedauernd, »sie finden den Sinn nicht, sie finden ihn vor allem in den Strukturen nicht. Sie sind trivial, sie bleiben in ihren trivialen Zusammenhängen, obwohl sie spüren, sie sind noch etwas anderes, sie wollen etwas anderes. Trotzdem kommen sie nicht über sich hinaus, sie bleiben in ihrer bedrückenden Trivialität und Sprachlosigkeit.«

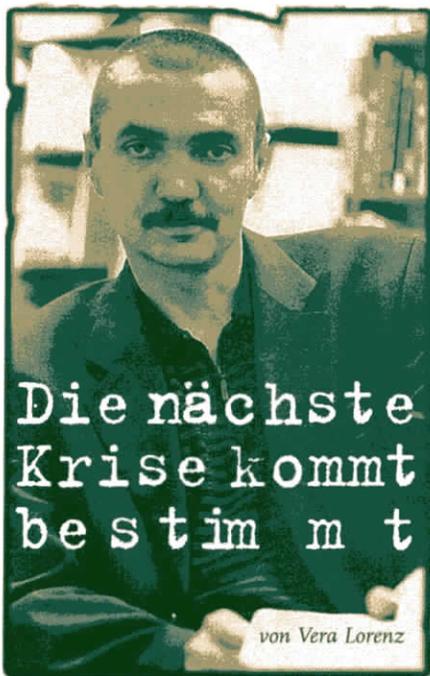
Diesem »anderen«, der Schicht unter dem Bildkitsch der Illustrierten, spürt Döring nach in der Sprache, vor allem im Duktus, der den parataktischen Moden der jüngeren Autorengeneration spottet: In Satz-kaskaden, über eine halbe Seite vorangetrieben jeder einzelne, farb- und klangmalerisch die Worte, fast immer stimmig der Rhythmus. Als ausgesprochen musikalischer Mensch werde sie beim Schreiben stark von der Musik beeinflusst, erzählt Döring, die ihre Texte auf der Bühne mitunter auch vertont und als Performance präsentiert. »Rhythmus und Klangfarben, der Klang der Worte, das ist sehr wichtig, ich ertrage es nicht, wenn etwas falsch klingt.«

Dörings Bildsprache hingegen entgleitet dort – übrigens in auffälliger Parallele zu Friederike Kretzen, die mit *Ich bin ein Hügel* vor einem Jahr einen ähnlich sprachambionierten Mädchenroman über die fünfziger Jahre vorgelegt hat –, wo sie naturmetaphorische Anleihen macht: All die Fische und Vögel, die den Übergangszustand der Mädchen versinnbildlichen sollen, reduzieren ihn auf einen biologischen »Ursprung«, den es doch zu überwinden galt. Die Mädchen von heute sind mehr als »Fische mit Flügeln«, und man möchte meinen, glücklicher-weise.

Auf einem Roman, der in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre spielt, lastet eine schwere Hypothek. Doch das Thema Nationalsozialismus und Erinnerungsarbeit bleibt von außen aufgepfropft. Für die Goldmanns spielt das Vergangene keine Rolle, es wird auch nicht als verdrängtes virulent, und bei Bill Kiesel, der als einzige Figur in den politischen Kontext der Zeit eingeordnet wird, bleibt die Charakteristik äußerlich. Sie habe keinen politischen Roman schreiben wollen, verteidigt sich Bianca Döring, sondern einen Roman über die Zeit. Der jedoch kommt ohne Geschichte nicht aus. Der Roman lebt nicht vom Zeitkolorit, sondern von den Typen, die die Geschichte bevölkern: von Hieronymus, dem unglücklich agierenden Patriarchen und seiner Nachhut Bill Kiesel; von Elisabeth und den Mädchen. Die eigentlich tragische Figur des Romans ist Augusta Goldmann, denn sie kann im Unterschied zum übrigen weiblichen Personal nicht auf Erlösung rechnen. Bei aller Grobschnittigkeit gilt wohl ihr die besondere Sympathie der Autorin: »Augusta hat keine Chance mehr. Die Töchter haben noch Zukunft, die Alte hat ihre Phantasiewelten oder den Tod. Augusta lebt nur ein einziges Mal auf, als sie sich in den Engländer zu verlieben glaubt.« Doch auch dieser »Mr. Zebra« stellt sich als Fiktion heraus.

Über den eigenartigen Titel schweigt sich die Autorin aus, da stecke etwas »ganz Persönliches« dahinter, sagt sie und lacht. Jedenfalls ist Mr. Zebra, von dem Trudie eigentlich träumt, ein Filmheld, den sie gerne einkleiden würde. Er kommt aus der neuen Welt, aus der auch die Bilder stammen, mit denen sich die Goldmannfrauen füttern. Der Kitsch, der sich ihnen auf den Leib schreibt und in den Roman, macht die Autorin nicht verlegen: Das reale Leben sei manchmal wilder, als man es darstellen darf, sagt sie. »Und ich wollte einen Trivialroman schreiben, es hat schon etwas von Kolportage, das finde ich auch.«

Bianca Döring:  
»Hallo, Mr. Zebra«  
280 Seiten, dtv premium,  
München 1999, DM 28,-



Wolfgang Engler hat die »Kunde von einem verlorenen Land« – so der Untertitel – verfaßt: »Die Ostdeutschen«

Wer braucht noch ein Bild von der DDR? Ist dieses Gebilde nicht von der ökonomischen Seite her aller Geheimnisse beraubt? Das konnte doch nicht gut gehen... Wozu Neugier verwenden auf einen totalitären Staat und das Leben darin?

Unerschrocken und fröhlich stellt sich der ostdeutsche Soziologe Wolfgang Engler, Ende 40, genau dieser Frage: Wie haben Menschen Agitation und Propaganda in Leben übersetzt, wie änderten sich Bedingungen und Verhältnisse über die Zeiten? Herausgekommen ist eine äußerst gut lesbare »Kunde von einem verlorenen Land«, die etwas kühl »Die Ostdeutschen« heißt. Der Alltag als Quelle. Die Deutung liegt bei Engler, selten leiht er Interpretationen an. Dafür bedient er sich hemmungslos der Sammelergebnisse anderer. Er fügt sie zu einem Mosaik, in dem die Leserin die Möglichkeit hat, einen Stein auszutauschen und/oder neue Steine hinzuzufügen.

SchülerInnenaufsätze aus dem Prenzlauer Berg, die die Kapitulation und die Ankunft der Sowjetarmee schildern, dienen Engler als Beleg für die Einschnitte und Veränderungen im Bewußtsein. Die Menschen fühlten sich einem Volk zugehörig, »das Kriegsverbrechen begangen hat und daher mit Verachtung und Züchtigung zu rechnen hat«. Arbeit bekam als Wiedergutmachung einen hohen Stellen-

wert und ließ sich in der Folgezeit machtpolitisch nutzen und mißbrauchen – zur Bewährung in die Produktion, das war eine in den 50ern praktizierte Strafe. Die Gründungen der beiden deutschen Staaten, mit der die BRD die Rechtsnachfolge des Dritten Reiches antrat und die DDR sich dessen verweigerte, hatte für die Ostdeutschen zur Konsequenz, offiziell einen Staat ohne Wurzeln zu haben, ein von Bodenreform bis Mauerbau verändertes Land. Dieser historische Einstieg benutzt den Vergleich mit dem Westen direkt; im weiteren Verlauf der Abhandlung sind Vergleiche und Querverweise weniger ausführlich. Auch parallele Entwicklungen in den sozialistischen Staaten werden nur selten zur Erklärung von Vorgängen in der DDR herangezogen. Diese Beschränkung auf die Binnensicht funktioniert.

Das Werden der Stinallee in Berlin, mit den dahinter stehenden Lebenswegen etwa eines Chefarchitekten Hermann Henselmann, bebildert bei Engler den Aufbau, das Lichte, die Bewegungsfreiheit, das Transparente. So kam die Moderne in den Osten. Aber diese Moderne von oben rieb sich an der von unten, die Menschen wollten nicht nur Aufbau, auch Aufbruch. »Gerade weil das soziale Leben abgesichert war, konnte man im persönlichen Leben mit Unsicherheit experimentieren; mit ungewohnten Gedanken; mit offeneren, spontaneren Lebensformen«, wird der Konflikt beschrieben. Wichtig ist dem Autoren aufzuzeigen, welche Allianzen sich bildeten, wie lange die Sache offen war und warum die Moderne im Osten stecken blieb (Stichwort: Kulturplenum Dezember 1965), und was das für Folgen hatte: »Das konstruktive Geschick blieb auf die eigenen vier Wände beschränkt, von der Konstruktion des Gemeinwesens ausgeschlossen.« heißt es im Buch.

Sehr gerne zitiert der Soziologe Literatur und Film. Damit schafft er eine emotionale Verbindung zu den LeserInnen. Oder wie reagieren Sie bei Nennung des Titels »Die Legende von Paul und Paula«? »Wenn ein Mensch lange Zeit lebt«, diese Zeile muß dann nicht geschrieben stehen. Warum sie im Osten Gemeingut wurden, dieser Frage hängt der Autor nicht nach, diese Geschichte kann jede für sich weiterspinnen, was auch ein schöner Zug an diesem Buch ist.

Kommen wir zur Rolle der Frauen in der »Kunde von einem verlorenen Land«. Sie spielen im Abschnitt der arbeiterlichen Gesellschaft eine wichtige Rolle, auch in der Abhandlung über das, was Ostler unter

Reichtum verstanden: »Frauen bildeten die emotional-praktische Avantgarde der DDR-Gesellschaft, in die Männer eigentlich nur kooptiert werden konnten. Sie lösten das uralte Rätsel, wie man seine Würde wahren und dennoch echt sein kann«. Klingt pathetisch, geht runter wie Öl und mußte mal gesagt werden. Nur, was passierte und passiert mit den vielen Kerlen, die gar nicht kooptiert werden wollen? Mädels, ran an die Doktorarbeiten!

Wolfgang Engler liebt es, aus den Werken der starken Frauen, als da sind Maxi Wander, Christa Wolf und Brigitte Reimann zu lesen. Er behandelt sie mit Respekt und gewährt den LeserInnen unterschiedliche Zugänge, mal biografischer Art, mal als lange Zitate. Wohltuend ist an Englers Sprache, daß sie keine Zensuren vergibt. Der Autor ist nicht schlauer als die Geschichte, deren Deutung er versucht. Er macht sich mit Nostalgikern nicht gemein. Er beweist sich und anderen, daß dialektisches Herangehen jenseits von ML-Begrenzung möglich ist und leitet eigene Begriffe her, wie den einer »arbeiterlichen Gesellschaft«. Natürlich kommt er nicht ohne Polemik aus, etwa in Auseinandersetzung mit dem Begriff »Nischengesellschaft« für die Bezeichnung der Honecker-Jahre. Nach dem ersten Verschlingen des Buches bleibt ein Rest von Traurigkeit.

Das Buch ist chronologisch aufgebaut. Einige Fragen bilden rote Fäden, so die Frage danach, weshalb Arbeiterschaft und Intellektuelle nie zusammen das System verändern wollten, warum die aufgerufenen Daten: 1953, 1956, 1965, 1968, 1989 immer der einen oder der anderen Gruppe wichtig waren, die jeweils anderen sich abduckten oder gar keine Kenntnis davon bekamen/nahmen. Die Frage nach Glück und Reichtum und die Feststellung der Vergeblichkeit, das individuell Erreichbare in die Gesellschaft zurückzubinden, zieht sich durch viele Kapitel. Wieder so eine Frage, die anregt, sie auch im hier und jetzt zu stellen.

Das Buch »Die Ostdeutschen« beschreibt DDR-Geschichte als Aufeinanderfolge von Krisen. Es macht die Ursachen in objektivem und subjektivem Faktor aus, zeichnet den Verlauf nach und stellt fest, was sich für Beteiligte und Nichtbeteiligte änderte: Die nächste Krise kommt bestimmt – nutze sie – das könnte eine Kunde sein von einem verlorenen Land.

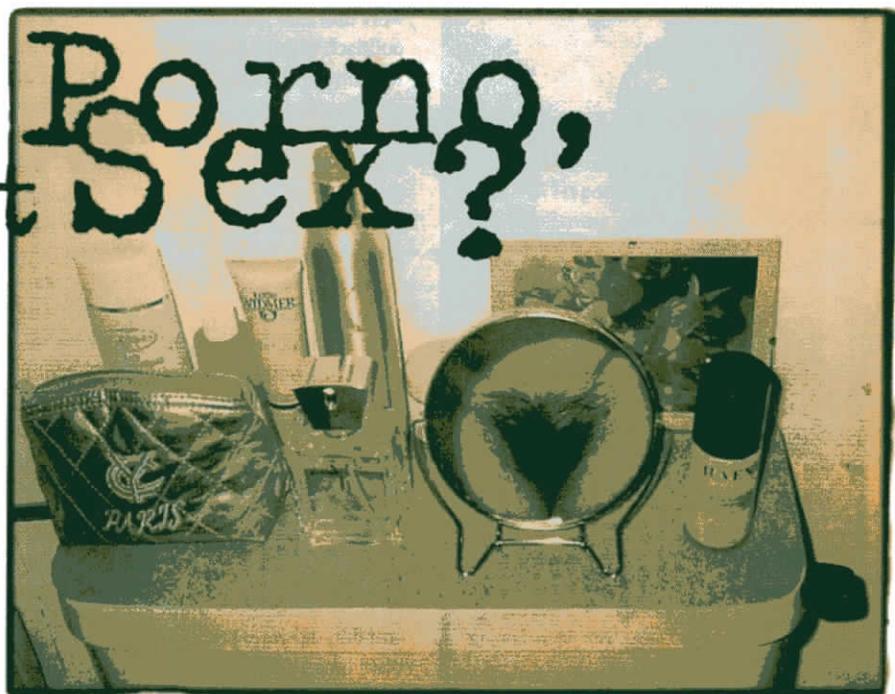
Aufbau-Verlag 1999, 348 Seiten

Cristina Nord

# Was ist was ist

# Porno, Sex?

Mit ihrer Jahrbuchreihe »Mein heimliches Auge« widmet sich die Verlegerin Claudia Gehrke seit 17 Jahren der Sexualität von Frauen – sehr zum Ärger staatlicher Zensurbehörden



Isabell Stadel, Abbildung aus »Mein lesbisches Auge«

Anfang Februar dieses Jahres bekamen einige Würzburger Buchhandlungen unbetenen Besuch: Polizeibeamte durchstöberten die Regale mit dem Ziel, Bücher zu beschlagnahmen, die unter die Kategorie »jugendgefährdende Schriften mit pornographischem Inhalt« fallen. Unter den inkriminierten Publikationen befand sich auch die Foto- und Textsammlung »Mein lesbisches Auge«, ein 1998 veröffentlichter Sonderband aus der Reihe »Mein heimliches Auge«. Claudia Gehrke ediert dieses »Jahrbuch der Erotik« seit 17 Jahren im Tübinger Konkursbuch-Verlag; daß die Hefte das Interesse der Staatsanwaltschaft wecken, passiert ihr nicht zum ersten Mal.

Dabei ist »Mein lesbisches Auge« alles andere als ein Hardcore-Porno-Heft. Bei weitem nicht alle Fotografien, Skizzen und Malereien leben vom expliziten Herzeigen, manches bleibt angedeutet, vieles verspielt. Etwa Petra Rissmanns Aufnahme eines Wirsingkohls, dessen Blätter sich wölben und falten wie Schamlippen, oder Isabell Stades Badezimmerstilleben aus Taschenspiegel, Parfumflacons und Cremetube. Daß der Spiegel eine Möse – vielleicht gar die der Fotografin – reflektiert, gibt das Arrangement erst auf den zweiten Blick preis. Wo es expliziter zugeht, ist die Inszenierung meist nicht zu verkennen. Zum Beispiel bei den Aufnahmen des Londoner Fotografen Del LaGrace Volcano, der früher eine Frau war und sich heute am liebsten als »gender terrorist« bezeichnet. Streng komponiert, von brauner Patina überzogen, präsentieren sich die per Selbstauslöser aufgenommenen Bilder von Volcano und einer Partnerin; Volca-

nos Blick zielt selbstbewußt in Richtung Kameraauge, als wolle er die herkömmliche Pornographie verhöhnen, zu deren Bildaufbau der unterwürfige Blick der Frau gehört. Zwischen seinen Beinen hängt die Antwort auf den Dildo der Partnerin: ein rätselhaftes Stück Fleisch, ein Phallus ungeklärter Herkunft, ein Geheimnis. Was ist ein Mann, was eine Frau? Ist Körper Schicksal, ist Sex Natur oder Kultur?

Welche der Abbildungen in »Mein lesbisches Auge« nun für den Pornographie-Vorwurf herhalten muß, ist ungewiß. Vielleicht ist es die Nahaufnahme einer leicht geöffneten Möse: blaß schillernde Schamlippen, eine rosafarbene Klitoris, sich nach außen hin verdunkelnde Hautschichten. Ist das degradierend, frauenverachtend? Dient es allein dazu, den Betrachter (oder die Betrachterin) zu erregen? Was, wenn die Nahaufnahmen einer Möse etwas leisten könnten, was man dem Porträt eines Gesichtes ohne Umstände zugesteht; was, wenn sie erzählen würde von der Eigenwilligkeit und Unverwechselbarkeit der Porträtierten?

Längst nicht alle Bilder, nicht alle Texte, die in der langjährigen Geschichte des »Auges« zusammengekommen sind, bieten Grund zur Erregung und Stoff zum Nachdenken, nicht alle leisten ihren Beitrag »zur Übung dieser Feinheiten erotischer Kultur«, wie es Claudia Gehrke in einem Vorwort als selbstgestecktes Ziel formuliert. Dort, wo wir am meisten wir selbst zu sein glauben, beim Sex, feiern die Stereotypen ein trauriges Fest, davon bleibt »Mein heimliches Auge« nicht verschont. Und auch das, was Vertreterinnen der Frauenbewegung einst als Männerphantasie geißelten, hat seinen Platz – wenn auch mit einem Fragezeichen versehen. Im Vorwort zum jüngsten Band schreibt die Herausgeberin: »Mir scheint dennoch, daß in dieser speziell männlichen Beschreibung weiblicher Körper mit Fötzchen, Näschen doch ein Funken Gewalt steckt. Und darüber nachzudenken, möglichst unbeeinflusst von einem generalisierenden Täter=Mann, Opfer=Frau-Schema, dazu möchte das Auge durchaus auch anregen.«

Neben den in jedem Band zu entdeckenden Pretiosen (zu den zahlreichen Autoren und Autorinnen der Texte und Bilder rechnen unter anderem John Waters, Detlev Meyer, Krista Beinstein, Regina Nössler, Yoko Tawada, Michael Rutschky) ist dies vielleicht der wichtigste Ansatz: den Frauen das Sexuelle wiederzugeben. Nicht, daß sich Gehrkes »Jahrbuch der

Erotik« nur an Frauen richtete oder exklusiv von Frauen gemacht würde; das Programm lautet folgendermaßen: » Erotische Kultur statt Pornoshopmief & Bahnhofskino. Sexualität als Kultur & Kunst statt als Problem für Psychotherapeuten und Beziehungen«. Doch der Versuch zu umreißen, was eine weibliche Erotik sein könnte, steht dabei ohne Zweifel im Vordergrund. Das ist ein um so größeres Verdienst, als es um die Darstellung des Sexuellen Mitte der 80er Jahre, nachdem das »Auge« gerade ins Leben gerufen worden war, nicht gut stand. Die Anti-Porno-Kampagne, von Alice Schwarzer nach US-amerikanischem Vorbild lanciert, war auf einem Höhepunkt angekommen; Feministinnen wie Andrea Dworkin hielten es für angebracht, die Schriften selbst noch eines Marquis de Sade zu indizieren; in frauenbewegten Zirkeln wurde ein großer Teil der sexuellen Praktiken – ganz unabhängig davon, ob die Beteiligten ihre Freude daran hatten oder nicht – als degradierend eingestuft. Und schließlich schrumpfte der Unterschied zwischen Darstellung und Wirklichkeit, zwischen Phantasie und Realität zur Quantité-égligable. S/M, Bondage, Lesbianpornos – all das galt als anrühlich, als Machtinstrumentarium des Patriarchats. Die im Konkursbuch-Verlag favorisierte Möglichkeit, die erniedrigenden Bilder mit eigenen Bildern zu unterwandern, war nicht vorgesehen.

Vor diesem Hintergrund sind die Polizeibeamten in den Würzburger Buchhandlungen auch ein später Sieg derer, die den Feminismus für sich reserviert wählten. Ein trauriger Sieg: Wird doch mit »Mein lesbisches Auge« eine Publikation beschlagnahmt, in der sich Frauen der eigenen Lust widmen, anstatt als Lustobjekt zu dienen. Und ein lächerlicher Sieg dazu: Was verspricht man sich von der Zensur eines lesbischen Erotikbuches angesichts des fröhlichen Geplappers, das fester Bestandteil des täglichen Fernsehprogramms ist? Welcher Schrecken muß einer leicht geöffneten Mause innewohnen, solange die Banalität einer Lilo Wanders oder einer Mo Asumang unbeanstandet bleibt?

»Mein heimliches Auge« Bd. I–XIII,  
»Mein lesbisches Auge« Bd. XIIIa,  
Konkursbuch-Verlag, Tübingen,  
je ca. 220 Seiten mit zahlreichen s/w-  
und Farbbildungen, 29,80 DM.

Judith Jammers

# Dinosaurierin oder Anarchistin?

**Germaine Greer ist nach wie vor laut, unverblümt und unversöhnlich. Mit ihrem neuen Buch sorgte sie in England, wo die Autorin lebt, für einigen Wirbel. Denn Greer ist eine nationale Institution; vielleicht vergleichbar mit Alice Schwarzer in Deutschland, aber zugleich eine Medienpersönlichkeit, die regelmäßig auf dem Bildschirm, im Radio und der Tagespresse eine breite Zuhörerschaft erreicht.**

Sie war schön, löwenmählig, streitbar und schlagfertig in den siebziger Jahren. Und Germaine Greer war eine Ikone des Feminismus. Sie sprach aus, was wenige zu denken wagten, daß nämlich Frauen aufgrund ihres Geschlechtes als zweitklassige Wesen behandelt wurden. In einem Fernseh-Porträt über Greer zeigte sich Camille Paglia, die kontroverse amerikanische Feministin und Professorin an der Universität von Philadelphia, fasziniert von Ausstrahlung, Kraft, Stil und dem messerscharfen Intellekt, mit dem Greer Diskussionsrunden dominierte. Sie zählt Greers frühe Auftritte zu den großen Momenten der Geschichte des Feminismus und vergleicht sie mit der Wirkung George Sands im Paris des 19. Jahrhunderts. Greers Streitlust ist legendär und selbst ihre Freunde zeichnen von ihr das Bild einer modernen Penthesilea, die ihre Gegner in Stücke reißt.

Berühmtheit erlangte sie durch ihr 1970 erschienenes Buch »The Female Eunuch«. Es schlug wie eine Bombe in den friedlichen Campus von Cambridge, wo Greer promovierte und später englische und französische Literatur lehrte. International spielte »Der weibliche Eunuch« eine ebenso nachhaltige Rolle wie Simone de Beauvoirs 20 Jahre vorher erschienenes Standardwerk des Feminismus »Das andere Geschlecht«. Greer attackierte darin die auf Freud basierende, weitverbreitete Überzeugung, daß das weibliche Geschlecht, als penisloses, durch Mangel bestimmt sei und forderte im Gegenzug freie Entfaltungsmöglichkeiten für die Frau. Der Aktivismus, der auf diesen Fanfarenstoß

folgte, wurde in den achtziger Jahren aber von einer vielstimmigen Theoriedebatte abgelöst. In den Neunzigern schließlich entfernte sich die feministische Theoriebildung an den Universitäten von einer pragmatischen, gesellschaftsbejahenden Haltung berufstätiger Frauen. Vor allem in Großbritannien gilt das Motto »get on with it«. Vorbildlich sind erfolgreiche Frauen, die Karriere und Familie charmant und scheinbar problemlos vereinen. Solche wie Cherie Blair, die nicht nur First Lady sondern zugleich praktizierende Juristin und Mutter ist. Ist es nun an der Zeit, das »Differenzdenken« abzulegen, wie Katharina Rutschky es in »Emma und ihre Schwestern« formuliert? Sind die Ziele des Feminismus erreicht und wir Frauen nun unabhängig und befreit? Keineswegs, sagt Greer: »Es ist Zeit wieder wütend zu werden.« Aus diesem Grunde ist nun das Folgebuch erschienen, das sie niemals schreiben wollte, »The Whole Woman« (Doubleday, 16,99 Pfund).

Es beschäftigte die Medien, wie selten eine Publikation. Keine der Journalistinnen und Rezensentinnen ihrer Generation, die »Der weibliche Eunuch« nicht als politischen Meilenstein und persönlichen Leitstern nennt. Aber was damals ein notwendiger Befreiungsakt war, ist kurz vor dem Jahr 2000 nicht wiederholbar. »Die ganze Frau«, wie Greer sie sich vorstellt, wirkt passé. Stellen >>

sich uns nicht die Haare zu Berge, wieder von »breithüftigen, unkontrollierbaren, menstruierenden Körpern« zu lesen, die gefeiert werden sollen? Und warum um Himmels willen Kochen und Handarbeiten als weibliche Fähigkeiten schätzen? Sind wir nicht heilfroh, der Rollen-Falle des bodenschweren Muttertiers entkommen zu sein? Im Vergleich zu Julie Burchill, Englands schrillster Medienstimme, wirkt Greer anachronistisch. In der BBC-Radiosendung »Woman's Hour« gerieten die beiden heftig aneinander. Burchill, gefeiertes Schreibtalent und gefürchtete Kolumnen-Diva, griff einen problematischen Punkt im Buch an: die Vergleichbarkeit von kosmetischer Chirurgie im »zivilisierten« Westen und weiblicher Beschneidung in afrikanischen Kulturen. Der von Männern untersuchte, verbesserte, manipulierte, lies: penetrierte, weibliche Körper ist Greers Hauptthema. Die medizinischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte sieht sie keinesfalls als segensreichen Fortschritt, sondern als zunehmende Fremdbestimmung. Greer hält ein friedliches Miteinander für illusorisch. Ihre neuste Schrift ist folglich ein Aufruf zum Kampfe. Es geht gar nicht um Gleichberechtigung, weil es kein Positivum ist zu schießen und zu boxen, sagt Greer: Frauen sind anders und wollen anders. Die hohe Zahl der »Blair Babes« habe keine frauenfreundlichere Politik unter »New Labour« bewirkt und karrierebesessene »Lifestyle-Feministinnen« betrieben Selbsttäuschung.

An Greers neuem Buch scheiden sich die Geister und die Generationen. Bereits der Titel klingt wie aus einer anderen Zeit. Die Suche nach der »ganzen« oder »echten« Weiblichkeit jenseits kultureller, also patriarchalischer Prägung ist für postmoderne Kritikerinnen eine müßige und fragwürdige Strategie. Daß Greer sich als Sprecherin des ausgebeuteten Geschlechts sieht, trennt sie von vielen, die dieses leidende, passive Selbstverständnis ablehnen. Anscheinend ist sie sich auch nicht der Gefahr bewußt, durch Antagonisierung der Geschlechter und Verklärung eines friedfertigen und gleichzeitig leidenschaftlichen weiblichen »Wesens«, dieses nach jahrhundertelanger Tradition zu mythisieren. Bereiche wie Medien und Technologie, die zunehmend von Frauen geprägt werden, will sie nicht erobern, sondern sieht sie als feindliche Männerdomäne. Damit liefert Greer allen Ewiggestrigen Munition.

Es ist nicht nur die Grobkörnigkeit, das Durchjagen aller Bereiche von Körper und Geist, Gesellschaft, Kultur, Zivilisation und Medizin, sondern auch die stur antikapitalistische Haltung, die das Buch wie einen Dinosaurier innerhalb der postfeministischen Literatur erscheinen läßt. Feministinnen sollten das – nach Greer weibliche – Prinzip des Sorgens und Kümmerns als politisches etablieren: Befreiung funktioniert nur in einer sozialen, wenn nicht gar sozialistischen Gesellschaft. Nicht überraschend werfen ihr »Times« und »Sunday Times« Dämonisierung der Männer und romantisierenden Marxismus vor. Im »Times Literary Supplement«, wie auch in einer Diskussion in »Radio 4«, wurde Enttäuschung über historische und akademische Unsauberkeit des Buches laut. Eine berechtigte Kritik, da die collagenhaft zusammengefügte Beweis-Fetzen aus Statistiken, persönlichen Erlebnissen und Hörensagen oft willkürlich und widersprüchlich, die Schlußfolgerungen manchmal dubios erscheinen. Nur in »Guardian« und »Observer« wurde das Buch als bewußte Polemik und diese als politisches Stilmittel verstanden. Diese Lesart hat etwas für sich, denn Greer ist eine gute Unterhalterin, die die englische Kunst der ironischen Rede mit australischer Direktheit würzt. Vielleicht sollten die Leser den Text nicht bierernst nehmen, sondern sich den beißenden Witz in Greers Stimme dazu vorstellen. Nicht umsonst trat die Autorin in Comedy-Shows auf, schrieb für Satirezeitschriften und selbst in ihrer Dissertation über Shakespeare ging es um die Bedeutung des Humors: Als Narren können sich die Unterdrückten Gehör verschaffen. Greer, die sich als Anarchistin bezeichnet, erwartet nichts weniger als eine Revolution der unterdrückten Frauen aller Welt. Wer diese Hoffnung äußert, der macht sich leicht zum Clown. Daher ist ihr Buch auch nicht pessimistisch, wie oft bemerkt wurde. Es ist krass, überzogen und polarisierend. Aber sonst würde es ja auch niemanden stören. Und vielleicht soll es nur das.



## Pustebblume

Cornelia Maul von der Buchhandlung »Pustebblume« empfiehlt Kinder- und Jugendbücher:



### Ein Mädchen im Bann einer Sekte

Durch die neuen Nachbarn gerät Gittes Mutter unter den Einfluß der Zeugen Jehovas. Sie glaubt, endlich zum wahren Leben gefunden zu haben. Im Leben der kleinen Gitte gibt es von nun an nichts mehr, was Spaß macht. Weihnachten wird nicht gefeiert, Geburtstagsgeschenke sind Teufelswerk. Ihre Freundinnen verliert sie, weil sie mit der Mutter von Haus zu Haus ziehen und den »Wachturm« verteilen muß. Stundenlang dauern die einschläfernden, manchmal auch beängstigenden Gebetsversammlungen.

Der Vater wendet sich von der Familie ab, bald sind Mutter und Tochter völlig vereinsamt. Als Gitte älter wird, darf sie sich weder schminken noch tanzen gehen. Sie haßt es, eine Außenseiterin zu sein. Endlich schafft sie es, ihrem eigenen Willen zu folgen und sich von dieser Glaubensgemeinschaft abzuwenden.

Packend schildert der Roman den jahrelangen Leidensweg dieses jungen Mädchens. Die dänische Autorin erhielt für ihr Schaffen 1988 den Jugendliteraturpreis ihres Landes.

Anne-Grethe Dahms:  
»Abwärts in den Himmel«  
ab 12 Jahre,  
Verlag Sauerländer,  
273 Seiten, 28,- DM



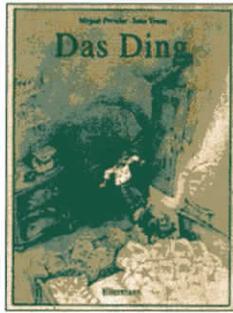
**Wundertüte**

Die Geschichte beginnt mit einem Paukenschlag: Nach einem nächtlichen Riesenkrach verläßt der Vater die Familie. Feli, die Erzählerin im Teenageralter, bleibt mit Mutter und vier Geschwistern zurück. Aber so schwer kann es doch nicht sein, ohne den Vater auszukommen, trotz der Probleme mit dem Geld, dem Haushalt und der Betreuung des Babys.

Feli erzählt von ihrem verrückten Familienleben, von erbitterten Fehden wegen des Küchendienstes, von traurigen Momenten, in denen Mama weint, aber vor allem von dem starken Zusammenhalt der Geschwister. Das Leben ist schwierig, aber sie haben trotzdem Spaß daran, und irgendwann tröstet sich auch Mutter wieder liebesmäßig, natürlich gerade in dem Moment, als der Vater reuemütig zurückkommen will...

Die oft witzigen Dialoge und die turbulente Handlung machen das Buch lesenswert, die Beschreibung der Kraft des Familien-Zusammenhalts machen es liebenswert.

Nina Schindler:  
»Wundertüte«  
ab 11 Jahre,  
anrich Verlag, 1  
43 Seiten, 19,80 DM



**Manchmal muß man »so ein Ding« einfach haben...**

Als Alina mit ihrer Mutter einkaufen geht, sieht sie plötzlich das tolle Ding – genauso eins wie es ihre Freundin Jule hat. Aber Mutter kauft es nicht. Plötzlich ist es in Alinas Hosentasche, fast wie von allein. Erst zu Hause wird Alina klar, daß sie geklaut hat. Sie weiß zwar: Wenn man Probleme hat, muß man darüber sprechen. Aber wie es über die Lippen bringen? Sie verkleidet sich, und macht einen Besuch zum Tee bei ihrer Mutter, als »Frau Knüller«, die ein Problem mit ihrem Kind, dem Teddy, hat. Gemeinsam finden die Mutter und »Frau Knüller« eine Lösung... Das Thema Ladendiebstahl steht sicher in jeder Familie irgendwann einmal an. Dieses von Jutta Timm illustrierte Bilderbuch kann ein Anstoß für gute Gespräche zwischen Kindern und Erwachsenen sein.

Mirjam Pressler: »Das Ding«  
Großformat mit farbigen Illustrationen,  
24 Seiten, 24,- DM



**Für die Eltern von Jungs**

Als Macho kommt man nicht auf die Welt, zum Macho wird man gemacht. Mütter und Väter sind also gefordert, die Erziehung ihres Sohnes in die Hand zu nehmen und zu verhindern, daß er zum Pascha, Muttersöhnchen oder Nesthocker wird. In diesem Buch finden Sie wertvolle Erziehungsratschläge für alle Altersstufen. Der wichtigste Orientierungspunkt für Jungen ist das Männerbild, das ihnen von Erwachsenen, vor allem dem Vater, vorgelebt wird, und das Rollenbild der Frau, verkörpert von ihrer Mutter. Hat diese ein positives Selbstbild und ein starkes Selbstbewußtsein, wird ihr Sohn auch Achtung vor ihr und anderen Frauen haben. Oft müssen

in der Familie auch negative Einflüsse von außen, von Schulfreunden, Sportkameraden, Verwandten mit anderen Ansichten kompensiert werden. Wenn Sie Ihren Jungen gefühlsstark und sensibel machen, wird er sich davon weniger beeinflussen lassen. Ein Buch mit wirklich alltagstauglichen Tips zur Familienorganisation und Konfliktbewältigung, sowie einer hervorragenden Literaturliste im Anhang.

Prof. Dr. Astrid Kaiser:  
»Mein Sohn soll kein Macho werden«  
Südwest Verlag, 96 Seiten, mit Fotos, 19,90 DM



**Eine Freundin mit Fäusten**

Der zehnjährige Rabe muß die Schule wechseln und hat Angst vor der neuen Situation. Er ist weder sehr stark noch sehr mutig, und in seiner alten Klasse wurde er als »Mamakind« verspottet. Sicher werden die Jungs ihn am ersten Schultag auslachen ... Doch dann kommt alles anders als gedacht. Plötzlich steht Marieke vor ihm, und alle Sorgen scheinen vergessen, denn sie ist größer und kräftiger als Rabe. Sie wählt ihn zu ihrem Freund und droht, jeden zu verprügeln, der ihm zu nahe kommt. Eines Tages entdeckt Rabe jedoch, daß auch die wehrhafte Marieke Probleme hat. Er findet heraus, daß sie und ihre Familie von ihrem Bruder tyrannisiert werden. Das ist der richtige Moment für Rabe, ihr mit Fantasie und Ideenreichtum hilfreich zur Seite zu stehen und zu beweisen, daß er ihrer Freundschaft durchaus würdig ist.

Ein Buch über unterschiedliche Stärken und Schwächen und die Kraft, die aus der Freundschaft wächst.

Mirjam Oldenhave: »Eine Freundin mit Fäusten«, ab 9 Jahre, Kerle Verlag, 96 Seiten, mit Zeichnungen, 14,80 DM

**Buchhandlung Pustebume  
Bücher für Frauen und Kinder  
Martin-Luther-Straße 23, 01099 Dresden  
Fon und Fax: 03 51/802 78 80**

Claudia von Zglinicki

# An ungewohnten Orten Fremdem begegnen

»Geh in den Schrank und vergiß deine Frage nicht« war nur eine von vielen Herausforderungen des »Theaters der Welt« in Berlin. Das Festival bot einige Begegnungen der besonderen Art.

Nein, es war keine Gespensterbahn, keine Therapie und keine Selbsterfahrungsgruppe (-gruppe schon gar nicht). Aber Theater war es am allerwenigsten, wenn man Theater als Veranstaltung begreift, die man gemeinsam mit anderen synchron erlebt, hier die lauschende, passive Masse, dort die agierenden wenigen.

»Oraculos« war ganz anders. Eine Mischung aus »Alice im Wunderland« und Adventure-Spiel am Computer, aber ohne den Bluff von High Tech, nicht virtuell, viel mehr anfaßbar, fühlbar, riechbar. Nicht so beliebig wie ein technisches Spiel, sondern ein wunderbarer Abend, darin stimmten selbst strengste KritikerInnen verblüfft überein. Dieses Erlebnis hat noch die coolsten glücklich gemacht, die das Wort Glück sonst meiden wie die Pest.

Es begann mit der Zuteilung einer Uhrzeit durch das Teatro de los Sentidos (Kolumbien/Spanien) anstelle einer Theaterkarte. Es setzte sich fort mit der Suche der Zuschauerin nach dem Ort. Kein Theaterbau, kein Zuschauerraum, keine Bühne – wie oft bei diesem Festival. Das Schild an der viel befahrenen Stralauer Allee war leicht zu übersehen. Man umrundete den schwarzen, abweisenden Speicher am Ufer der Spree. Schließlich fand sich ein schmaler Eingang. Ein enger, maroder Raum, ein paar Minuten Wartezeit wie beim Arzt und: Du bist die nächste.

Bevor ich im Labyrinth verschwinde, soll ich mir eine Frage überlegen, die mir wichtig ist. Niemand wird sie im Lauf der Reise, die ich antrete, von mir wissen wollen. Es geschieht überhaupt nichts, was mir peinlich oder unangenehm wäre. Das Publikum wird nicht vorgeführt, nirgends. Die Frage soll ich nur mir stellen. Sie könnte auch lauten: Welche Frage habe ich?

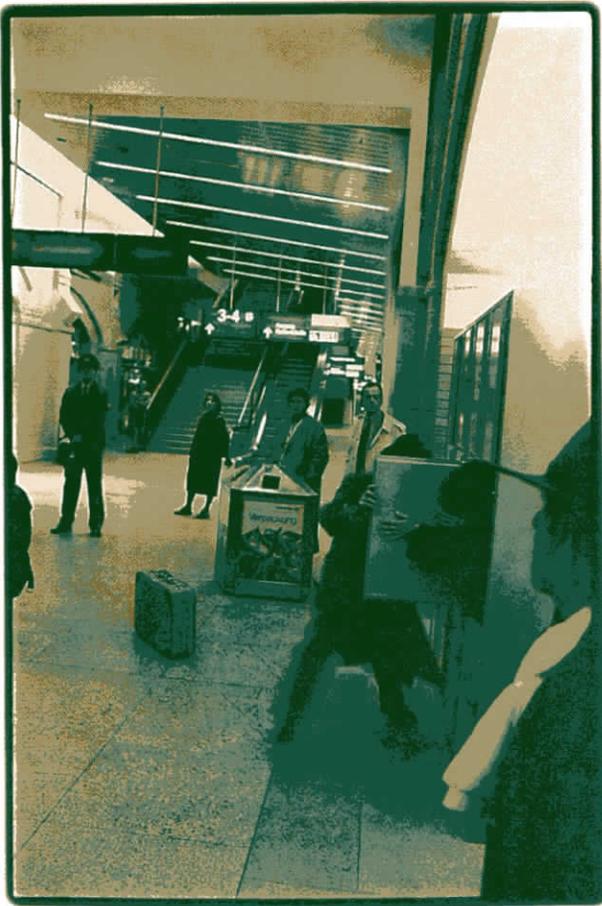
Frage hin, Frage her, ich gehe in den Saal mit Rohren und Resten irgendeiner Industrie. Hinter einem schweren Vorhang beginnt es – was eigentlich? Ein kleiner Herr mit Hut rollt im Röhrenrad vor und zurück, steigt aus, reicht mir den Arm, spannt einen Schirm über uns auf. Kein Wort fällt. Er führt mich zum Spiegel und bittet mich, weiterzugehen. Beginnt der Zauber jetzt? Eine Reise ins Ich – klingt wie esoterischer Humbug. Aber was ist es dann?

Ich betrete eine warm erleuchtete Kammer. Eine Frau strickt an einem Strumpf. Ihr gegenüber ist ein Platz für mich. Sie bedeutet mir, die Schuhe auszuziehen. Sie murmelt: »Die Frage?« Ja, ich weiß sie noch. Ich soll weitergehen. Da steige ich in den alten Schrank voller seidener Kleider, schon gefangen von der Geschichte, die keine ist, schon bereit, einfach verrückt zu sein – wer steigt schon in Schränke? Ich mach's. Der Weg führt mich durch Düfte (nach Erde, Öl oder Vanille), über Holz, Stroh und Stein, durch Finsternis, und ins Korn, in dem ich versinke; durch ein Spiegellabyrinth, in dem rechtzeitig ein Mann erscheint, der mir vorausgeht, hinaus. Ich kann ihm folgen und Vertrauen haben. Ich taste mich durch Finsternis, treffe Frauen, Männer, Magiere, Tänzerinnen, nie wird ganz klar, wer sie sind. Aber was heißt schon ganz klar? Manche, wenige, sprechen mit mir, andere muß ich ohne Worte verstehen und das gelingt auch. Die Räume, 22 sollen es sein, entsprechen

den Symbolen der Tarotkarten. Eine Spielerin in diesem Stück bin ich selbst. Meine Karte, von einer Weisen Frau überreicht, ist »Der Turm«. Mir begegnen andere Bilder, die Sonne, die Gerechtigkeit, der Tod. Der Eremit ist ein heimlicher Ort ohne einen Menschen darin; die Eremitin bin ich, und ich setze mich und schreibe tatsächlich in das offenliegende Buch ein Gedicht. Das ist wirklich verrückt, ich schreibe nie Gedichte, ich kann das gar nicht. Aber in diesem Theater (Theater?) ist alles anders als sonst. Ich treffe auf eine Frau, die mit mir kämpfen will, mit mir Tango tanzt, und plötzlich eine zerknitterte Karte offenbart: Sie ist der Teufel. Ich laufe schnell weiter, hart schließt sie ein Gittertor hinter mir.

Am Ende trete ich in eine Jurte, dort treffe ich andere Leute, die den geheimnisvollen Parcours absolviert haben. Eine schöne Frau reicht Tee, aber was hilft's, ich muß in die alltägliche Welt zurück. Noch der Übergang ist wie im Traum: zwei, drei Stockwerke über der Erde tritt man auf eine Plattform und blickt im Halbdunkel über die Spree, die grau schimmert. Die Stadt sieht anders aus als vorher. Die Frage ist nicht beantwortet, wie auch, aber sie gedacht zu haben war gut, und das Mitspielen im Labyrinth war eine Wonne. So eine Märchenwelt hätte ich gern öfter. Aber auch Alice war nicht zweimal im Wunderland.

Die Schwierigkeit jedes Festivals, für MacherInnen wie Publikum: auswählen, das Richtige finden. Zum Festival »Theater der Welt«, das 1999 zum ersten Mal in Berlin stattfand, waren (auch) Aufführungen eingeladen, denen die Zuschauer nicht einfach nur zuschauten. Das war es. An ungewohnten Orten traf man Fremde. Die Scheu war zu überwinden, das Theater wurde Realität, wirkliche Begegnung fand statt, außerhalb festgelegter Texte, wenn man Mut hatte.



»Einlieferung« auf dem Berliner Alexanderplatz

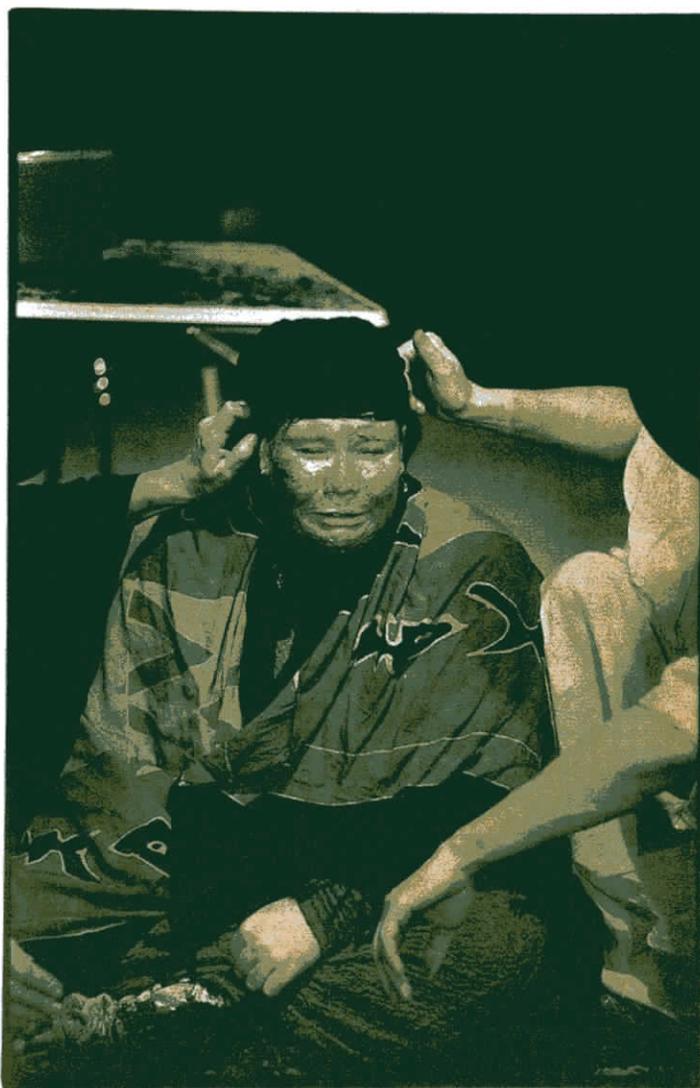


Fotos: Thomas Aurin

Der nächste unbekannte Ort: die Stadt in der Stadt, die ihr Geheimnis perfekt schützt. Der Männerknast, der größte Europas, in Tegel. Das Stück »Tegel Alexanderplatz/Auslieferung«, inszeniert von Roland Brus, beginnt mit Kontrollen, mit der Suche nach deinem Namen auf diversen Listen, mit dem Einsperren deiner persönlichen Sachen in ein Schließfach. Das ist kein Drama, sondern Realität. Nur ein Taschentuch mitnehmen und den Ausweis, sagt der Beamte. Der Weg durch die Knaststadt, geführt von Wärtern, nicht Künstlern. Blick auf den Backsteinknast mit den weißen Nummern an der Mauer wie manchmal im Film. Warten vor dem »Kulturraum«. Zwei Frauen in der Menge erzählen einander, wie sie ihre Männer kennenlernten, Knackis beide. Die eine wird ihnen im Knast heiraten. Die andere weiß schon, wie das geht, juristisch gesehen. Aber auch dieses Gespräch ist noch nicht das Stück, sondern echt. Ziemlich authentisch bleibt dann auch die Vorstellung. 21 Männer im gleichen schwarzen Overall zeigen Szenen aus dem Alltag im Knast. Härte und Brutalität. Die Enge, die Angst vor draußen. Die Kälte des Machtapparats. Es geht um

Besitz, Drogen, Sex und Macht – wie draußen, nur dichter, auf engem Raum zusammengedrängt. Am schwersten zu ertragen sind die Bilder von Einsamkeit, Gewalt und Mißtrauen unter den Gefangenen. Aber diese hier, sagt man sich, die seit zwei Jahren zusammenarbeiten, die müssen doch zueinander Kontakt haben. Anders käme das Stück doch nicht zustande. Die Zuschauer werden hineingezogen in die Szenen, der Sog wirkt. Die Spieler, Angehörige vieler Nationen, manche für's Theater begabt, alle zusammen in den Ensemble-Szenen kraftvoll und überzeugend, sind Langstrafer, die Delikte keine Kleinigkeiten, nimmt man an. Man mag die Darsteller sofort. Schwer zu erklären, wie es kommt, daß die Vorbehalte nicht lange wirken. Die Sympathie überwiegt. Und dann die Pause: Franz Biberkopf (so nennen sie sich alle im Stück, in Anlehnung an Döblins Helden) macht eine Diashow. Hier bricht das Theater um in direkten Kontakt. Die inhaftierten Männer zeigen ihre Dias, von draußen und drin. Von vorher und jetzt. Sie erzählen wie in einer Runde von Bekannten. Meine Jugendweihe, vor 22 Jahren. Der Strand von Varadero. Meine Lieblingstasse, jetzt.

Ehe die Zuschauer die Chance richtig begriffen haben, geht die Inszenierung weiter, schnell und deutlich, ein bißchen sentimental am Schluß: »Vergeßt uns nicht.« Ein bißchen die Grenzen verweisend: »Jeder ist Täter und Opfer.« Ja, aber bei manchen überwiegt das eine doch mehr. Die Frage der Schuld wird nicht gestellt. Um die geht es um so mehr am zweiten Abend von »Tegel Alexanderplatz«, wenn auf dem Bahnhof Alexanderplatz »Einlieferung« gespielt wird, mit Schauspielern (auch weiblichen) diesmal und nur einigen Häftlingen, weil nicht alle draußen spielen dürfen. Zuschauer und Darsteller sind unterwegs in der bizarren Bahnhofsarchitektur, vor und hinter Gittertoren, im Müllraum und zwischen Reisenden, die nicht fassen können, was da geschieht. Eingepfercht in zwei U-Bahn-Waggons, erfährt das Publikum etwas vom Alltag in Tegel und von der Tat, einer möglichen Tat. Im zweiten Wagen ist die Knast-Psychiatrie. Was mag dort geschehen? Ich bin in den anderen Wagen gesteckt worden, eng zwischen Fremde. >>



»Medea – der tödliche Wettbewerbs«, Foto: Sibylle Bergemann, OSTKREUZ

Mit der Drohung »Die Strafe beginnt erst.« wird das Publikum entlassen, nach draußen, auf den weiten, leeren Alexanderplatz. Hilflos stehen alle zusammen, wollen nicht weg: Vielleicht geht es noch weiter? Vielleicht verneigen sie sich wenigstens noch? Aber niemand kommt mehr. Jede und jeder ist sich selbst überlassen. Berlin Alexanderplatz.

»Ich liebe ihn, aber er sieht mich nicht.« Sie flüstert. Und wie schön sie ist. Alle sehen, es stimmt, was sie sagt. Er sieht Fußball im Fernsehen, er trinkt ein Bier. Oder er tut sonst irgend etwas, der Jason, er kümmert sich um seine Macht. Um die neue Frau, die ihm mehr Macht bescheren wird. Die alte bringt's nicht mehr. Medea schreit. Alle Frauen (und manche Männer) im Publikum spüren, welche Verzweiflung die Frau auf der Bühne jetzt schüttelt.

Die »Medea«-Inszenierung von Gisela Höhne, nach einer eigenen Textfassung, ist Gast beim Festival »Theater der Welt«. Aus Deutschland wurde kein Staats- oder Stadttheater ausgewählt, kein berühmter Name vertrat 1999 die Theaterkunst des Landes, sondern die anderen waren es, die an eigentümlichen Orten spielen, von denen manche nach herkömmlichem Verständnis nur Laien sind. In Wahrheit finden sie einen anderen Weg zur Kunst, unakademisch und sinnlich.

Die deutschen Theater wurden also u.a. repräsentiert vom Verein Aufbruch mit den Knackis, durch die (ideologisch überfrachtete, enorm laute) Performance von Hamster Damm und von RambaZamba mit »Medea« und »Woyzecken«. RambaZamba, das Theater des Vereins Sonnenuhr, in dem geistig behinderte DarstellerInnen und Künstler spielen. Das kann man sich langsam durch den Kopf gehen lassen. Die beiden Ensemble:

Mörder und Verrückte. Sie trafen sich mit Oraculos, beispielsweise, in der Konsequenz bei der Wahl ihrer spezifischen künstlerischen Mittel und in der Direktheit, mit der sie an Zuschauer, mehr noch an Zuschauerinnen, herantraten.

Bei RambaZamba spielen vier Paare die weise Medea und den machtgeilen, »normalen« Jason. Medea, fragt Jason, warum bist du so anders? Warum kannst du nicht sein wie alle? Ich hasse die Erde, in die du dich eingräbst.

Jason will leben wie alle, das heißt: ohne Medea. Die Geschichte führt zum bitteren Ende: Medea tötet die Kinder. Schlimmer kann sie sich selbst nicht verletzen, drastischer ihr Unglück nicht aussprechen. Eine Rahmenhandlung erzählt von einer wandernden Schauspielertruppe, der der Einzug in die begehrte Stadt verwehrt wird. So spielen sie draußen, vor der Mauer. Was es bedeutet, ausgestoßen und abgelehnt zu sein, wissen die DarstellerInnen aus eigener Erfahrung. Im Spiel berichten sie von ihren Erfahrungen, ohne daß Konzeptionen diskutiert werden könnten und müßten. Sie konzentrieren sich intuitiv und aus nun schon achtjähriger theatralischer Professionalität auf das Wesentliche. Sie erspüren Tragik und Komik im selben Moment. Nur nett und süßlich sind sie nicht, nie. Diese »Medea« setzt Maßstäbe. Sie erschließt den Stoff neu und intensiv. Nichts bleibt beliebig, jeder Augenblick ist wichtig für die Zuschauer, und daß hier, beispielsweise, Spieler mit Down-Syndrom mitwirken, ist in Minuten vergessen. Daß man Hemmungen fühlte, sich darauf einzulassen, erinnert man zwar noch, aber es ist unwichtig geworden.

Nein, auch das Ramba-Zamba-Gastspiel war – wie das Labyrinth von Oraculos – keine Therapie und keine Selbsterfahrungsgruppe, weder für die einen noch für die anderen. Das Geheimnis dieser Festival-Aufführungen waren die direkten Begegnungen mit Fremden, die vertraut wurden und etwas zu sagen hatten. Es waren für die Zuschauer zugleich völlig unerwartete Begegnungen mit sich selbst. Staunend über die KünstlerInnen und das, was sie erzählten, staunte man über sich selbst. Dem Zeitgeist des Genießens oder Abgeschreckt-Werdens, indem man sich lässig zurücklehnt und konsumiert, entsprach das nicht. Es war eher altmodisch: zurück zu einer Kunst, die mich anrührt. Man kann das auch ganz modern nennen. Es wird schwer sein, danach wieder übliches Theater zu sehen, mit dem Graben zwischen sich und denen da oben, auf der Bühne, die fern bleibt.

Text: Jutta Donath, Fotos: Silvia Hauptmann

# Meeting in Moll

## Gespräche mit Wave-Gothic-Fans aus Ost und West

Der Satan lief zu Pfingsten durch die Leipziger Straßen oder wurde zumindest von einigen Medien beschworen – »Gruftiszene von Rechts unterwandert«, hieß das Motto, auf das man sich eingeschossen hatte. Einfach ein friedliches Treffen von jungen Leuten beschreiben, die anders sind, als der Durchschnittsbürger, ist halt nicht schlagzeilen-trächtig. Dabei konnte auf dem 8. Wave-Gothic-Treffen in Leipzig der Widerspruch nicht größer sein. 20.000 ihrer Artgenossen – doppelt soviel wie im Vorjahr – trafen sich in diesem Jahr in Leipzig – die schwarze Maskierung der bleichgeschminkten Gestalten mit den abenteuerlichen Hochfrisuren jagte zweifellos dem biedereren Bürger Schauder über den Rücken und ihre Symbole lehrten ihn das Gruseln: Schnallen mit Wolfsköpfen, Gerippen, Fledermäusen, Silberschmuck aus Hartzinn mit Leviathanen, Pentagrammen, in Gläsern schwimmende Mißbildungen. »Ach, guck Dir mal die Knochenlutscher an, die gehen nachts auf den Friedhof und graben die Toten aus!«, war noch ein gemäßigteres Vorurteil, das zu hören war. Dem gruseligen Outfit jedoch zum Trotz verlief dieses Massentreffen unpolitisch, sanft, friedlich, fast atmosphärisch. Und auch die Leipziger Ordnungshüter bestätigten den Veranstaltern, die Disziplin der Leute sei tadellosgewesen, anders als etwa bei der Spaßveranstaltung »Love Parade« in Berlin.

Während zur gleichen Zeit die Zeitungen über die schon fast alltäglichen, niemanden mehr zu erschüttern scheinenden Nachrichten von Verfolgungsjagden auf Ausländer berichteten und die zu milden Urteile für die jugendlichen Straftäter routinemäßig beklagten, suchten einige der zahlreich angereisten Journalisten – irritiert durch Fraktur-Schriften und scharf gemacht via Internet, offenbar die Nadel im Heuhaufen: Schlagzeile der taz: »Ein kleines Weltkriegssample/Pfingsten. Gothic-Treffen in Leipzig. Die Szene der Grufties wird von Rechtsradikalen unterwandert, doch das will dort niemand so recht wahrhaben. Ein Konzertbesuch«. Wird da der Teufel an die Wand gemalt, um skandalträchtiger berichten zu können? Panikmache, weil der »Normalfall

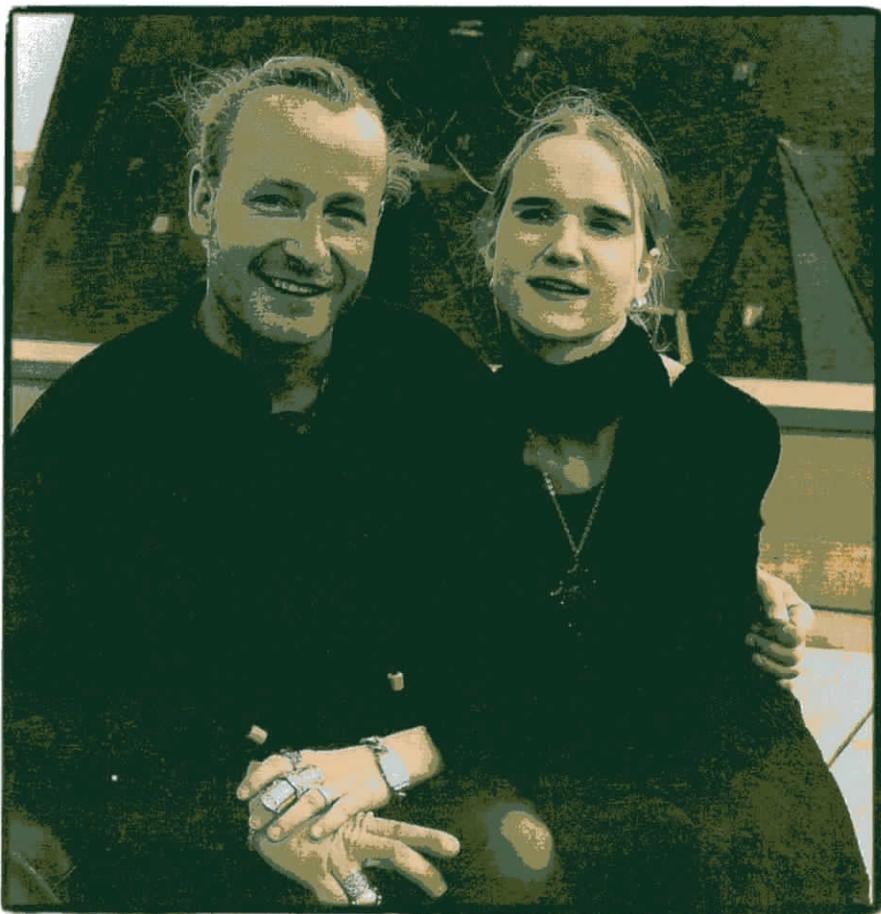
Rechts« in der Gesellschaft schon niemanden mehr zu interessieren scheint? Die FAZ (25. 5. '99) berichtete da etwas gelassener: »Das politischste Faltblatt des Leipziger Treffens war ein Aufruf zum Schutz der elf Hamburger Fledermausarten. Bloß nach rechts soll eine Grenze gezogen sein – von der germanischen Rune zum nationalistischen Hakenkreuz führt ein kurzer Weg ... Deshalb durften in Leipzig nur Musiker auftreten, die sich vom Rechtsradikalismus ausdrücklich distanzieren.«

Wir beobachteten weder parteipolitische noch rechtsradikale Tendenzen in dieser verstaubt-romantischen, mystischen Szene. In Gesprächen mit Pärchen aus Ost und West über ihre Gründe, sich der Gotik-Bewegung anzuschließen, wurde übereinstimmend gesagt: Das Schwarz tragen ist eine Art Bekenntnis, die düsteren Seiten des Lebens zuzulassen.

### Sinn für Kontraste

»From the top! Basicstep! Drei mehr! Geht's Euch noch gut?« Die kehlige Stimme hält die Fitnessgruppe fest in ihrem Bann. Schlappmachen gilt nicht, wenn Aerobic-Trainerin Claudia den Workout dirigiert. Stark, ausgeglichen, selbstbewußt – so wirkt die Leipzigerin auf andere, und so betritt sie auch allmorgendlich ihr Büro in einem großen Versicherungskonzern. Sie mag ihre Jobs und sie macht sie gut. Das Geschäft mit dem (Ab-)Leben gehört dazu. Sie ist Meisterin in der Magie des Versicherungswesens und zugleich Wave-Gothic-Fan. Kreuz und Teufelchen schmücken den Hals, die Ohr-läppchen gepierct, am Handgelenk die Silberkette, dazu Ritterring mit Scharnier, tätowiert an Oberarm und Rücken. Der Rock ist lang und schwarz, die Bluse hat Manschettenärmel, der Schal ist gehäkelt, die Schuhe sind geschnürt – so ist sie für die Arbeitswelt und für die Szene gerüstet. Ihr Outfit verrät die zwei Seelen in ihrer Brust: Job und Hobby, Gut und Böse, schwarz und weiß – die Wahrheit liegt in der Mitte, »nur wer ohne Sünden ist, werfe den ersten Stein ... « >>





Claudia und Andreas aus Leipzig

Die 22jährige Versicherungskauffrau ist seit einem Jahr auf dem romantischen Trip – Reifröcke erspart sie ihrem Konzern noch. »Man muß Kompromisse machen«, sagt sie, »ich mag meine Arbeit, aber die Aussicht auf ein Leben nur im Büro läßt mich panisch werden. Es muß noch etwas anderes geben! Mir gefällt, wie sich Männer und Frauen im Mittelalter zueinander verhalten haben, das Familienbewußtsein, die Weiblichkeit und Unterordnung der Frau, die Ritterlichkeit des Mannes, die Fähigkeit zum Lebensgenuß. Mit gefällt auch, was die Mädels der Gothic-Szene so tragen, und die Musik: Wolfsheim, Lacrimosa; die Filme: El Cid, Ivanhoe; die Bücher: die Nibelungensage, Der Name der Rose ... «

Andreas, 30, trägt schwarz schon von Berufs wegen – er ist Dachdecker. »Bei mir kam das Interesse an der Szene durch die Musik – die Kommerzmusik hatte ich mir überhört. Heavy Metal, Black Metal, Depeche Mode, Lacrimosa oder Corvus Corax/Tanzwut – die Songs dieser Gruppen taten mir gut, und am Ende merkte ich, du kommst in eine ganz andere Welt. Die Menschen bewegen sich ungezwungen, sind herzlich und freundlich zu dir, keiner muß besonders gut tanzen können oder aussehen, keiner wird schief angeguckt, wenn seine Figur gerade mal nicht Mode ist, jeder wird akzeptiert. Ich konnte endlich ich selbst sein.«

Claudia und Andreas sind Eleven in der schwarzen Szene – ein Jahr dabei – das reicht schon, daß sie an eine Schicksalsfügung glauben, weil sie sich in einem Fitnessklub, in dem beide als Animatoren arbeiteten, kennengelernt haben. Kein Zweifel scheint möglich – sie sind Partner für's Leben. Beide sind sensible, romantische Typen, beide spielen gerne Burgherr und Burgfräulein; fast überflüssig zu erwähnen, daß ihre Hochzeit im Juli eine Referenz an's Mittelalter sein wird. »Es gibt Menschen, die gehen ganz in

ihrem Alltag auf und leben so mehr oder weniger dahin«, sagt Andreas und Claudia fährt fort: »Wenn ich mich immer nur mit meinem Job beschäftige, das kann nicht gut gehen, ich muß einen Schnitt machen können. So leben wir das typische Himmelhochjauchzend – zu Tode betrübt intensiver aus, das heißt nicht, daß wir nur an den Tod denken und verzweifelt sind, wir stellen uns nur diesen Fragen, trauern über Verluste.«

Auf ihrer Zeitreise entschieden sie sich für die angenehme Seite des Mittelalters. Sie finden es schön, daß die Pest ausgerottet ist, daß sie eine Dusche haben, aus der heißes Wasser kommt, und sie bejahen die meisten technischen Annehmlichkeiten. Fernsehen ist gerade noch zulässig, um die mittelalterlichen Filme zu sehen. Ihr Rückzug richtet sich eher gegen die Art, wie Menschen heute miteinander umgehen, aneinander vorbeileben, die einfachen und wirklichen Dinge des Lebens übersehen. »In die Wave-Gothic-Szene mußt du dich hineinleben, dich damit identifizieren. Ich trage dieses Schwarz nicht als Zugehörigkeitssymbol zur Szene, für mich hat es etwas Starkes, Animalisches; es gibt mir Kraft zu einem gewissen Aufbegehren.

Sie haben den kleinsten gemeinsamen Nenner für einen Wave-Gothicer für sich definiert: »Er sollte nicht oberflächlich sein. Irgendwo geht von jedem Gothicer, sofern er es ernst meint, ein gewissen Charisma, Stolz aus. Es ist doch nicht so, daß wir uns nur einfach andere Klamotten anziehen und deshalb anders sind. Wir leben das, was wir tragen. Und wir wollen damit niemanden erschrecken, die Außenwirkung ist uns egal; was wir tun, tun wir für uns.« Andreas bringt es auf den Punkt: »Ich kenne viele, die reden den ganzen Tag vom Angeln oder von Fußball, und wenn man die fragt, was hast du am Wochenende gemacht, heißt es nicht, einen schönen Ausflug mit meiner Familie, sondern: Hast du das Spiel gesehen, die stehen ja jetzt in der und der Tabelle – das ist doch furchtbar! Da könnte ich mich den ganzen Tag mit der Wand unterhalten und über Motorräder fachsimpeln. Anstatt mal irgendwo zu versuchen, etwas Gemeinsames zu finden, zu sagen, ich habe ein schönes Buch gelesen, einen spannenden Film gesehen – immer nur diese Monotonie.

## Interview mit zwei Vampiristen

Die sieben Kerzen flackern, die Standuhr schlägt sechs, beschwörende Musik von Illuminate im Hintergrund, mitunter ist nur das Tick-Tack des Pendels zu hören. Fünf junge Leute sitzen schweigend und gespannt um den Tisch und warten auf den Beginn des Vampirspiels: »Es ist tiefe Nacht, nahe bei einem Wald. Ihr erwacht aus euren Särgen, betretet das Waldstück, als plötzlich zwei leuchtend rote Augen auf euch zukommen. Was macht ihr?« Die Phantasie ist gefordert, Vampirgeschichten werden neu erzählt, bis Mitternacht schaudert's alle mächtig. »Ban-nung eines Dämons« heißt die Aufgabe.

Surreales Rollenspiel nennt der 22jährige Merlin (Name geändert) aus der Lüneburger Heide das, was er mit Anne und Freunden gern und häufig praktiziert – alles spielt sich nur in ihren Köpfen ab, sie sprechen ihre ausgedachten Rollen. Einmal allerdings haben sie das auch live gespielt, nachts, in ihrer Kleinstadt. Es galt, eine Statuette ausfindig zu machen, in der ein Dämon gefangen war. Jeder, der nicht als Spielleiter, Mitspieler oder als Nichtspielcharakter, genannt NSC, gemeldet war, mußte links liegen gelassen werden. Der Kitzel: Für ein paar Stunden abschalten, einmal jemand anders sein, Zeit und Gesellschaft vergessen. Räuber und Gendarm anno 1999. »Ich spiele dabei einen verrückten Vampir, der einmal Psychologe war. Verhaltensforschung interessiert mich sehr und ich kann diese Interessen, die ich sonst nicht auslebe, in die Rolle einbringen«, lehrt uns Merlin das Staunen. »Man muß Obacht geben dabei und Bodenhaftung behalten«, räumt er ein. »Ein Junge, 15, ist hängen-geblieben, der hat nur noch wie seine Rolle gedacht, gefühlt und gesprochen.«



Ihnen das Versprechen abzunehmen, das nie wieder zu tun, nützt hier gewiß nichts. Sie sind nicht verrückt, sie haben nur ein anderes Bezugssystem zur Realität. Merlin und Anne bekennen sich innerhalb der Gothic-Szene zum Vampirismus; er ist für sie eine Lebensart, eine Frage der Kleidung, der Bücher, Filme und Musik. »Wir sind keine anderen Menschen«, sagt Merlin. »Wir sind nur sehr romantisch angehaucht und haben auf einer anderen Ebene Spaß. Vampirismus heute heißt, die Vergnüglichkeit allen Lebens zu akzeptieren, auf der Suche nach der einzigen Liebe zu sein und mit ihr in die Ewigkeit zu gehen.« Blut saugen käme nicht in Frage, das sei eine Erfindung der Filmgeschichte. Von den anderen Standarttechniken im Verkehr mit höheren Mächten haben sie beide schon einiges probiert: Gläser rücken, Pendeln, Tarotkarten legen. Merlin und Anne sind die selteneren Fälle von Geisterbeschwörern. Sie hegen hin und wieder auch Zweifel an den okkulten Antworten und sie verfügen über Humor.

Eine große Portion scheint in ihrem Falle auch angebracht, denn der Sonntagsvampir mit Vorliebe für die Endrenaissance – Rüschenhemd, Frack, Lackhose, Cape – ist bei Tageslicht Schaffner, pardon Zugbegleiter, und seine Gefährtin Arzthelferin. Ihr Leben verbringen sie in Paradoxien: Blauer Anzug, DB-Logo, Fliege, Weste und Mütze sind für den beruflichen Hüter der Bahnordnung das tägliche Muß, während sie ihre Arbeitsstunden im weißen Kittel abschrubbt. Beide sind sie über die Heavy-Metal-Musik zur schwarzen Szene gekommen, beide sehen gern Horrorfilme und sind begeisterte Leser von Goethe, Nietzsche, Byron, Shelley, Baudelaire, Poe und Anne Rices »Interview mit einem Vampir.«

Obleich ihr Haustier – Klischee ist Klischee – eine Ratte ist, und ein aufgestellter Sarg demnächst als Bücherschrank dienen wird – sie sehen sich als die friedfertigsten Bürger der Welt an. »Es gibt keine Grund, sich vor uns zu fürchten. Wir sind unpolitisch und wir sind gegen Tierversuche«, sagt Merlin. Sie verstehen deshalb nicht, wenn sie in ihrem Ort angeguckt werden und manchmal auch angepöbelt werden. »Wir akzeptieren die Bunten doch auch in ihren Kostümchen und rosa Träger-Tops!« Er ist empört, daß Gothics sogar für die Amokläufer von Littleton verantwortlich gemacht werden sollen. »Das ist eine ebenso einfache wie falsche Antwort auf ein schreckliches Ereignis. Ich bin seit sieben Jahren Gothic: Keiner unter uns ist ein Hitlerfanatiker; wir haben damit nichts zu tun!«

### Mit dem Zauber ernst machen

Daß die empfindsame Gruftie-Seele natürlich auch nach Licht und Öffentlichkeit lechzt, zeigt alljährlich das Treffen in Leipzig. Ein Heer von Weißkittelberufen und Trägern edler Zwirne scheint nur darauf gewartet zu haben, die (verhaßte) Dienstrobe abzulegen und in die schwarze Haut steigen zu können. Da gibt's dann halt die Apothekerin im Esmeralda-Top – bauchfreies Mieder mit viel Rüschen dran – den Banker mit Bondagehose oder den Programmierer im schwarzen Rüschenhemd und Cape. Schnallen muß es haben, spitz muß es sein und natürlich schwarz.

Leipzig scheint das Stonehenge der Schwarzen zu werden – ein Ort der Kraftfindung und der Selbsterfahrung. Ein Sehen und gesehen werden. Ein Spiel mit mittelalterlicher Ästhetik, Suche nach alternativen Lebensmodellen, nach Grenzerfahrungen, nach ein bißchen Schock, ein bißchen Schutz – all das vereint die Szene und macht für Gothics die Faszination von Leipzig aus. »Ich weiß nicht, wo bei manchen Leuten Faschismus losgeht«, sagt der Programmleiter des Treffens, Michael W. Brunner. »Es muß etwas Braunes dabei sein, etwas Extremes, damit in der Öffentlichkeit darüber geschrieben wird. Es müssen eine Bühne abbrennen, eine Halle einfallen. Leute umgebracht werden, damit man einem Ereignis seine Aufmerksamkeit schenkt. Man braucht Extreme, der Normalfall ist nicht mehr zu verkaufen.«

# Kontakt über

## Claudia Klinger, 44, führt Tagebuch im Netz. Wie sich das für Userinnen gehört, führten wir das Gespräch mit ihr im Chatroom.

jo-online: Claudia, Du bist eine »Netizen«. Was ist das?

Claudia Klinger: Das sind Leute, die viel im Netz kommunizieren, Projekte machen, Webseiten-Landschaften haben und die sich darüber Gedanken machen, was noch so alles auf uns zukommt.

Ist es nicht so, daß sich ein Teil ihrer Persönlichkeit weltweit öffnet und der andere Teil hockt anonym hinter dem PC? Was ist das für ein Lebensgefühl, welche Philosophie steckt dahinter?

Ich fühle mich nicht anonym und unbekannt, ich kommuniziere im Netz nur unter eigenem Namen und bin im Telefonbuch auffindbar. Auch wissen meine Freunde, was ich mache – ich fühle mich nicht »gespalten«.

Du schreibst, daß es Dein Traum sei, die Kommunikation im Kiez über das Netz zu beleben. Wie geht das?

Stell Dir vor, jeder kann die Website der eigenen Straße runterscrollen, in Läden und Hinterhöfe hineinklicken und die Leute die da wohnen, sind mit Mailadresse und Link zu ihrer Homepage angebunden. Du kannst in Arztpraxen »hineinsehen«, bevor du dich entscheidest. Du erfährst, was der Nachbar 2 Stockwerke höher für Hobbys hat. Ist doch was neues, oder?

Für wen machst Du das Tagebuch im Netz? Warum sollte man sich auf Dauer für so private Mitteilungen interessieren?

Das Tagebuch ist für mich eine Form, zu veröffentlichen, ohne mich an eine Form halten zu müssen. Es macht mir einfach Freude und manchmal schreiben die Leute etwas dazu.

Kannst du offener und unkontrollierter erzählen, wenn du nicht weißt, wer zuhört, oder wenn du vom Zuhörer keine Konsequenzen zu erwarten hast?

Wenn ich nicht weiß, wer zuhört, habe ich natürlich weniger Schubladen im Kopf, aber völlig unkontrolliert rede ich NIE. Bei allem, was ich schreibe, rechne ich damit, daß es potentiell jeder lesen kann.

Verändert sich denn die Beziehung zu den Leuten, wenn du sie später persönlich kennenlernst?

Wenn ich jemand treffe, den ich online länger kenne, dann ist da der Real-Life-Schock, denn NIE sehen sie so aus, wie man es sich vorstellte. Irgendetwas ist da, was online nicht zu merken war. Das Unbeschreibbare.

Und was ist dann besser?

Wer online ein Freund war, bleibt es auch nach dem Real-Life-Kontakt. Bisher wenigstens. Es gibt das bekannte Wort: real life ist ein weiteres Fenster. Ob es das wichtigste ist, kommt auf die Art des Kontakts an. Da es sich bei meinen Kontakten um Arbeit, Kunst, Literatur, gemeinsame Projekte handelt, ist real life nicht so wichtig. Aber manchmal muß man sich treffen. Der Datendurchsatz ist nämlich per Mail dafür zu langsam.

Ist es einfacher, ohne Stimmungen und Launen zusammen zu arbeiten?

Stimmungen und Launen kommen auch per Mail rüber, sogar verschärft. Besonders negative Emotionen interpretiert man leicht hinein oder übertreibt sie. Diese Art der Kommunikation kann aber auch eine Bereicherung sein, weil sie so reduziert und damit konzentriert ist. >>

### +++ journalistinnen online +++ ein Modellprojekt für Medienarbeiterinnen

Am 8. März 1999 startete in Berlin das Projekt +++ journalistinnen online +++, ein Fortbildungsangebot für Frauen, die in kleinen und mittleren Unternehmen der Medienbranche beschäftigt sind. Die 20 Teilnehmerinnen aus 16 Betrieben – Journalistinnen, Redakteurinnen, Fotojournalistinnen, Öffentlichkeitsreferentinnen und Mitarbeiterinnen in Werbeagenturen werden dabei mit den vielfältigen Möglichkeiten des Internets vertraut gemacht, um ihr eigenes kreatives Potential in und mit dem neuen Medium zu entwickeln und damit ihre beruflichen Chancen zu verbessern.

In dem 15-monatigen Kurs wird zu einem Drittel (8 Stunden monatlich) im Präsenzunterricht gelernt, zwei Drittel (16 Stunden) erfolgen im Telelernen. Dafür benutzt der Kurs eine speziell für www-gestütztes Lernen konzipierte Plattform. Der dort »deponierte« Lernstoff wird von den Teilnehmerinnen in freier Zeiteinteilung abgerufen und erarbeitet. Eine Dozentin steht via Telekommunikation (E-mail, Telefon) jederzeit für Fragen und Hilfe bereit.

Eine ständige Kommunikation untereinander wird in erster Linie mit Hilfe der Lernplattform gewährleistet. Dort findet sich u.a. ein »Bulletin Board«, eine Art schwarzes Brett, das in thematische Foren untergliedert ist. Hier können Fragen, Anregungen, Ideen abrufbar für alle Kursteilnehmerinnen »angepinnt« und beantwortet werden. Synchron kommuniziert der Kurs mindestens einmal pro Woche in thematisch orientierten Chats.

Als Projekt im Projekt werden die Teilnehmerinnen gemeinsam ein Online-Magazin entwickeln und gestalten. Dies soll zum einen die Gruppenarbeit in dem vorwiegend virtuellen Kurs fördern, andererseits die schrittweise erlernten Techniken und Inhalte zur Anwendung bringen.

+++ journalistinnen online +++ wird in Trägerschaft des FrauenTechnikZentrums Berlin-Hohenschönhausen e.V. durchgeführt und gefördert vom Europäischen Sozialfonds und der Senatsverwaltung für Arbeit, Berufliche Bildung und Frauen. Weitere Infos: Telefon: 030-69 04 01 62 E-mail: info@jo-online.org Internet: www.jo-online.org

**Welche Themen werden in deinem Tagebuch besonders beachtet?**

Das hängt davon ab, wie sehr MICH etwas berührt.

**Welches war Dein außergewöhnlichstes Projekt?**

Das Nichtrauchertagebuch. 2 Monate später habe ich wieder geraucht und immer kamen Mails: »Wie toll, dein Tagebuch! Es nützt mir so viel.« Was tun? Der Ehrlichkeit halber das Diary löschen? Oder darüber schreiben: Ich rauche wieder! Natürlich wußten meine näheren Freunde Bescheid. Ich entschloß mich, das Diary stehen zu lassen und gar nichts zu machen. Die Mails habe ich einfach nicht beantwortet. Ich wollte ja nicht demotivieren.

**Du hättest Deine Nichtraucherpassagen selbst wieder lesen sollen. Vielleicht hätte es auch Dir geholfen.**

Ich will derzeit nicht aufhören. Ich ziehe aufs Land in ein kleines Dorf. Dann vielleicht. Nach Gottesgabe, ihr könnt das Haus mal ansehen, [www.schloss-gottesgabe.de](http://www.schloss-gottesgabe.de)

**Diese Geschichte vom house in the country klingt interessant. Die Vorstellung von Autarkie, mein PC, mein Internetanschluß, das ist alles, um mit der Welt und meinen Auftraggebern zu kommunizieren ...**

Ja, das ist wunderbar! Solange Strom und Netzzugang da sind.

**Bist du wirklich örtlich so ungebunden?**

Ja. Meine Kunden sind nur im deutschsprachigen Raum. 20 Jahre Berlin sind genug. Ich habe große Sehnsucht nach Natur, Garten, weitem Blick, Luft und Ruhe ...

**Zieht Dein Partner mit?**

Ja, er hat nicht viel Verbindung zum real life, ist eher ein Philosoph. Er wird dort Hausmeister.

**Und auch vernetzt?**

Ja, auch vernetzt. Aber wir mailen nicht miteinander!

**Server stürzt ab – that's the end.**

Birgit Wählisch

# Frauen-Bookmarks online

Immer mehr Frauen surfen im Internet. Die Zahl der Personen, die das Internet nutzen, beträgt in Deutschland zur Zeit ca. 8,4 Millionen. Davon sind inzwischen immerhin 31% weiblich und es werden immer mehr. In dem riesigen Informationspool ist beruflich und privat viel Wissenswertes verborgen. Aber wie kommt frau zu den für sie relevanten Informationen? Wie findet sie »Frauseiten« im Internet?

Probieren wir es mit »Women's Links«, dem kommentierten Internet-Adreßbuch 2000 von Susanne Meyer. Hier hat eine Frau für Frauen relevante Adressen zusammengestellt. Also CD ins Laufwerk und los! Erster Vorteil – ich kann statt online – offline suchen. Genial für den Einstieg in die noch unbekanntere Internetwelt.

Die CD hat eine angenehme, zurückhaltend gestaltete Oberfläche. Die Internet-Adressen sind bestimmten Begriffen zugeordnet. Im dazugehörigen Buch finden sich außerdem Kommentare zu den einzelnen Adressen. Egal ob ich z.B. Informationen zu alternativer Medizin, Frauen auf Reisen, Krimi, Jobbörsen oder Frauenforschung suche, hier werde ich sofort fündig. Ich erfahre auf den ersten Blick, ob ich mein Englischwörterbuch in Reichweite haben muß, oder ob ich es mit einem deutschsprachigen Angebot zu tun habe. Von der CD kann ich mich problemlos ins Internet klicken, so daß die nervige Abschrift ellenlanger Zeichenketten mit den vielen Tipp-fehlermöglichkeiten entfällt. Wer gibt schon gerne Adressen ein, wie <http://www.uni-bielefeld.de/IFF/fraueninfony/forsch/iud/dat/datenb.htm> (Frauenwissen in Datenbanken).

Neben WWW-Adressen enthält die CD auch Links zu Chats, Frauen-Mailinglisten...

Etwas schwieriger wird es, wenn frau eine ganz bestimmte Adresse sucht, die in mehreren Kategorien versteckt sein könnte. Dann hilft nur: Probieren! Offline geht das immer noch besser und billiger als 100 000 Seiten online zu durchsuchen.

Verzeichnet sind über 1000 internationale Webseiten. Die menschliche Auswahl hat Vor- und Nachteile. So fehlen einige meiner Lieblingsseiten. Auf mein individuell gesammeltes Adreßverzeichnis (Insiderinnen sagen bookmarks) kann ich also trotzdem nicht verzichten. Dafür bekomme ich massenweise Anregungen zum Surfen. Besonders hervorzuheben sind die vielen Hinweise auf Frauseiten in anderen Ländern, auf allen Kontinenten. Das kann der Einstieg sein, um Kontakte nach China, Neuseeland oder Brasilien zu knüpfen.

Das Adreßbuch ist kein reines Verzeichnis von Internetadressen, sondern bietet auch einen ausführlichen Einstiegsteil. Kurz und knapp wird auf 40 Seiten das Internet beschrieben, obwohl dadurch manche Informationen etwas zu kurz gekommen sind. Die Einführung gibt interessante Informationen und Verweise sowohl für Anfängerinnen als auch für die, die sich weitere Kenntnisse z.B. über seltener genutzte Dienste, wie Gopher oder WAIS verschaffen wollen. Das Ganze ist locker geschrieben. Die einzelnen Textteile werden durch Links zur weiteren Information ergänzt.

Insgesamt sind das Buch und die CD für Anfängerinnen und fortgeschrittene Surferinnen empfehlenswert.

Susanne Meyer (Hg.): »Women's Links. Das kommentierte Internet-Adressbuch 2000« (mit oder ohne CD), Orlanda Verlag 1999. Zu bestellen in jeder Buchhandlung oder direkt beim Orlanda Frauenverlag. Fax: 030/215 39 58.



# Leben zwischen S

Wenn die Sonne die Zeit gemacht hat, wie der 12jährige Emra aus Kurdistan sagt, dann werfen die Wolken Schatten auf sie. Emra ist mit seiner Familie vor vier Jahren aus der Türkei geflüchtet und weiß genau, was man die Schattenseiten des Lebens nennt. Wie 400 andere Menschen jährlich sucht auch Emra mit seinen Eltern Hilfe im Berliner Behandlungszentrum für Folteropfer. »Von Kopf bis Fuß wieder gesund machen« sollen die Ärzte und Psychologen seine Mutter dort. Emra weiß noch nicht, daß sich manche Wolken nie mehr verziehen. Notizen eines Besuchs.

Es ist immer wieder ein Balancieren auf einem Seil ohne doppelten Boden – mit offenem Ausgang, Stürze einkalkuliert. So jedenfalls hört es sich an, wenn Sepp Graessner, Mitarbeiter des Berliner Behandlungszentrum für Folteropfer, sein jüngstes »Versagen« beschreibt. Er, der klinische Psychologe und Therapeut, spezialisiert auf den forensischen Bereich, brauchte für das Erwirken einer Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis für einen schwer traumatisierten Patienten die detaillierten Beschreibungen der Foltermethoden. Das ist die Voraussetzung für alle Gutachten, richterlichen Entscheide usw., wenn andere hinter ihren Schreibtischen darüber befinden, ob der Schweregrad der Verfolgung tatsächlich für das Gewähren von Asyl ausreichend ist. Laut Gesetz gilt der als glaubwürdig, der sein Schicksal »konkret, datailliert und im wesentlichen widerspruchsfrei« darstellen kann. Um dem Betroffenen wenigstens durch ein zuverlässiges medizinisches Gutachten

vor der Abschiebung zu bewahren, übertrat der sich in Zeitnot befindende Arzt eine Grundregel im Umgang mit Schwersttraumatisierten. Drei Tage blieben bis zum Ablauf der Papiere, aber der Mann hatte immer wieder zu verstehen gegeben, daß er über seine Erlebnisse nicht sprechen konnte. Graessner insistierte dennoch darauf und nahm damit eine mögliche Retraumatisierung in Kauf. Der Mann begann zu zittern, atmete rasend schnell und rettete sich in einen Zustand der Hyperventilation, die mit einer oberflächlichen Bewußtlosigkeit einhergeht. Flach auf den Boden gelegt, begann er in diesem somnabulen Zustand über seine qualvollste Zeit zu erzählen. Alles. Das war viel und sollte auch für die Behörde genügen. Nach einer Stunde kam der Mann wieder zu sich und weiß bis heute nicht, daß er über seine Erlebnisse gesprochen hat. Nur Graessner selbst hadert noch mit sich und seiner Grenzüberschreitung.

Text: Annette Maennel  
Fotos: Annett Ahrends

Wer den Weg in das Haus 14 im Klinikum Westend, 3. Etage geschafft hat, weiß sich oft das erste Mal nach einer langen ungewissen Reise an einem Ziel. Hier treffen die vom Leid gezeichneten, oft stummen, in sich gekehrten Menschen auf ein engagiertes und professionelles Team von 26 Mitarbeitern, darunter Ärzten, Psychologen, Therapeuten und Sozialarbeitern, die sich seit der Gründung des Hauses 1992 den gesundheitlichen, und das heißt vor allen Dingen den seelischen Schäden der Menschen widmen. Trotz einer bestehenden Konvention der Vereinten Nationen von 1987, die Folter als Mittel staatlicher Gewalt untersagt, wird noch in fast 120 Ländern der Erde gefoltert. Über 400 Menschen wenden sich jährlich an die Einrichtung in Berlin, vorwiegend sind es verfolgte Kurden aus der Türkei, Verfolgte aus dem ehemaligen Jugoslawien, dem Irak, Iran oder aus Sri Lanka oder aber Menschen, die ins Visier des Ministeriums für Staatssicherheit gelangt waren. Die Gründe der politischen Verfolgungen unterscheiden sich, jedoch kaum die Foltermethoden und die Narben, die sie bei den Gefolterten hinterlassen. Von Scheinhinrichtungen, Injektionen, Elektroschocks an allen empfindlichen Körperstellen, Schlägen mit Eisenstangen, Tauchen bis zum Erstickten in Flüssigkeiten voller Exkremente, Isolierzellen, in denen man sich nicht aufzurichten vermag, Psycho-



geschafft hätten, sich mit ihren Kindern bis nach Deutschland durchzuschlagen, sagt sie. Unterkunft fanden die meisten von ihnen in Flüchtlingsheimen am Rande der Innenstadt. Der Weg ins Zentrum ist für sie ein Hindernislauf. Sie müssen sich die Zeit ohne Kinder organisieren, den Weg mit x-maligen Umsteigen bewältigen und oft auch noch von ihrem wenigen Geld die Fahrkarten kaufen. Die Frauen leiden unter Alpträumen, Schweißausbrüchen, Angstattacken. In jeder schlaflosen Nacht spulen sich die Szenen erlebten Grauens in einer Endlosschleife wieder ab. Den Glauben an sich und an ihre Umwelt haben sie verloren. Sie klagen über Unterleibsschmerzen, Kopf- und Nackenschmerzen und stehen nicht selten vor dem Wunsch, lieber tot als lebendig zu sein. Das schreckliche Erlebnis wird verdrängt, in dem sie keine Gefühle mehr zulassen. Der Tagesablauf ist streng geregelt, die Kinder haben zu funktionieren. Meistens sprechen sie nicht im Beisein ihrer Kinder über die jüngste Vergangenheit. Zu sehr hoffen sie, daß die Kinder von dem Leid unberührt geblieben sind, es ihr kindliches Gemüt besser versenke. Es fällt einer muslimisch erzogenen Frau unsagbar schwer, über die ihr angetane sexuelle Folter zu berichten, es anderen mitzuteilen – außer Allah, dem sie sich traditionell als einzigem offenbaren. Noch schwieriger ist es, wenn der eigene

## Sonne und Schatten

terror durch Nahrungs- und Schlafentzug, eingespielte Schreie der eigenen Kinder wird berichtet ... Es ist fast unmöglich, die ganze Palette brutalen Handelns aufzuzählen, die sich Menschenhirne ausdenken, um andere zielgerichtet zu zerbrechen. Perfiderweise zerstören sie damit nicht nur den Gefolterten, sondern auch seine Familie und gleichzeitig jeglichen oppositionellen Widerspruch.

Die Massenvergewaltigungen, erst in Bosnien und sechs Jahre später im Kosovo, liefern den traurigen Beleg einer Bilanz des Unfaßbaren. Sibylle Rothkegel, 51jährige Psychologin am Zentrum, betreut seit zwei Jahren eine Frauengruppe mit zwölf moslemischen Frauen aus Srebrenica. Die meisten ihrer Patientinnen sind zwischen 20 und 40 Jahre alt und wurden während des Krieges mehrfach vergewaltigt. Am meisten bewundere sie die Kraft der Frauen, die es



Sibylle Rothkegel

Mann zugegen ist. Häufig kommt es vor, daß die Männer ihre Frauen daraufhin verlassen.

Leer und ausgebrannt halten sie hier ihre geretteten Familienbände zusammen, oft nicht wissend, ob ihre Männer daheim überhaupt noch am Leben sind. Diese immerwährende Ungewißheit läßt den »reinigenden« Prozeß der Trauerarbeit nicht zu, so Rothkegel und mache es den Frauen noch schwerer, »zum Leben zurückzukehren«. Keine Träne, kein enthemmtes Aufschreien gegen das in sich hineingefressene Leid. Ein Dulden auf Lebenszeit? Das Krankheitsbild, genannt Posttraumatisches Belastungssyndrom (PTSD) erweist sich als subtil, weil es sich eben nicht in klaren klinischen Symptomen zeigt, die mit Pharmaka zu behandeln sind. »Unsere Arbeit braucht viel Zeit, und das nicht nur, um ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, sondern auch um kulturelle Unterschiede >>



und Sprachbarrieren zu überwinden«. Klagt zum Beispiel eine Frau über Unterleibschmerzen und sperrt sich mit einer Verspannung gegen jede Berührung, fragt die Therapeutin nach, was zu Hause die Mutter oder die Großmutter gegen die Schmerzen getan hätten. Das Sich-Erinnern an das wärmende, wohlige Gefühl bewirke manchmal, daß sich die gute Erfahrung über die schlechte erhebt und die Frau langsam wieder lernt, sich zu entspannen.

Den Frauen ihre Würde und das Vertrauen in sich selbst wiederzugeben, ist die vordringlichste Aufgabe der Therapeutinnen. Die Folgeerscheinungen der Opfer sind nicht heilbar, aber es ist möglich, das erfahrene Leid über eine Langzeittherapie so in den eigenen Lebenslauf zu integrieren, daß es nicht den Mittelpunkt der Persönlichkeit einnimmt. Für die Betroffenen ist es ein heilsamer Schritt, wenn die Verursacher ihres Leides zur Verantwortung gezogen werden. Nichts löst schneller eine Retraumatisierung aus, als die Vorstellung, seinem Peiniger irgendwann einmal zu begegnen oder ihm am Gartenzaun gegenüberstehen zu müssen.

Die Etage 3 ist hell und freundlich und hat nichts mit herkömmlichen Krankenstationen gemein. Es ist still, vor den geschlossenen Türen liegen Papierbögen auf denen steht: »Bitte nicht stören. Behandlung«. Um in das Zimmer von Sibylle Rothkegel zu gelangen, muß man an der Tür ein Windglockenspiel streifen, daß mit seinem weichen, dunklen Klang eine Atmosphäre von Behaglichkeit vermittelt. Große, weiche orientalische Kissen liegen auf dem Boden, Grünpflanzen an den sonnendurchfluteten Fenstern mit Vorhängen, die in warmen rot, gelb- und Brauntönen den Raum in ein mildes Licht tauchen. Auf dem Fensterbrett liegen Steine, Muscheln und ein kleiner grüner Buddha. Die Therapie wird auf das Bedürfnis der Patienten abgestimmt. Elemente der Gesprächs-, Familien-, und Körpertherapie kommen genauso zur Anwendung wie Gestalt- oder Maltherapie. Die Gespräche finden meist mit einer Dolmetscherin statt. Um nicht kontraproduktiv zu arbeiten, muß die Muttersprachlerin unparteiisch sein, sich der Schweigepflicht unterziehen und ein Verständnis für die Situation aufbringen. Nicht jede schafft es, sich auf Dauer den Belastun-

gen des Gehörten auszusetzen, auch wenn sich die KollegInnen regelmäßig untereinander helfen und durch Supervisionen begleitet werden.

Auch Sibylle Rothkegel versucht, die Geschichten nicht mit nach Hause zu nehmen. Zu Beginn ihrer Tätigkeit hat sie sich völlig psychisch und physisch auspowern lassen, sich selbst kaum Zeit gegönnt. Heute weiß sie, daß das auf Dauer nicht durchzuhalten ist, und nimmt auch ihr privates Leben ernst. Nur mit einem halbwegs freien Rücken, im Wissen um Liebe und Zuneigung, läßt sich dieser Beruf mit der notwendigen Energie und dem leidenschaftlichen politischen Engagement meistern.

Einmal im Jahr, am Tag der offenen Tür, verwandelt sich die Etage. Lange Tische stehen voll mit Gebratenem, Gebackenem, Obst, Kuchen und Getränken, die von Patienten und Mitarbeitern angerichtet wurden. Kurdische Musik klingt aus den Räumen. Draußen auf der Wiese sitzen Frauen und bereiten Fladen zu. Ausgelassen springen die Kinder über die Wiese, spielen Ball oder zei-



gen ihre neusten gymnastischen Übungen. Immer wieder kommen neue Besucher, die von den anderen aufs herzlichste begrüßt und umarmt werden. Für Außenstehende ist es das Bild einer großen, vertrauten Familie, die sich zum gemeinsamen Picknick trifft. Nur das große Blatt Papier an der Wand, auf das alle etwas zum Thema »Leben« malen sollen, wirft Schatten auf das harmonische Bild. Emra steht mit einem Pinsel davor und malt ein grünes Quadrat mit schwarzen, gezackten Querstreifen, das seine Schule sein soll. Es könnte aber auch ein Haus sein, daß in Ketten gehalten wird. Emra, ein Junge mit zart geschnittenem Gesicht und großen braunen Augen, ist 12 Jahre alt. Er müßte eigentlich in die 6. Klasse gehen, besucht aber jetzt eine 3. Klasse in einer Schule im Berliner Stadtbezirk Marzahn. Emra möchte Forscher werden »die Sonne hat die Zeit gemacht« sagt er zum Einstieg in das Thema und wünscht sich unbedingt ein Stereoskop. Er möchte aber auch Arzt sein, denn dann würde er seine Mutter auf die Behandlungsbank legen und sie von Kopf bis Fuß wieder gesund machen. Seine Mutter, eine Schneiderin aus Kurdistan, kam mit ihrem Mann

und ihren beiden Kindern vor vier Jahren nach Deutschland. Sie und Angehörige ihrer Familie saßen unterschiedlich lang in türkischen Gefängnissen. Emra ist die wichtigste Stütze der Familie – er spricht deutsch, sein Vater gar nicht, die Mutter nur ein paar Brocken. Geduldig stehen die beiden neben ihrem Sohn und warten, daß er etwas sagt oder übersetzt. Warten macht derzeit den größten Teil ihres Tages aus. Warten auf die Behandlung, warten auf dem Sozialamt, warten, daß das Kind aus der Schule kommt. Oft telefonieren sie mit der Familie zu Hause. Sie haben Heimweh und wollen zurück: »Der beginnende Sommer ist jetzt schön« sagt die schmale, zerbrechlich wirkende Frau mit dem offenen Lachen und streicht ihrem Sohn über den Kopf. Der Sommer wird inzwischen auf dem Papier eingefangen. Jeder faßt einmal den Pinsel einmal an und tunkt ihn in Farbe; Blumen, Sonnen, Wiese, der Himmel – dunkle Flecken zwischendrin und ein Mädchen malt groß und selbstvergessen eine kurdische Fahne.

Emra spricht schnell, springt hastig von einem Thema zum nächsten und weicht dem Blick seines Gegenübers aus. »Angst? Wovor? Es war schrecklich, mein Onkel war sieben Monate im Gefängnis«. Dann sagt er gleich hinterher: »Ich habe Angst, noch so viel lernen zu müssen, um ein Forscher zu werden.«

Stehen die Kinder zuerst ganz am Rand des Geschehens und begleiten ihre schwer traumatisierten Eltern nur ins Zentrum, stellt sich immer öfter heraus, daß auch sie unter psychosomatischen Störungen und Depressionen leiden. Immer häufiger werden 10jährige und Jüngere direkt oder indirekt Opfer von Folter und Mißhandlungen und bedürfen dringend einer Behandlung. Darüber sind sich die Therapeutinnen einig. Bisher können sie das nur im Rahmen der Familientherapie mit berücksichtigen – eine Therapeutin für Kinder kann sich die Einrichtung, die sich neben öffentlichen Zuschüssen von der EU und dem Bonner Familienministerium auch zu 20 % aus privaten Spenden finanzieren muß, noch nicht leisten. >>



Und damit wären wir wieder am Anfang des Geschehens. Ein Arzt agiert gegen seine eigene Überzeugung und gegen die Auffassung seiner Profession. Eine Therapie bei ständig drohender Abschiebung zu beginnen ist fachlich nicht vertretbar. Das heißt, das die vergewaltigten Frauen aus dem Kosovo nur beraten werden und an kriseninterveningenden Programmen teilnehmen können. Und das heißt letztendlich, daß sich die rot-

grüne Regierung nicht nur in Zeiten des Krieges und ihrer Beteiligung daran sich medienwirksam der vergewaltigten Frauen »bediente«, sondern ihnen jetzt schnellstens auch eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis zubilligen müßte, indem sie sexuelle Folter als Asylgrund anerkennt. Eine Gesetzesvorlage dafür liegt dem Bundesrat nämlich bereits vor.

*Spendenkonto:*  
Deutsche Apotheker- und Ärztekbank eG,  
BLZ: 100 906 03,  
Konto: 020307 4234

*Kontakt:*  
Behandlungszentrum für Folteropfer  
Haus 14, Klinikum Westend –  
Spandauer Damm 130, 10405 Berlin  
Fon: (030) 30 39 06-0

Kerstin Herbst

# Notwendig, aber zu kurz gedacht

## Zur Reform der 630-DM-Jobs

Am 2. Juni dieses Jahres druckte das ausgesprochen arbeitgeberorientierte »Handelsblatt« den wütenden Leserbrief eines Betriebsrats einer Gebäudereinigerfirma. Thema ist die seit dem 1. April geltende Steuer- und Sozialversicherungspflichtigkeit von 630-DM-Jobs, die als Nebentätigkeit ausgeübt werden: »Das Gesetz ist in höchstem Maße unsozial, weil es hauptsächlich Leute trifft, die auf 630 Mark monatlich und nicht 355 Mark einfach angewiesen sind, weil sie im Hauptberuf zu wenig verdienen..., Leute, die tagsüber Krankenhäuser reinigen und abends einen Zusatzjob brauchen, um die Miete bezahlen zu können.« Auch die Protestkampagnen bestimmter Arbeitgeberverbände reißen nicht ab, die, unterstützt von der CDU und von Springers »Welt«, hauptsächlich Falschinformationen und Panik verbreiten.

Warum befinden sich hier die Interessen (bestimmter) Arbeitgeber und (bestimmter) Arbeitnehmer – der Nebenjobber – in scheinbarer Übereinstimmung? Die Reform setzt isoliert an einem Punkt an, und mit einem Mal offenbaren sich die Hinterlassenschaften der Kohl-Ära in sehr konkreter Weise. Zu nennen sind vor allem Reformstaus im Steuerrecht, bei den sozialen Sicherungssystemen und im Arbeitsförderungsgesetz. Ganze Branchen möchten nicht auf ihre Extraprofite verzichten, präsentieren sich als völlig unfähig, die Arbeit im Unternehmen kreativ umzuorganisieren, und beklagen lauthals die Kündigungen der Nebenjobber. Nicht zuletzt zeigt sich, wie groß die Gruppe der working poor in der Bundesrepublik inzwischen ist. An der massenhaften Ausbreitung nicht existenzsichernder Einkommen für Vollzeitjobs haben die Tarifpartner ihren Anteil.

Die Reform der 630-DM-Jobs durch die rot-grüne Bundesregierung war überfällig und muß deshalb, wenn auch zähneknirschend, bejaht werden, obwohl sie einseitig auf die Sanierung der Kranken- und Rentenversicherung zielt, nicht alle alten Ungerechtigkeiten beseitigt, neue Ungleichheiten schafft und umständlich umzusetzen ist.

### Zu den Fakten

Gegenwärtig gibt es in der Bundesrepublik, vorsichtig geschätzt, etwa sechs Millionen ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse. Etwa 4,2 Millionen Menschen sind ausschließlich ungeschützt beschäftigt. Davon bilden 1,6 Millionen Hausfrauen, also Ehefrauen, die außer einem 630-DM-Job keiner weiteren Erwerbstätigkeit nachgehen, die größte Untergruppe. 1,5 Millionen Menschen, je zur Hälfte Frauen und Männer, haben einen 630er Nebenjob. 80 Prozent der NebenjobberInnen sind ArbeiterInnen und Angestellte, 10 Prozent Auszubildende und weitere 10 Prozent Selbständige und BeamtInnen. Bis zum 1. April 1999 waren alle diese Jobs sozialabgabenfrei. Der Arbeitgeber mußte lediglich eine pauschale Lohnsteuer von zuletzt 22,9 Prozent an das Finanzamt abführen. Faktisch ist die Pauschalsteuer in etwa 60 Prozent der Fälle auf die Beschäftigten abgewälzt bzw. kurzerhand nicht gezahlt worden.

Dramatisch ist nicht nur die absolute Zahl der 630-DM-Jobs, sondern auch ihre rasante Zunahme allein in den letzten vier Jahren um 25 Prozent. Diese Dynamik ergab sich aus der massenhaften Zerlegung von sozialversicherungspflichtigen in sozialversicherungsfreie Beschäftigungsverhältnisse. Die Folgen sind bekannt: Die Unternehmen verschaffen sich Wettbewerbsvorteile durch geringe Lohnkosten. Die Lohnnebenkosten der noch regulär Beschäftigten steigen, weil Einnahmeausfälle der Sozialkassen von jährlich 16 Milliarden DM aufgefangen werden müssen. Ausschließlich sozialversicherungsfrei Beschäftigte sind im Alter auf Ehepartner oder die Sozialhilfe angewiesen. Beide Versorgungsformen werden indirekt (durch die Begünstigung der Ehe im Steuerrecht) oder direkt aus Steuermitteln finanziert.

Die Arbeitgeberproteste zeigen, daß ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse in weit mehr Branchen verbreitet sind, als bisher bekannt war. Neben den Vorreitern der Umwandlung regulärer Jobs wie dem Handel und den Gebäudereinigern bedienen sich vor allem die Druckindustrie, Zeitungsverlage, die Gastronomie, Call Center, Universitäten (etwa 55 000 wissenschaftliche Hilfskräfte!), Bestattungsunternehmen, Rettungsdienste, Angehörige freier Berufe, Friseure, Taxiunternehmen, Fitneßstudios, Tankstellen, Sportvereine (besonders großen Druck machen die Fußballvereine) usw. der 630-DM-Jobs.

## Seit dem 1. April 1999 gelten für die 630-DM-Jobs folgende neue Spielregeln:

- Die Geringfügigkeitsgrenze wird für West- und Ostdeutschland (dort bisher 530 DM) bei monatlich 630 DM festgeschrieben und nicht mehr erhöht.
- Alle geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse sind von den Arbeitgebern der Sozialversicherung zu melden und auf der Lohnsteuerkarte zu vermerken.
- Die bisherige pauschale Lohnsteuerzahlung durch den Arbeitgeber von 22,9 % entfällt. Statt dessen zahlen die Arbeitgeber pauschalierte Sozialversicherungsbeiträge von 12 Prozent an die Rentenversicherung und 10 Prozent an die Krankenversicherung, sofern die geringfügig Beschäftigten Mitglied einer gesetzlichen Krankenversicherung sind. Hierdurch sinken sogar die Bruttokosten des Arbeitgebers. Betrugten sie früher 771,75 DM, so betragen sie jetzt 768,60 DM bzw. 738,37 DM. Arbeitgeber, die heute über eine Kostensteigerung von 20 bis 35 % klagen, haben die pauschale Lohnsteuer bisher mit Sicherheit auf die Beschäftigten abgewälzt. Diese Möglichkeit ist durch die Meldepflicht abgeschnitten.
- Ist der 630-Mark-Job ein Nebenjob zu einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung oder bestehen mehrere 630-Mark-Jobs nebeneinander, werden diese zusammengerechnet. Sie müssen dann versteuert werden, und aufgrund der Zusammenrechnung wird auch die Nebenbeschäftigung grundsätzlich versicherungspflichtig. Die NebenjobberInnen haben effektive Einkommenseinbußen. Es wurde aber die Gerechtigkeitslücke zu Beschäftigten geschlossen, die Überstunden leisten und diese selbstverständlich versteuern müssen.
- Die 630-DM-Jobs von 1,6 Millionen Ehefrauen sind allerdings von der Besteuerung ausdrücklich ausgenommen worden. Das Einkommen des Ehemannes wird nicht angerechnet. Dies ist eine grobe Benachteiligung nichtverheirateter Frauen, der verheirateten Frauen mit einem gering entlohnten sozialversicherungspflichtigen Job sowie der geschiedenen Frauen, die einen steuerpflichtigen persönlichen Unterhalt von mehr als 1245 DM im Monat bzw. 14.940 im Jahr erhalten.
- Aus den Pauschalbeiträgen zur Sozialversicherung entstehen nur im Bereich der Rentenversicherung zusätzliche Ansprüche, nämlich eine teilweise Anrechnung bei Wartezeiten und Entgeltpunkten.
- Im Bereich der Krankenversicherung entstehen weder zusätzliche Ansprüche noch ein eigenständiges neues Krankenversicherungsverhältnis. Da etwa 95 % der geringfügig Beschäftigten über den Hauptjob, die Familienversicherung, den Status als RentnerIn, das Arbeits- oder Sozialamt oder eine private Versicherung abgesichert sind, scheint dies hinnehmbar.
- Geringfügig Beschäftigte haben die Möglichkeit, den Pauschalbeitrag zur Rentenversicherung mit einem eigenen Beitrag von 47,25 DM pro Monat aufzustocken. Dadurch können sie vollwertige Pflichtbeitragszeiten erwerben; d.h. eine volle Berücksichtigung bei der Wartezeit und der Entgeltpunktberechnung, das Recht auf Kuren, die Rente nach Mindesteinkommen, einen vollwertigen Berufs- bzw. Erwerbsunfähigkeitsschutz und die vorgezogenen Altersgrenzen. Dies soll insbesondere Frauen die Chance bieten, ihre Alterssicherung zu verbessern. Der Arbeitgeber ist verpflichtet, die Beschäftigten über die Möglichkeit der Aufstockung zu informieren.

Die Neuregelung der 630-DM-Jobs trägt den deutlichen Charakter eines Kompromisses zwischen SPD und Bündnis 90/Den Grünen. Die SPD setzt klar auf die Eindämmung der Flucht aus den sozialen Sicherungssystemen, aber möglichst ohne individuelle Leistungsansprüche der geringfügig Beschäftigten. Bündnis 90/Die Grünen wollen die volle Einbeziehung aller Beschäftigungsverhältnisse oberhalb einer Geringfügigkeitsgrenze von etwa 300 DM in die Sozialversicherungen, im Interesse der Frauen vor allem in die Rentenversicherung. Das zweite grüne Reformziel ist die Beseitigung der Mauer zwischen 630-DM-Jobs und sozialversicherungspflichtiger Teilzeitbeschäftigung – wiederum im Interesse einer eigenständigen Existenzsicherung von Frauen. Weitgehend durchgesetzt hat sich vorläufig die SPD-Linie.

Darüber, ob die Unternehmen ihre Drohungen in die Tat umsetzen, den größten Teil der bisherigen 630-DM-Jobs ersatzlos zu streichen und in die Schwarzarbeit auszuweichen, oder ob sie, wie einige große Gebäudereiniger und Einzelhandelsketten, ihren Beschäftigten in nennenswerter Zahl sozialversicherungspflichtige Teilzeitstellen anbieten, läßt sich bislang nur spekulieren. Die Bundesregierung wird von den betroffenen Wirtschaftsverbänden, zu denen sich gerade die Hochschulrektorenkonferenz gesellt hat, unvermindert attackiert.

### Die Auswirkungen

Die Auswirkungen der Reform auf die Beschäftigten lassen sich ein Vierteljahr nach Inkrafttreten bereits ziemlich präzise bestimmen: Da das Lohnsteuersystem der Bundesrepublik nicht gleichzeitig reformiert wurde, ergeben sich massive Ungerechtigkeiten innerhalb der großen Gruppe der ausschließlich geringfügig beschäftigten Frauen, weil Ehefrauen und nichtverheiratete Frauen weiterhin unterschiedlich behandelt werden.

1. Frauen (und natürlich auch Männer) mit einem 630-Mark-Job als Nebenbeschäftigung arbeiten hier meist auf einer zweiten Steuerkarte in der Lohnsteuerklasse VI. Hier sind die steuerlichen Abzüge unverhältnismäßig hoch und entsprechen nicht der tatsächlichen Einkommenssituation. Zwar wird mit dem Lohnsteuerjahresausgleich ein Teil der überzahlten Steuern zurückerstattet. Frauen, die sich mit einem geringen Gesamteinkommen knapp oberhalb der Steuerfreigrenze von 13.067 DM im Jahr bewegen, benötigen den Zusatzverdienst aus der geringfügigen Nebenbeschäftigung aber jeden Monat! Bündnis 90/Die Grünen wollen zur Vermeidung der hohen monatlichen Besteuerung einen Freibetrag prüfen.
2. Die begrüßenswerte und notwendige Melde- und Lohnsteuerkartenpflicht der geringfügigen Jobs führt auch zu einer unnötigen monatlichen Belastung von Personen – auch hier meist Frauen –, deren Einkommen trotz eines 630-Mark-Jobs unterhalb des steuerpflichtigen Einkommens von 13.067 DM jährlich liegt. Verheiratete oder geschiedene Frauen mit Unterhalt werden in die Steuerklassen V oder VI eingeordnet und müssen sich die überzahlten Steuern vom Finanzamt zurückholen. Hier möchte die rot-grüne Koalition durch eine Änderung im Einkommensteuergesetz sicherstellen, daß die Beschäftigten, die mit Sicherheit im Jahresdurchschnitt kein steuerbelastetes Einkommen erzielen, nicht monatlich besteuert werden.
3. Die teilweise Anrechnung von 630-DM-Jobs auf die individuelle Rentenanwartschaft kann als einziger frauenpolitischer Fortschritt der Reform bewertet werden und wird von den Grünen in der Regierungskoalition auch als solcher herausgestellt. Der Pferdefuß ist die Freiwilligkeit des Arbeitnehmeranteils – wie bereits erläutert, schafft nur er den Anspruch auf alle Leistungen der Rentenversicherung. Der Gesetzgeber argumentiert, daß nur 23 Prozent der geringfügig Beschäftigten ein Interesse am Erwerb eigenständiger Rentenansprüche haben und daß er dieses Votum ernstnehmen möchte. Es ist fraglich, daß angesichts des Lohnsteuerwirrwarrs insbesondere geringverdienende Frauen in der Lage sind, auf monatlich 47 DM zusätzlich zu verzichten.

### Der Mangel

Das wesentlichste Manko der Reform der 630-DM-Jobs ist jedoch, daß durch das Festhalten an einer (wenn auch eingefrorenen) Geringfügigkeitsgrenze von bis zu 15 Arbeitsstunden im Monat bzw. bis zu 630 DM Verdienst die vielbeschworene »Teilzeitmauer« nicht eingerissen wurde.

Das bedeutet:

1. 630-DM-Jobs sind weiterhin keine Erwerbstätigkeit im Sinne des Arbeitsförderungsrechts. Die alte, vor allem im Interesse der ausschließlich geringfügig beschäftigten Frauen erhobene Forderung, geringfügig Beschäftigten wenigstens Zugang zu den von der Bundesanstalt für Arbeit geförderten Fortbildungs- und Umschulungsmaßnahmen zu verschaffen, wurde nicht erfüllt. Die bündnisgrüne Bundestagsfraktion argumentiert: »Wünschenswert wäre natürlich die Einbeziehung geringfügig Beschäftigter in die Leistungen der aktiven Arbeitsmarktpolitik ... Eine tragfähige Lösung ..., die auch finanziell zu schultern ist, kann nur im Rahmen einer grundlegenden Strukturreform der Arbeitslosenversicherung gefunden werden.«
2. Die 630-Mark-Grenze wird weiterhin die Entstehung sozialversicherungspflichtiger Teilzeitarbeitsplätze mit einem wöchentlichen Stundenumfang von 15 bis etwa 20 Stunden verhindern. Da Arbeitsverhältnisse ab 15 Wochenstunden reguläre Erwerbsarbeit sind, müssen Sozialversicherungsbeiträge und Lohnsteuern bezahlt werden. Hier befinden sich vor allem verheiratete Frauen mit einem Teilzeitwunsch im genannten Umfang, die nur relativ gering bezahlte Stellen finden können, in der »Geringfügigkeitsfalle«: Da sie meist in Steuerklasse V eingeordnet werden, müßten sie, um 630 DM netto zu erhalten, 1120 DM brutto verdienen. Dies ist weder für die Arbeitgeber (Lohnnebenkosten) noch für die Arbeitnehmerin (Steuer- und Abgabenbelastung sowie höhere Wochenstundenzahl) sonderlich attraktiv. Dieses fortgesetzte aktive Fernhalten verheirateter Frauen von der sozialversicherungspflichtigen Erwerbsarbeit geht auf das Konto der SPD. Bündnis 90/Die Grünen haben erkannt, daß bei einer Abschaffung bzw. starken Einschränkung des Ehegattensplittings natürlich auch die Steuerklasse V fallen und zur Individualbesteuerung der Einkommen übergegangen werden muß.

SPD und Teile von Bündnis 90/Die Grünen im Bundestag sehen den Ausweg in der Schaffung eines Niedriglohnssektors, um massenhafte Anreize zur Aufnahme kleiner Teilzeitbeschäftigungen bzw. gering entlohnter Vollzeitbeschäftigungen im Dienstleistungsbereich zu schaffen. Diskutiert werden der »Kombilohn« (Kombination aus Transfer- und Arbeitseinkommen), die degressive öffentliche Subventionierung von Sozialversicherungsbeiträgen im sozialversicherungspflichtigen Niedriglohnbereich und andere Modelle. Obwohl an dieser Stelle keine Auseinandersetzung mit der Niedriglohnphilosophie geführt werden kann, einige Anmerkungen: Es ist ordnungspolitisch und logisch einfach absurd, geringfügige Nicht-Arbeitsverhältnisse in die Sozialversicherungspflicht einzubeziehen und kleine Arbeitsverhältnisse mittels Subventionen faktisch von der Sozialversicherungspflicht zu befreien!

Bereits jetzt existieren Kombilöhne, deren Einsatz interessante Beobachtungen zuläßt. Die Strukturanpassungsmaßnahmen der Bundesanstalt für Arbeit (ein pauschaliertes Arbeitslosengeld wird als Lohnkostenzuschuß eingesetzt), die 1998 in Ostdeutschland für die Privatwirtschaft geöffnet wurden, haben gigantische und sehr teure Mitnahmeeffekte erzeugt. Deshalb wurden sie von Rot-Grün wieder auf die Arbeitsmarktintegration von »Zielgruppen« konzentriert, was natürlich Proteste der Wirtschaft auslöste. Lohnkostenzuschüsse für erwerbsfähige SozialhilfempfängerInnen (hier wird die in zwölf Monaten einzuspärende Sozialhilfe eingesetzt) zeigen, daß viel Geld nicht viel hilft, sondern daß die Arbeitsmarktintegration von Menschen mit einer schwierigen Erwerbsbiographie individuelle Maßarbeit und keine Jobmaschine ist. Schließlich ließe sich mit den 20 Milliarden DM, die die flächendeckende Subventionierung eines Niedriglohnssektors in der Bundesrepublik kosten würde, arbeitsmarktpolitisch weit Sinnvolleres anfangen.

Zur Reform der 630-Mark-Jobs gab es genau zwei Alternativen: Alles beim alten zu lassen oder eine besser durchdachte und vernetzte Lösung vorzulegen. Dies war in der Koalition jedoch nicht durchzusetzen, und dafür war wohl auch der Berg an Problemen, den die Kohl-Regierung hinterlassen hat, zu hoch.

Text: Jutta Donat  
Fotos: Christa Thiel,  
Jutta Donat



## Von der Qual der (Berufs-)Wahl: Leipziger Mädchen gehen rechtzeitig in die Startlöcher

Sie sind albern wie Weiland Pfeiffer in der »Feuerzangenbowle«, sie haben Kerle, Kosmetik und Kino im Kopf und die weitaus spannendste Frage für sie ist: Wer geht mit wem? Sie sind zwölf, höchstens dreizehn, und somit in den besten Jahren, findet Christa Thiel.

In den besten Jahren jedenfalls, um sich einen Beruf anzulachen. »Das ist keinesfalls zu früh«, sagt die Leiterin des Leipziger Projektes »Verbesserung der Berufschancen von Mädchen«. »In diesem Alter werden die Weichen gestellt für Interessen, Hobbies und damit für die spätere Berufswahl. Ich möchte den Mädchen helfen, ihr Interessenspektrum zu erweitern. – Nicht irgendeine Lehrstelle, sondern die richtige für's Leben zu finden, ist ihr Anliegen.

Auch wenn für manche Elektroschaltkreise, Gigabytes oder Mikrofishes ebenso weit weg zu liegen scheinen wie die nächste Mondfinsternis, wenn in diesen grünen Jahren nichts passiert, wird der Kreislauf nie durchbrochen, der da lautet: die Guten ins Töpfchen, die übrigen Mädchen in die traditionellen und meist schlechtbezahlten Weißkittel-, Assistentinnen- und Helferinnenberufe ... Die Trennung des Ausbildungsmarktes

nach Geschlecht ist unterdessen in vollem Gange. Das Gros der Mädchen versucht erst gar nicht sein Glück in gewerblich-technischen Bereichen. In Sachsen beispielsweise gibt es derzeit ca. 370 Ausbildungsberufe im dualen Ausbildungssystem. Davon sind nur wenige nicht für Mädchen geeignet, die dennoch nur 15 für sich auswählen. Und die Hitliste dieser aktuellen Wunschberufe führen unverändert an: Friseurin, Büro- und Einzelhandelskauffrau, Zahnarzhelferin, Erzieherin, Anwaltsgehilfin...« Wir wollen den Mädchen einen Ausblick auf die Vielfalt der Ausbildungsberufe geben«, sagt Christa Thiel, »ihnen nahebringen, wie die Zugangsvoraussetzungen sind, was sich hinter den Berufsbildern verbirgt. Und das so frühzeitig und anschaulich wie möglich.«

Diesen restaurativen Trend in die sogenannten Helferinnenberufe allein auf den notorisch überforderten Lehrstellenmarkt zu schieben, würde bedeuten, zu verlieren, ohne gekämpft, anderes probiert zu haben. Denn fragt man nach in großen Firmen und mittelständischen Betrieben, ist der Leumund, der Mädchen vorseilt, gar nicht so schlecht. »Wir bilden u.a. Mädchen als Kfz-Mechanikerinnen, Maler- und Lackierinnen aus, und unsere weiblichen Lehrlinge schlagen gut

ein«, sagt anerkennend Hans Kubatta, Lehr-ausbilder der Mercedes Benz Niederlassung in Leipzig.

Auch Angelika Kugeler, die Chefin einer eigenen Malerfirma, die 1997 das Prädikat »Frauenfreundlichster Betrieb Sachsens« erhielt, ist an weiblichen Lehrlingen interessiert. »Zu unseren Kundinnen gehören viele alleinstehende ältere Damen. Die wären froh, wenn nicht so ein Männertroß kommt, um ihre Wohnung zu renovieren, sondern ein Trupp junger Mädchen.« Die müßten allerdings ein freundliches Gesicht ziehen, nennt die resolute Selbständige aus Holzhausen als wichtige Grundbedingung der Ausbildungsaufnahme. Allergisch reagiert sie auf die Null-Bock-Lehrlingsmaske, egal, ob bei Mädchen oder Jungen.

Fazit eines Besuchs auf der Handwerker-messe in Leipzig: Mädchen sind erwünscht bei den Ausbildern verschiedenster Sparten, die bisher als Männerdomänen galten, ob bei Schornsteinfegern, Stukkateuren, Zimmerern, Malern, Klavierbauern. Die fehlende Damen-toilette wird nicht mehr als fadenscheiniger Hindernisgrund bemüht; der Tenor lautet allgemein: Mädchen fördern die Arbeitsmoral der Jungs(!) – Mehr nicht?

Die mehrdeutigen Worte sind vernommen, wo aber bleiben die Taten? Dieser Gordische Knoten, der die Berufsausbildung fesselt, wonach die einen gern tun würden, wovon die anderen nichts wissen, mündet in einer extremen Benachteiligung von Mädchen auf dem Ausbildungsmarkt. Christa Thiel und ihre Mitstreiterinnen wollen ihn durchbrechen. Mag sein, daß die mütterliche Frau Anfang Fünfzig den UTP-Unterricht (*Unterrichtstag der Produktion, die Red.*) zu »seligen DDR-Zeiten« nicht vergessen konnte, seit anderthalb Jahren jedenfalls gibt es das Mädchen-Projekt: »Im Frühjahr 1997 war ich zum wiederholten Mal arbeitslos«, erinnert sich die 49jährige Diplompädagogin. »Eine Vielzahl von Bewerbungen brachten mir nicht den erhofften Einstieg in den Arbeitsmarkt. Dennoch wollte ich die Erfahrungen aus langjähriger Tätigkeit in der Berufsbildung und die entsprechenden Fähigkeiten nutzbringend einsetzen. In dieser Zeit häuften sich die Presseveröffentlichungen über die prekäre Lage auf dem Ausbildungsstellenmarkt. Insbesondere für Mädchen erfüllte sich häufig der Wunsch nach einem Ausbildungsplatz nicht. Daraus ergab sich für mich die Überlegung: Mädchen bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz zu unterstützen.«

Christa Thiel war hartnäckig genug und sie fand Unterstützung: Brigitte Blattmann im Referat für Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Leipzig griff den Faden auf und spann die Projektidee weiter: »Es nützt nichts, jemanden ins Klassenzimmer einzuladen wie früher und der redet dann eine Stunde lang darüber, wie schön es ist, Holz-facharbeiter zu werden. Die Mädchen müssen das sehen, hören, riechen, mit allen Sinnen für Neues sensibilisiert und begeistert werden.« Die Leiterin der Regionalstelle Leipzig des Vereins zur beruflichen Förderung von Frauen in Sachsen (VbFF), Jutta Albert, übernahm mit ihrem Verein die Trägerschaft für diese Projektidee, die Erziehungswissenschaftliche Fakultät der Uni Leipzig versprach wissenschaftliche Begleitung und Unterstützung. SchulleiterInnen, Eltern fanden die Idee gut und zogen mit. Ein halbes Jahr später hat die Idee bereits Laufen gelernt, und das so flott, daß das Bundesfamilienministerium das Projekt für auszeichnungswürdig hielt... >>



Stadtwerke Leipzig AG



Agrargenossenschaft Zwenkau



Ausbildungszentrum für Polygraphie

Die unendliche Geschichte vom Ei und dem Huhn wiederholt sich auch hier: Solange die Idee auf kleiner Flamme kochte, krähte kein Hahn nach ihr... sie mußte öffentlich gemacht werden. Der Durchbruch kam 1998 mit der Auszeichnung beim Ideenwettbewerb des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: »Initiative gefragt – Frauen gefragt!« Leipzig-Fernsehen filmte die ersten Schritte der Mädchen in die Betriebe, die Medien hatten ihr Aha-Erlebnis – So was gibt's also wieder – und Christa Thiel ließ sich mit der ihr eigenen Hartnäckigkeit und der Bonner Ehrenplakette bei Ämtern nicht mehr abweisen. Anerkennung und Öffentlichkeit brachten die bitter nötigen Gelder. Inzwischen wird das Projekt auch von der Landesregierung Sachsen gefördert.

Bisher nahmen über 400 Schülerinnen aus siebenten Klassen von 20 Leipziger Mittelschulen an Exkursionen während der Ferien oder an unterrichtsfreien Tagen in zukunftsorientierte Branchen teil. Zuvor wurden auf Klassenelternabenden Eltern mit dem Projekt bekannt gemacht, denn die sind wichtige Partner, haben einen großen Einfluß auf die Berufswahl ihrer Sprößlinge. Der Mädchenschwarm strömte aus bei Mercedes Benz, Siemens AG, Telekom, in den Leipziger Stadtwerken, in einer Milchviehanlage, bei der LVB, bei dem Instrumentenbauer Friedbert Syhre und vielen anderen. Immer unter dem Aspekt: das Blickfeld zu erweitern, Kontakte zu knüpfen, Netzwerke aufzubauen, und das so früh und so vertrauensvoll wie möglich. Ich bin all hier, pflegt die Igelin zu sagen. Einmal schon früher da sein als die anderen – das Projekt macht's möglich. Es sind mehr als nur »Tage der offenen Tür«, und es sind auch keine Betriebspraktika, wie sie in den 8. bzw. 9. Klassen stattfinden. Der Unterschied: Hier soll einfach mal geschnuppert werden, die Neugier, der Spaß, das Unverkrampte sollen nicht zu kurz kommen. Es geht ums Kennenlernen, um sonst gar nichts. Man muß manches erst mal gesehen haben, um zu sagen, das wäre was für mich...

Das Ziel, mehr Sehen als Reden, wird noch nicht überall erreicht. Aber meist führen engagierte Lehrausbilder die Mädchen hautnah an die Arbeitsplätze, beantworten geduldig alle Fragen, denn das Projekt bringt auch ihnen Vorteile: Es hilft, die Spreu vom Weizen zu trennen. Alljährlich kommen Berge von Bewerbungen. Immer noch sind darunter zu viele, die einen guten ersten Eindruck machen und sich auf den zweiten Blick unter dem gewählten Beruf nichts vorstellen können. Hier eröffnet sich die Chance, motivierten Nachwuchs zeitig auszubilden.

Und die Hauptakteurinnen selbst? Melanie jedenfalls gefiels im Grünflächenamt: »Also, wir wurden schon sehr nett empfangen. Dann sind wir ins Büro gegangen, wo die Arbeiter immer Pause haben. Wir erfuhren, man wird als Lehrling gut bezahlt und auch als ausgelernter Arbeiter. Gemacht werden muß viel in Städten, Gärten und Parks. Man müßte gut in Mathe sein, ca. auf Drei stehen, und auch in Bio eine Drei haben. Man müßte sich mit Pflanzen auskennen und mit Bäumen. Wege und Grünflächen müssen vermessen werden. Wenn schlechtes Wetter ist, gehen die Lehrlinge in eine Übungshalle und lernen Treppenbau, die Geräte zu beherrschen und Wege zu pflastern. Also, man macht zwar nicht viel Floristik, aber ich war beeindruckt.«

Nicole und Claudia begeisterten sich beim Schnupperkurs in der Agrargenossenschaft Zwenkau für Pferde, Kälber und Kühe, und Julia kommt zu der Erkenntnis: »Es wird immer gesagt, daß Frauen nicht so stark sind, aber das kommt doch auf die einzelne an, es gibt doch auch schwache Männer. Warum sollen die Frauen von vorneherein immer zurückbleiben. Ich jedenfalls würde gern Landwirtin werden.« Diana resümiert: »Mir hat es bei Telekom ganz gut gefallen, es war sehr informationsreich. Auch das Löten hat viel Spaß gemacht. Es war nur sehr viel auf einmal, was sie uns mitgeteilt haben, aber vorstellen konnte man sich, was auf einen zukommt, wenn man diesen Beruf wählt.« Und Anne resümiert: »Ich find es prima, daß man sich darum kümmert, was aus uns wird.«

Heinrich Schliemann wußte schon mit zehn, daß er Archäologe werden wollte. Das Troja von Melanie, Nicole oder Diana liegt ganz woanders – ihre Terra incognita, die es zu entdecken gilt, sind zunächst mal sie selbst, ihre Wünsche, Ziele, Talente. Was will ich? Das ist die spannende Frage nach ihrem Platz im Leben, nach ihrem Platz im Beruf.

### Lehrstellen-Problemzone Ostdeutschland – die Leipziger lassen sich was einfallen: Neues Leipziger Mädchenprojekt auf einen Blick:

Entscheidungshilfen für mehr gewerblich-technische und zukunftsorientierte Berufe gibt seit 1. 12. 1997 das Projekt »Beratung und Orientierung zur Verbesserung der Berufschancen für Mädchen« des Vereins zur beruflichen Förderung von Frauen in Sachsen (VbFF). Bisher nutzten ca. 400 Schülerinnen von 7. Klassen aus 20 Mittelschulen Leipzigs die Exkursionen in attraktive technische Betriebe während der Ferien oder bei Projekttagen. 28 Betriebe bieten diese Vor-Ort-Kontakte den Schülerinnen an, darunter die Telekom AG, Mercedes Benz VG, die Siemens AG, die Leipziger Verkehrsbetriebe, das Ausbildungszentrum für Polygraphie Hohenossig, die Steinmetz- und Steinbildhauerfirma Franz, der Malerbetrieb Angelika Kugeler Holzhausen u.a. Fachliche Begleitung des Projekts gibt das Referat für Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Leipzig; Kooperationspartner sind Kammern und Ämter der Stadt Leipzig.

- Den Mädchen angeboten werden:
- stundenweise Stippvisiten in einer modernen Ausbildungsstätte
  - Jobbeschreibungen vor Ort, so greifbar wie möglich
  - Kennenlernen von modernen Berufsbildern, wie Energieelektronikerin, Anlagenmechanikerin, Fachinformatikerin, denn Vorträge und Videos genügen nachweislich nicht für die geeignete Berufswahl
  - Gesprächsrunden mit Lehrlingen und Lehrmeistern einer Firma
  - Diskussionen mit beruflich erfolgreichen Frauen
  - ein Netzwerk von Ausbildungsbetrieben, zu denen sich frühzeitig gegenseitig vertrauensvolle Kontakte entwickeln, die später eine Einstellung als Azubis erleichtern werden.

Das Durchbrechen von Gewohnheiten, Traditionen wird von ihnen viel Wagemut erfordern. Abnehmen kann ihnen das Kämpfen niemand. Nicht mehr und nicht weniger als ein erster Anstoß sein, aus ihrem Leben etwas zu machen – das will dieses pffiffige Mädchenprojekt aus Leipzig.





Die Stadtschreiberin Annett Gröschner



Das Kernkraftwerk



Das Schloß

# Die Stadtschreiberin

In den Kleingärten um das Lange Luch sitzen die Kernkraftwerker und grillen. Die Kernkraftwerker sind freundliche Menschen. Sie haben Angst, verbrannte Würste zu essen, bei allem anderen vertrauen sie auf ihr Wissen. Sie haben ihren Reaktor 1990 abgeschaltet und bauen ihn jetzt ab. Der Reaktor ist so alt wie ihre Berufstätigkeit.

Es gibt auch Kernkraftwerkerinnen. Sie heißen Dosimetristinnen oder arbeiten in der Wäscherei, wo die kernkrafteigene Kleidung gesäubert wird. Gesäubert von dem was nicht riecht, schmeckt oder zu sehen und deshalb lebensbedrohlich ist. Früher waren sie auch im Büro oder in der Investitionsabteilung. Heute werden sie nicht mehr gebraucht beim Abriß. Sie sitzen auf den Balkonen der Kernkraftwerksiedlung und schauen zu, wenn die Glücklichen, die noch Arbeit haben, müde aus dem Werk kommen. Sie erinnern sich gern an die Zeit, als sie noch jung waren. Sie fuhren gemeinsam mit dem Schichtzug ins Kernkraftwerk. Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert strickten sie und tauschten Erziehungstips, denn die Großmütter waren weit weg, in Dresden oder Zittau. Schwanger durften sie nicht in den aktiven Teil, dort, wo es strahlte, ohne daß man es sehen konnte.

Am liebsten erinnern sie sich an den Frauentag oder den Fasching. Das schönste Paar durfte Prinz und Prinzessin spielen. Das ganze Kulturhaus wurde mit Requisiten behängt, die während der Arbeitszeit im Kernkraftwerk gemalt wurden. Der Karnevalsclub singt heute noch, wenn bei der 1395. Sitzung seit Bestehen ein Mitglied sie früher verlassen muß: »Sie geht zur Schicht und wir noch nicht.« Das Kulturhaus ist heute eine Ruine, die keiner haben will. Die Kernkraftwerkerinnen, wie sie sich selbst gern nennen, gehen mit geschlossenen Augen daran vorbei, weil ein Stück von ihnen kaputt gegangen ist. Manchmal, wenn sie sonnabends

von der Arbeit kamen, haben sie dort alle gemeinsam gegessen. Es gab Kartoffeln mit Mischgemüse und Schweinebraten. Nur die Soße hat nicht geschmeckt.

Am Frauentag machten sie schöne Reisen mit dem Bus. Nur die KKW-Weiber und drei Busfahrer. Einmal fuhren sie eine Abkürzung über den Schießplatz der Russen, nachts, und der dritte Bus blieb in einem Bombenloch stecken.

Sie haben keine Angst vor der Strahlung. Sie sagen »Wir waren kein Himmelfahrtskommando«. Wenn einer krank wird oder stirbt, versuchen sie, es zu vergessen. Wenn in den Kleingärten das Obst geerntet wurde, schauten die alteingesessenen Rheinsberger über den Gartenzaun, ob der Reaktoringenieur seine Erdbeeren aß.

Ich bin die Stadtschreiberin. Die Stadtschreiberin wird auf der Straße von den Schulkindern begrüßt, weil ihr Foto in der Zeitung war. Man nimmt im allgemeinen an, daß sie die Chronik der Stadt weiterschreibt. Dem ist aber nicht so, sie kann auch nur in die Luft gucken, wenn sie möchte. Sie bekommt ein kleines Salär vom Land und eine Wohnung im Kavaliershause, wo es aber keine Kavaliere gibt, die die Stadtschreiberin mit »Gnädige Frau« anreden. Im Gegensatz zu den Reaktoringenieuren, die einem die Autotür aufhalten und in die Jacke helfen. Es gibt hier Mädchen, die Bewerbungsbögen en gros kaufen und dann gibt es noch Skinheadbräute. Sie haben einen kahrlasierten Kopf und vorne einen blondgefärbten Pony und zwei Schläfenlocken, die aussehen wie bei gläubigen Juden, was sie aber wahrscheinlich nicht wissen, ihr Horizont geht bis zur Stadtgrenze, ansonsten hätten sie im Ort am liebsten nur ihresgleichen. Die Stadtschreiberin hat ein Zimmer, das genauso breit wie hoch und lang ist und ein bißchen an den Karzer vom Prinzen Heinrich erinnert. Auf dem Hof ist das

Gästehaus der Musikakademie. Gerade probt ein Mädchenchor mit glockenhellen Stimmen. Zum Glück singen sie nicht das Weihnachtsoratorium wie letzte Woche der Seniorenchor. Bei 25 Grad im Schatten.

Als ich hier ankam, war die Stille bedrohlich. Es war Februar, das alte Haus knarzte, spätestens 18.30 Uhr war niemand mehr auf der Straße. Das konnte ich nicht, und ich überlegte, mir eine Kassette mit U-Bahngeräuschen mitzubringen.

Am Wochenende kommen die Touristen. Sie klopfen an der Wohnungstür der Stadtschreiberin und fragen, ob hier die öffentliche Toilette ist. Manchmal sieht es sonntags so aus, als bewege sich eine Demonstration in Richtung Schloß, so viele sind es.

In der Umgebung von Rheinsberg sind die Seen wie Perlenschnüre aneinandergereiht. Der Dampfer »Rhinperle« schippert am Schloß vorbei. Der Fotograf der Märkischen Allgemeinen fotografiert zum 1000. Mal das Kleinod der Stadt. An den Säulen küßt sich ein Liebespaar. Das sieht man gern, Literaturkundige denken natürlich sofort, es müssen Claire und Wölfchen sein. Von einer etwas lächerlichen Lovestory mit Namen »Rheinsberg« hat Tucholsky fünf Jahre leben können. Etwas ähnliches hätte man gern von der Stadtschreiberin. Aber die Geschichte eines Kernkraftwerks ist nicht bestsellerverdächtig. Rheinsberg möchte lieber Stadt der Romantik, des Barock und ausschweifenden preußischen Hoflebens sein als Stadt des Atomzeitalters. Sonnenuntergang, Segelboote, Wasser, Schloß und Wald. Es könnte so schön sein, wenn nicht der aufgehende fette, weiße, riesige Vollmond halb verdeckt würde von der Ruine des Erholungsheimes »Ernst-Thälmann«, ein Hochhaus, das ich früher immer für das Kernkraftwerk gehalten habe, weil daneben ein großer Schornstein stand.

Annette Schneider-Solis

## Um zu essen, ging sie trümmern

### Eine Trümmerfrau aus Halberstadt erinnert sich

Die letzten Kriegsmonate waren die schlimmsten. Immer mehr Zeit verbrachten die Menschen im deutschen Hinterland in den Luftschutzkellern. Lauschten zitternd auf das Dröhnen der Flugzeuge, schickten Stoßgebete gen Himmel, schreckten zusammen, wenn die Erde unter den Bombeneinschlägen bebte, zogen die weinenden Kinder auf ihren Schoß, ohne selbst ihre Angst verbergen zu können. Vor allem Frauen mit Kindern waren es, die in den Kellern Schutz suchten.

Am 8. April 1945, ein Monat vor Kriegsende, legten anglo-amerikanische Bomber Halberstadt in Schutt und Asche. Als der Bombenhagel vorüber war, stand die gesamte Innenstadt in Flammen. Die junge Rotkreuzschwester Helga Becker versuchte vergeblich, sich einen Weg ins Stadtzentrum zu bahnen. Es gab kein Durchkommen. »Da können Sie nicht mehr helfen«, sagte man ihr. Helga Becker hatte während ihres Pflichtdienstes als Rotkreuzschwester in den Kriegslazaretten unendlich viel Leid erlebt. Nun säumten verbrannte Leichen die Straßen ihrer Heimatstadt, kaum noch ein Haus war heil geblieben. Schon bald wurden an die Mauern der Ruinen mit Ruß oder Kreide Botschaften für die Überlebenden geschrieben: »Wir leben alle, sind bei Tante Lotte.« Oder »In diesem Haus lebt niemand mehr.« »Diese Worte sagten alles«, blickt Helga Becker zurück. »Alles, was die Menschen damals empfanden. Die Freude, überlebt zu haben. Die irdischen Güter, die waren wiederzufinden.«

Als amerikanische Soldaten bald darauf in Halberstadt einrückten, war der Krieg vorbei; der Kampf ums nackte Überleben hatte längst begonnen. Proviantlager, Lebensmittelgeschäfte wurden geplündert, schon gab es die ersten, die am Schacher mit den raren Gütern verdienten. Und dann der Befehl: Enttrümmern! Noch unter den Amerikanern, erinnert sich Helga Becker. Zuerst die Nazi-frauen, später dann alle. Am 10. Juli 1946 beschloß der Alliierte Kontrollrat das Gesetz Nummer 32. Es besagte, daß aus Mangel an männlichen Arbeitskräften Frauen zu Bau-

und Instandsetzungsarbeiten einzusetzen sind. Doch schon früher, als die Rote Armee nach Halberstadt kam, kursierte die Losung: »Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.« Wer arbeitete, bekam eine Lebensmittelkarte. Also meldete sich, wer den Krieg überlebt hatte und noch arbeiten konnte, am Paulsplan, am Stand des Arbeitsamtes. Per Zufallsprinzip wurde entschieden, wer wo eingesetzt wurde. »Da wurde nicht gefragt, ob du das kannst.« Und so landete auch sie in den Trümmerbergen. Für Helga Becker wie für viele andere war die Lebensmittelkarte der entscheidende Grund, in die Trümmerberge zu steigen. »Natürlich gab es die Einsicht, daß die Trümmer beseitigt werden muß. Aber wir sind wegen der Lebensmittelkarte trümmern gegangen, nicht aus Enthusiasmus.«

Am Anfang enttrümmerten sie ohne große Lust. Viele nur dort, wo sie gewohnt hatten. Immer in der Hoffnung, noch etwas Persönliches unter den Schuttbergen zu finden. Manchmal fanden sie etwas, was ihnen lieb war, manchmal entdeckten sie Leichen. Es waren fast ausschließlich Frauen, die in den Schuttbergen arbeiteten. Frauen mit Kopftüchern und in zerschlissenen Kleidern, ohne Handschuhe und mit kaputten Schuhen. Mit zerschundenen Händen klaubten sie Stein um Stein aus den entmutigend hohen Steingebirgen, klopfen den Mörtel ab, schichteten die sauberen Steine ordentlich zu Haufen. Die Vorarbeiter waren meist Männer, sie trugen die Verantwortung wie seit Jahrtausenden, zählten die Steine, trieben die Frauen an. Mit einem Stöckchen in der Hand schritten sie von Stapel zu Stapel. Waren 100 Steinen aufgeschichtet, quittierten sie den Frauen ihre Leistung. Wer 4000 Steine nachweisen konnte, der hatte sich den Anspruch auf eine Wohnung erworben.

Welch Luxus in dieser Zeit. Die Frauen schufteten für 72 Pfennige die Stunde, schoben die schwere Lore mit dem Schutt – zu fünf, zu sechst, unter Aufbietung all ihrer Kräfte. Erst Jahre später wurde eine Trümmerbahn mit einer Lok eingesetzt. Die Lok, sie wurde von Männern gefahren. Denn Frauen, die verstanden nichts von Technik. Mit den Männern kehrten die alten Vorurteile aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Unten, am Fuße der Schuttberge, da spielten die Kinder. Glückliche die, die noch eine Puppe gerettet hatten oder ein Spielzeugauto. Die meisten spielten mit Steinen, bauten im Schmutz Häuser, während ihre Mütter der Trümmerarbeit nachgingen. Schon bald waren die Trümmerfrauen eine

verschworene Truppe, unternahmen alles gemeinsam. Wenn das Steinpensum absolviert war, ging es auf Nahrungssuche. »Das ging rum wie ein Lauffeuer«, erzählt Helga Becker. »Da hieß es: In Harsleben wird Weizen geerntet. Da wurden die Kinder gepackt, in den Kinderwagen gesetzt oder in den Handwagen, und dann ging's gemeinsam nach Harsleben.« Am Feldrand warteten die Menschen, daß die Bauern ihre Erntearbeit beendete. Dann stürmten sie auf den Acker, sammelten die liegengelassenen Ähren ein.

Wenn Helga Becker sich an die Trümmerzeit erinnert, schwankt ihre Stimmung zwischen Weinen und Lachen. Weinen angesichts der schrecklichen Bilder, die sich auf ewig in ihr Gedächtnis eingegraben haben und sie noch heute aus dem Schlaf aufschrecken lassen. Lachen, weil es so viele schöne Erinnerungen gab. »Diese Trümmerzeit, sie war eigentlich die schönste für uns Frauen«, sinniert die rüstige alte Dame aus dem Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert. Schön war sie, obwohl das Leben hart war und nur aus Provisorien bestand. Doch die Frauen teilten alles miteinander, halfen einander. »Wir waren ja alle arm, auch die, die nicht ausgebombt waren. Und das hat zusammengeschweißt.« Ein Lächeln huscht über das Gesicht der Seniorin. »Einmal hat eine einen Fallschirm gefunden«, fällt ihr ein. »Oh, das war eine Kostbarkeit. Ich habe daraus Kleider genäht für uns alle.« Das war, als Helga Becker bereits nicht mehr in die Trümmerberge steigen konnte, weil sie schwanger war. 3 Kinder zog sie auf nach dem Krieg. Bald arbeitete sie als Lehrerin.

Als das Notwendigste schon wieder selbstverständlich war, zogen sich die Frauen in ihre Familien zurück. Da hatten sie dann wieder Wohnungen, viele Männer waren aus dem Krieg zurückgekehrt, und der erste bescheidene Wohlstand war vorhanden. Auch beruflich verabschiedeten sich die meisten Frauen in die zweite Reihe. Freiwillig zumeist. Wie vor dem Krieg. Und überhaupt war vieles bald wieder wie vor dem Krieg.

Die Anerkennung für die Enttrümmerungsarbeit blieb den meisten Frauen versagt. Viele, vor allem im Westen, erhalten heute nur Minirenten weit unter dem Sozialhilfeniveau.

### Gegenprojekt zur Expo-2000-Frauenuni (ifu)

Das Vorhaben der ifu stößt auf heftige Kritik der Hannoveraner Studierenden. Kritische feministische Inhalte würden bereits im Vorfeld ausgeschlossen. Lediglich drei Vorstandsfrauen des Trägervereins entschieden über die Zulassung. Studentinnen könnten sich gegenwärtig nur als Praktikantinnen einbringen. Die Studiengebühr soll für die 100 Tage 900 DM betragen. Das FrauenLesbenZimmer im AstA von Hannover will der ifu im Jahr 2000 eine offene, basisnahe, für handwerkliche, kulturelle und künstlerische Inhalte offene SommerFrauenLesbenUni ohne Zulassungsbeschränkungen und festgelegte Schulabschlüsse entgegensetzen.  
**Kontakt:** Bego c/o AstA, Welfengarten 2c, 30167 Hannover, Tel.: 0511/762 50 61/4, Fax: 0511/71 74 41

### Geschichtskenntnisse über den Nationalsozialismus

Eine Studie des Kölner Instituts für Massenkommunikation unter Leitung des Soziologen Alphons Silbermann untersuchte den Wissensstand der 2. und 3. Nachkriegsgeneration über NS-Verbrechen. Ein Wissen über das Morden während des »Dritten Reiches« ist nur gering oder überhaupt nicht vorhanden. Diese Ergebnisse ernüchtern, besonders erschreckend ist der Kenntnisstand der Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren. Auf die Frage »Wer oder was war Auschwitz?« wußte jeder fünfte Jugendliche keine Antwort. Besonders Jugendliche mit niedrigem Bildungsniveau zumal in Ostdeutschland haben kaum Minimalkenntnisse über jüngere deutsche Geschichte und sind damit als Risikogruppe anfällig für rechtsradikale Parolen. Große Wissenslücken offenbaren aber auch Erwachsene, was die Wissenschaftler besonders beängstigt. Diese Gruppe wurde jahrzehntelang »aufgeklärt«, scheinbar ohne Effekte. Ein Viertel der Angehörigen der 2. und 3. Nachkriegsgeneration möchte, daß »Gras über diese alte Geschichte wachse«. Somit scheinen nach Ansicht der Wissenschaftler die Wissenslücken zu einem Gutteil das Ergebnis einer gezielten Ausblendung zu sein, überwiegend herrsche aber Ahnungslosigkeit infolge fehlender, unzureichender und methodisch mangelhafter Information vor.  
*Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums*, 37. Jg., H. 148 (4. Quartal 1998), S. 124 ff.

### Europäische Akademie für Frauen in Politik und Wissenschaft e.V. gegründet

Die Akademie wurde am 17. April in Berlin gegründet. Zur Akademievorsitzenden wurde Barbara Scheffer-Hegel bestellt. Die Akade-

mie wird aus Bundes- und EU-Mitteln unterstützt und aus Beiträgen von Fördermitgliedern, wie Daimler Chrysler Service (debis) AG, gesponsert. Die Akademie gibt sich ein exklusives Elite-Image und visiert zahlungskräftige weibliche Führungskräfte als Klientel an. Nach den Worten von Scheffer-Hegel sei das Credo der Akademie der Abschied von der Freundinnenkultur.

*Europäische Akademie für Frauen in Politik und Wissenschaft e.V., Frobenstr. 33, 12249 Berlin, Tel.: 030/31 50 82 85, Internet: www.eaf-berlin.de*

### Top-Frauen nur in Spurenelementen

So faßt die Vorsitzende des Deutschen Frauenrates, Juliane von Friesen, die Situation weiblicher Führungskräfte in Deutschland zusammen: In den 625 umsatzstärksten deutschen Unternehmen sind lediglich 0,52% der Geschäftsführer oder Vorstandsmitglieder weiblich; in keinem Unternehmen, das im DAX geführt wird, steht eine Frau an der Spitze; nur 5% der Aufsichtsratsmitglieder sind weiblich. Am 8. Juni lud der DFR deshalb nach Berlin zum Männer-Hearing »Adams nachhaltige Erneuerung«. Der Politologe Peter Grottian ist der Auffassung, daß die Frauen- oder Geschlechterfrage gesellschaftspolitisch kaum mehr eine Rolle spiele. Eine Änderung der Situation für Frauen könne nur durch eine grundlegende Änderung bei der Verteilung der Arbeit erreicht werden. Männerforscher Hollstein wollte bei 20 bis 25% der Männer eine Änderung des Bewußtseins in ihrer Rolle als Mann erkannt haben, die sich in der Partnerschaft, bei der Kindererziehung oder bei der Akzeptanz von anderen Arbeitsmodellen bemerkbar mache. Gernot Krieger vom Berliner Männerverein »Mannege« machte die Frauen verantwortlich, sie müßten Abschied vom Feindbild Mann nehmen und mit Männern in einen konstruktiven Dialog treten.  
*Tagesspiegel*, 9.6.1999

### Berufstätige Mütter

Ein Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes vom April 1998 untersucht den Erwerbsstatus von Frauen mit Kindern. Demzufolge haben in Deutschland 60% aller Frauen mit Kindern unter 18 Jahren ein Erwerbseinkommen. Bei Verheirateten lag die Beschäftigungsquote bei 58,9%, unter Alleinerziehenden bei 64%. Der Anteil von ostdeutschen Frauen mit Vollzeitätigkeit ist erheblich höher als in Westdeutschland. Der Anteil der vollbeschäftigten Verheirateten beträgt im Osten 52,3% (West 18,9%), der Alleinerziehenden 48,9% (West 29,3%).  
*Wir Berlinerinnen. Mitteilungsblatt des LFR Berlin, April 1999*

### Mediennutzungsgewohnheiten von Frauen

Frauen sind anders – auch im Umgang mit Medien: Die statistische Durchschnittsfrau hört öfter Radio als Männer, sieht mehr fern, liest häufiger Zeitschriften und weniger Tageszeitungen. Sie hat im Tagesverlauf andere Nutzungsmuster. Und: Frauen sind unter den Internet-Usern deutlich in der Minderheit (drei von zehn). Die Ursachen liegen in den unterschiedlichen Lebensumständen von Frauen, sie sind einfach öfters allein zu Hause. Jedoch verwischen sich unter Berufstätigen und unter Jüngeren die Unterschiede. Laut GfK-Fernsehforschung sehen Frauen täglich 209 Minuten fern, 18 Minuten länger als Männer. Auch konzentrieren sie sich auf weniger Programme, Sportkanäle und n-tv haben eher männliches Publikum. Unter den von Männern 1998 meistgesehenen Sendungen findet sich 48mal Sport. Die Top Fifty der Frauen sind da vielfältiger. Eine ähnliche Struktur zeigt sich bei der Nutzung des Radios.  
*Tagesspiegel*, 21. 5. 1999

### Kinder- und Jugendarmut in Deutschland

Zu diesem Tabuthema erschienen kürzlich zwei Untersuchungen. Tabuthema deshalb, weil die Existenz von Kinder- und Jugendarmut in Deutschland dem Selbstverständnis einer an traditionellen Familienwerten orientierten Politik widerspricht, die eine Unterversorgung in der von ihr apostrophierten »Keimzelle der Gesellschaft« nicht wahrhaben will. Nach der Armutsdefinition der EU gilt ein Mensch als arm, wenn sein Einkommen unter der Hälfte des jeweiligen nationalen Durchschnittseinkommens liegt. Demnach waren 1995 21,8% der westdeutschen Kinder unter 15 Jahren arm, im Osten 19,7%. In Deutschland sind Kinder der größte Risikofaktor für relative Einkommensarmut, die ihrerseits Unterversorgung in anderen Lebensbereichen (z.B. Wohnen, Ernährung, Bildung) nach sich zieht, wovon 57% aller Haushalte mit Kindern betroffen sind. Die Anzahl Heranwachsender, die in unteren Gesellschaftsschichten sozialisiert werden, wird zahlreicher und die »Vererbung« des sozialen Status verfestigt sich. So haben nur noch 8% der Studierenden Eltern mit einer »einfachen beruflichen Stellung«. Nachdenklich machen die dargelegten Zusammenhänge zwischen Armut und Ausländerfeindlichkeit in Ostdeutschland. Anders als die eindimensionale Pfeiffersche These, wonach kollektives Topfsitzen im DDR-Kita regelrecht Ausländerhaß gebiert, weisen die Autoren Hefler/Ripp/Boehnke (in: Klocke / Hurrelmann) auf die Folgen der dramatischen Entwicklung der Armutsquote in Ostdeutschland nach

1990 hin und belegen nachhaltige Auswirkungen auf die Herausbildung ausländerfeindlicher Orientierungen. Die gleiche Problemlage kennzeichnet die drastische Zunahme von Kinder- und Jugendkriminalität (G. Thiele, in: Mansel / Brinkhoff).  
*Andreas Klocke / Klaus Hurrelmann (Hg.): Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 1998, 370 S., 64 DM;*  
*Jürgen Mansel / Klaus-Peter Brinkhoff (Hg.): Armut im Jugendalter. Soziale Ungleichheit, Gettoisierung und die psychosozialen Folgen, Juventa Verlag, Weinheim 1998, 208 S., 32 DM;*  
*Aus Politik und Zeitgeschichte, B 18/99 vom 30. April 1999*

### Frauenpolitik in der EU

Hilde Albertini-Roth beschreibt aus eigener langjähriger Berufserfahrung als Mitarbeiterin in Brüssel die Frauenpolitik der EU. Im Kapitel »Start in die Fraueninformation« beschreibt sie die Anfänge der auch von Emotionen geprägten Debatte im Europäischen Parlament um »Die Stellung der Frau in Europa«. Während des Themas »Schwangerschaftsunterbrechung« drohten die Iren mit dem Austritt aus der Gemeinschaft mit der Begründung, daß in dieser Frage die EU keine Kompetenzen habe. Verabschiedet wurde eine 59 Punkte umfassende Resolution, die auf die Beseitigung jeglicher Diskriminierung der Frau als Voraussetzung für eine gerechtere Sozialordnung abzielte. Der ersten Direktwahl des Europäischen Parlaments 1979 folgte die Einsetzung des Untersuchungsausschusses für die Rechte der Frau, 1981 der Ad-hoc-Ausschuß. Von da an standen Frauenfragen auf der europäischen Tagesordnung. Eine weitere Zäsur bildet die Gründung der Europäischen Frauenlobby (EFL) 1982, der heute 2.700 Dachorganisationen angehören. Die EFL hat einen Beobachterstatus bei der UNO, beim Europarat und verfügt über zwei Sitze im »Beratenden Ausschuß für Chancengleichheit« der Europäischen Kommission. Unter Jacques Santer wurde die EU-Kommissarengruppe »Chancengleichheit« geschaffen, die das Konzept des »mainstreaming« entwickelte: Chancengleichheit soll als Querschnittsaufgabe in alle politischen Bereiche und Maßnahmen eingebunden werden, damit Fraueninteressen überall Berücksichtigung finden.

*Hilde Albertini-Roth: »EUROPA – eine Chance für die Frauen. 20 Jahre Fraueninformation der Europäischen Kommission«, OMNIA Verlag, Köln 1998, 160 S., 24 DM.*

### Neues Informationsangebot der EU für Frauen

Die Generaldirektion X der Europäischen Kommission hat auf dem Europa-Server eine Homepage für Frauen eingerichtet. Mit der »Information for Women« soll der Dialog zwischen den Frauen in Europa verbessert werden. Neben dem Newsletter »Women of Europe« sind hier Projektausschreibungen zu finden, wie z.B. der Kampagne gegen Gewalt gegen Frauen. Mit »InfoNet« wird eine Datenbank von Verbänden und Initiativen aufgebaut, in der sich interessierte NGO's per e-mail registrieren lassen können.  
[http://europa.eu.int/comm/dg10/women/index\\_en.html](http://europa.eu.int/comm/dg10/women/index_en.html)

### Häusliche Gewalt gegen Frauen in Europa

Im Rahmen der in diesem Jahr beginnenden EU-Kampagne gegen Gewalt gegen Frauen gab die Europäische Kommission eine EUROBAROMETER-Studie zur »häuslichen Gewalt gegen Frauen« in Auftrag. Offiziell wird die Studie von Anita Gradin, bisher zuständig für Justiz und Inneres, am 14./15. Juni auf dem informellen Frauenministerrat in Berlin präsentiert. Fast die Hälfte der in allen EU-Ländern Interviewten kennt Frauen, die Opfer häuslicher Gewalt ihres Partners waren oder sind. Etwa 40% kennen einen Täter im eigenen Umfeld. Nur eine geringe Minderheit von 4% habe noch nie etwas über dieses Thema gehört, hingegen über 90% sehen diese Gewaltform für besonders schwerwiegend an. Zwei Drittel fordern ein verstärktes politisches Vorgehen der EU. Den Zusammenhang von Gewalt und Diskriminierung von Frauen erkennen 85%. Erschreckend dagegen, daß ein Drittel der Befragten meint, diese Menschenrechtsverletzung solle nicht strafrechtlich geahndet werden. Weit verbreitet ist auch das Klischee, Frauen würden letztendlich den Gewaltakt selbst provozieren. *EU-Nachrichten Nr. 22/23*

### ...und in Deutschland

Zum Start der EU-Kampagne nannte Familienministerin Christine Bergmann Zahlen: Durchschnittlich jede dritte Frau in Deutschland wird ein Opfer von Gewalteinwirkungen, jede siebte erfährt Vergewaltigung oder sexuelle Nötigung in ihrer Partnerschaft. Gemeinsam mit Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin will Frau Bergmann in der zweiten Jahreshälfte untersuchen lassen, wie Frauen geschützt werden können und wie an die Täter heranzukommen sei. Die Justizministerin wolle im Herbst rechtliche Regelungen vorlegen. *Tagesspiegel, 27. 5. 1999*

### Frauen – An die Waffen, auf in den Krieg!

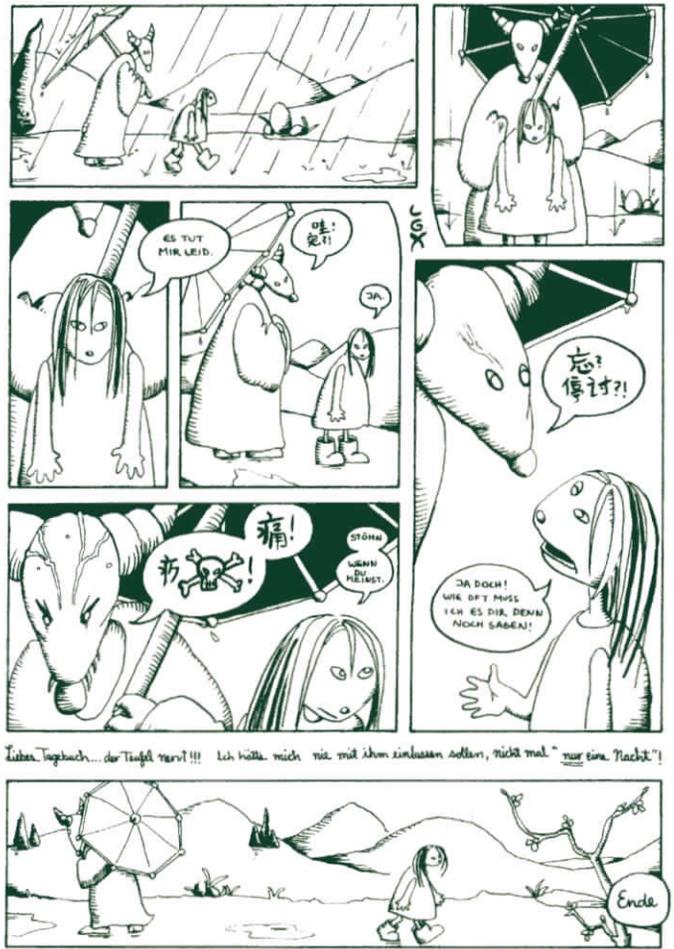
Ginge es nach dem Gutachter beim Europäischen Gerichtshof (EuGH), Generalstaatsanwalt Antonio La Pergola, dann fielen in den anstehenden Streitfällen die Zugangsbeschränkung für Frauen zum Militär, denn die »Art der militärischen Tätigkeit« rechtfertige für sich noch keine Diskriminierung aufgrund des Geschlechts. Warum auch, handelt es sich ja um eine Abrichtung zum Töten und es ist ein patriarchaler Mythos, daß Frauen friedfertiger sind. Am 29. Juni verhandelt der EuGH einen Fall bei der Bundeswehr. Diese hatte 1996 die Bewerbung einer Freiwilligen mit dem »Verwendungswunsch Instandsetzung (Elektronik)« ablehnend beschieden, da für Frauen der »Dienst mit der Waffe« ausgeschlossen sei. Im Gutachten selbst ging es um einen Vorgang bei den britischen Royal Marines, der Ende des Jahres verhandelt wird. Eine 1994 im Zuge von Stellenabbau entlassene Armeeköchin beantragte die Versetzung zur Königlichen Marineinfanterie. Da zu dieser Einheit keine Frauen zugelassen sind, wurde ihr Antrag abgelehnt. Nach Auffassung der britischen Regierung würde die Aufnahme von Frauen die Kampfkraft beeinträchtigen, da jeder Marine-Infantrist Kombattanten-Status habe. *Tagesspiegel, 19. 5. 1999*

### Graswurzelrevolution im Umbruch

Die »Graswurzelrevolution« (gwr) baut überregional eine Frauenlesbenredaktion auf und sucht noch Autorinnen, die interessiert sind an Zeitungs- und politischer Arbeit wie z.B. Friedensbewegung, Antigewalt- und Antikriegsbewegung, Anti-Atombewegung, Gentechnologie, Antirassismus, Multikultur, Feminismus, Geschlechter-Theorie, Homosexualität, Anarchie, kritische Geschichtsaufarbeitung etc., etc...

*Kontakt: gwr-Redaktion München, Irene Kober, Gravelotstr. 6, 81667 München, Tel.: 089 / 48 95 43 02, Fax: 089 / 48 95 43 03, e-mail: gwr-muenchen@link-m.de, Internet: www.comlink.de/graswurzel*





Lieber Topf... der Topf rarrt!!! Ich hätte mich nie mit ihm einlassen sollen, nicht mal "nur eine Nacht"!

© Lillian Mousli

In unserer nächsten Ausgabe erwarten Sie u. a. folgende Themen:

- Titel:** Lifestyle am Ende eines Jahrtausends
- Reportage:** Mütterzentrum 2000, SEKA – ein Haus für Frauen und Kinder in Kroatien
- Geschichte:** Ein Streifzug durch 10 Jahre ostdeutsche Frauenbewegung
- Bildung:** Hochbegabte Mädchen

# weibblich

Anklamer Straße 38, 10115 Berlin, Fon: 030/448 55 39, Fax: 030/448 55 42, e-mail: weibblich@aol.com

**Herausgeberin:** Frauenförderung e.V., Anklamer Straße 38, 10115 Berlin – ISSN 1434-2294 – **Redaktion:** Annette Maennel (V.i.S.d.P.), Petra Welzel **Mitarbeit:** Karin Nungeßer – Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen. **Anzeigenbüro:** siehe obenstehende Adresse – die Anzeigen-Preisliste kann bei der Redaktion angefordert werden. **Bankverbindung:** Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205 00, Konto: 33 22 3-02 **Gestaltung und Layout:** Axel Raidt, **Satz:** weibblich, **Scans:** weibblich/Raidt, **Druck:** Stein, Potsdam  
Der Umschlagentwurf entstand unter Verwendung einer Grafik von Angela Hampel.

Das Abo – holen Sie sich den weiblick ins Haus!



# Geschenkt!



An alle neuen Abonentinnen vergibt weiblick eines der drei abgebildeten Bücher als Dankeschön, solange unser Vorrat reicht. Sollten Sie also den Wunsch haben, weiblick zu abonnieren, schneiden Sie einfach die Postkarte aus und schicken sie an uns.

Ein Jahresabo von weiblick, der Zeitschrift aus Frauensicht. Alle zwei Monate ein neues Heft im Briefkasten. Sechsmal im Jahr interessanter Lesestoff aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Feminismus, Reisen und Mode, gespickt mit guten Fotos und verpackt in einem erfrischenden Layout.



Marke hier!

An die  
Redaktion weiblick  
Anklamer Straße 38  
10115 Berlin



Marke hier!

An die  
Redaktion weiblick  
Anklamer Straße 38  
10115 Berlin

Ja, ich bestelle hiermit die Zeitschrift weiblick zum Preis von 4,90,- DM pro Jahr. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Sollte ich das ABO nicht bis spätestens 6 Wochen vor Jahresende gekündigt haben, verlängert es sich automatisch um jeweils ein weiteres Jahr. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt). Ich zahle:

- per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02
- der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- per beiliegendem Verrechnungsscheck
- per Einzugsermächtigung von meinem Konto
- Abo-Adresse: .....

Datum, Unterschrift: .....

- Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsermächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.: .....

bei der: .....

BLZ: .....

Datum, Unterschrift: .....

Ja, ich verschenke hiermit ein Abo von weiblick zum Preis von 4,90,- DM für ein Jahr an die untenstehende Person. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt).

- Ich zahle per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02
- der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- Ich zahle per beiliegendem Verrechnungsscheck
- Ich zahle per Einzugsermächtigung von meinem Konto
- Abo-Adresse: .....

Meine Adresse: .....

Datum, Unterschrift: .....

- Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsermächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.: .....

bei der: .....

BLZ: .....

Datum, Unterschrift: .....